Wir Myschkins

Anmerkungen zu Dostojewskis "Idiot" aus der Sicht eines Idioten

Von Walter Altvater final 0.45 Stand 7.4.2011

Basis V31

Aktuelle Versionen finden Sie unter www.walter-altvater.de

Inhaltsverzeichnis

Wir Myschkins.....1
Anmerkungen zu Dostojewskis "Idiot" aus der Sicht eines Idioten.....1
1. Vorbemerkung 5
2. „Dialektik der Höhe und Tiefe“ - Wie Myschkins gesehen werden.....6
1. Die „epileptische Wesensveränderung“.....7
2. Janz und die „Aufwachepilepsie“
.....7
3. Einige Anmerkungen zu Tellenbachs „Phänomenologie der Wesensveränderung durch Anfallsleiden“.
.....7
4. Was ist überhaupt Dialektik ? 7
5. Warum „schwarze Schwäne“ nichts beweisen.....10
6. Tellenbachs „Dialektik der Höhe und Tiefe“.....11
7. Vom richtigen Erzählen
.....13
8. Freud über den Epileptiker Dostojewskij
.....14
9. Hermann Hesse über Myschkin
.....18
10. Nietzsches Hass auf die „Idioten“
.....25
3. Myschkin und Ich – Skizzen vom Anderssein.....28
1. Wie ich einmal beinahe in die Ludwigshafener Müllverbrennung gefallen wäre
.....28
2. Konnte Myschkin einen Ball fangen ?
.....29
3. Willensfreiheit, Determinismus und Wechselwirkung
.....30
4. Meine Spezialität sind saudumme Fehler
.....32
5. Wie wird der Wein ?
.....33
6. Über die Flüssigkeit unserer Begriffe
.....34
7. „Warum sagen sie das zu diesen Menschen ?“
.....36
8. Myschkin macht Fehler, doch Rußland verzeiht keine Fehler
.....40
9. Mit Computern machen alle Fehler
.....41
10. Hat Myschkin keinen Humor ?
.....42
11. Über die "Naivität" Myschkins oder warum seine Ehrlichkeit ein Teil seiner Krankheit ist
.....45

12. Mangelnder Respekt
.....45
13. Taxi nach Ringsted.....48
14. Die Letzten werden die Ersten sein und die Ersten werden die Letzten sein
.....51
4. Die „platonische Liebe“ und der „arme Ritter“
.....54
1. Die platonische Liebe
.....56
2. Ideen sind nicht ewig
.....57
3. Das „keuche“ und „finstere“ Mittelalter
oder Ritter und Liebe in Eschenbachs Parzival
.....58
4. Parcival: König der Frauen 60
5. Der Ritter Don Quichotte
.....61
6. Der „arme Ritter“
.....61
7. Der „Arme Ritter“ von Alexander Block
.....66
8. Ein Yankee aus Conneticut an König Artus Hof -
Mark Twain und das Rittertum.....66
9. Kann Myschkin ein Ritter sein ?
.....67
5. Rogoschin und Myschkin 68
1. Ein paar fragwürdige Behauptungen
.....68
2. Rogoschin und Eros.....69
3. Myschkin und Agape
.....69
4. Lieben Rogoschin und Myschkin sich ?.....71
5. Das „Weib“ Myschkin 75
6. Rogoschin Kaufmannssohn
.....77
7. Die Hölle sind nicht die anderen.....80
8. Rogoschins Hölle.....88
9. Myschkins Furcht vor Rogoschin
.....91
6. Liebt er sie oder liebt er sie nicht ? - Myschkin und die Frauen
.....91
1. Der „arme“ Ritter Myschkin 92
1. Maria und das Glück 93
2. Von Wölfen, Pavianen, Schimpansen, Bonobos und der Frage der Moral 108
3. Natasja und ihr „weisser Ritter“.....120
4. Die Geschichte von Isis und Osiris.....122
2. Die zwei Göttinnen und ihr „Held“ 122

1. Die neue Art um Frauen zu werben: Oder: Myschkin und Aglaja auf der Parkbank
.....122
2. Zwei Frauen beschliessen eine Hochzeit.....135
7. Vom Tragischen im Leben und unserer unstillbaren Sehnsucht nach einem immer währenden „Sommernachtstraum“
.....135
1. Das Konzept der Tragödie
.....135
8. Schlussbemerkung.....136

1. Vorbemerkung

Wenn ich ihnen sage, dass ich schon epileptische Anfälle hatte, beschreibe ich ihnen keine Krankheit. So wenig wie ich ihnen eine Krankheit beschreibe, wenn ich ihnen sage: "Damals hatte ich Fieber".
Als ich 4 Jahre alt war, hatte ich schweres Fieber: Ich hatte die Masern und eine leichte Lungenentzündung. Und irgendwann hatte ich das, was man in der Pfalz die "Gischdere" nennt.
Auf Hochdeutsch: Ich hatte Fieberkrämpfe.
Mit Fieber wehrt sich der Körper gegen eine Infektion. Und mit Epilepsie wehrt sich das Gehirn. Die Frage ist: Wogegen ?
Es kann eine Geschwulst sein, eine Hirnverletzung oder die Ursache ist „idiopathisch". „Idiopathisch" steht im Medizin-Jargon für „I don't know".
An einer solchen „idiopathischen Epilepsie" auch „genuine Epilepsie" genannt leide ich.
Genauer gesagt an einer „Aufwachepilepsie". Man vermutet bei einer solchen Epilepsie einen Zusammenhang mit dem Schlaf-/Wach-Rhythmus mit zuvielen Träumen und zuwenig Tiefschlaf.
Wir gelten gewissermaßen als Träumer und Chaoten unter den Epileptikern.

Jeder Mensch kann einen Anfall bekommen. Die Ärzte wissen sogar sehr gut, wie sie einen Anfall provozieren.
Auch ohne jede Provokation erleiden ca.5% der Bevölkerung einmal im Leben einen Anfall.
Diese Menschen gelten aber nicht als epilepsiekrank.
Als krank gilt man erst, wenn man immer wieder Anfälle bekommt.
Zwischen meinem 16. und meinem 18. Lebensjahr hatte ich ca. alle 14-Tage mindestens einen Anfall. Danach, vor allem nach richtiger medikamentöser Einstellung bekam ich nur noch ca. alle 3 Jahre einen Anfall.
Inzwischen nehme ich seit ca. 20 Jahren keine Tabletten mehr und bin anfallfrei.

Ich kann somit sagen: ich bin gesund.

Trotzdem bin ich anders. Und um dieses Anderssein soll es hier gehen.

Dabei beziehe ich einen radikal subjektiven Standpunkt:
Ich versuche mich selbst zu erkunden und die Ergebnisse dieser Erkundung mit der eines Anderen zu konfrontieren.
D.h. mein Gegenstand ist jener Fürst Myschkin und die Frage in wie fern ich selbst ein Myschkin bin.
Wobei das für mich gar keine Frage ist:
Der Fürst ist sowas wie mein älterer Bruder.
Deswegen möchte ich ihn auch ein bißchen in Schutz nehmen z.B. gegen Fehlinterpretationen. Fehlinterpretationen z.B. von Ärzten für die er zu Recht eine Art Modellkranker ist, Fehlinterpretationen aber auch durch ihn selbst bzw. seinen grossen Schöpfer Dostojewksij.
Nein, er ist kein verhinderter Heiliger, der die Idee der Liebe der körperlichen Liebe vorzieht. Er scheitert nur, weil er so wie er ist, bestimmte Forderungen

und Anforderungen seiner Mit- und Umwelt nicht gerecht werden kann u.a. auch beim üblichen Balzritual.
Er ist auch nicht das grosse, naive Kind als das ihn andere abstempeln.

Er „tickt" einfach nur anders.
Und sein größter Wunsch ist es, so zu sein wie alle anderen.
Das ist zugleich sein größter Fehler.
Und damit steht er nicht allein: Alle Myschkins dieser Welt möchten nicht mehr als das: sein wie alle anderen.

Wir sind es aber nicht.
Manches, was andere für schwierig erachten, fällt uns leicht.
Und anderes, von dem alle meinen: das kann doch jeder, können wir nicht.
Und so meinen wir ständig uns entschuldigen müssen, für das was wir nicht können und wundern uns, wenn andere uns für etwas loben, was doch ganz leicht ist und keine Mühe macht.

Nur wenn wir uns offen dazu bekennen, daß wir so wie wir sind, anders sind, haben wir die Chance allen Peinlichkeiten zu entgehen und nicht zu scheitern.

Natürlich gehören dazu immer zwei:
Die, die den Mut haben zu sagen: Ja, ich bin anders.
Und auf anderen Seite eine Gesellschaft die Anderssein nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung ihrer Identität erlebt.
Eine Gesellschaft, die das Nicht-Identische nicht vernichten will, sondern sich einverleiben.
In so fern lebe ich heute hoffentlich in besseren Zeiten als Myschkin.
In Zeiten, die auch deshalb besser sind, weil Leute wie ich dafür gekämpft haben.
Und die mir deswegen auch den Mut geben, über dieses Anderssein zu reden.

2. „Dialektik der Höhe und Tiefe" - Wie Myschkins gesehen werden

1. Die „epileptische Wesensveränderung"

2. Janz und die „Aufwachepilepsie"

3. Einige Anmerkungen zu Tellenbachs „Phänomenologie der Wesensveränderung durch Anfallsleiden".

Belegstelle
Der Aufsatz ist vor allem eines: ärgerlich. Da ihn allerdings mein langjähriger Arzt D.Janz gerne zustimmend zitiert, komme ich nicht umhin, diesen Ärger etwas aus zu breiten. Vor allem da Janz zweifellos derjenige ist, der mit seinem Konzept der Aufwachepilepsie wesentlich dazu beitragen hat, dass Menschen wie ich oder Myschkin überhaupt als Menschen und nicht als Monster wahrgenommen werden.
Eine Leistung, die man um so höher schätzen muss, als sie von einem Arzt vollbracht wurde, der bei Kriegsausbruch 19 war und sich daher dem Trommelfeuer der Nazipropaganda gar nicht entziehen konnte.
Es ist wenig bekannt, dass die Tötungsmaschinerie, die schliesslich nach Auschwitz führte, zuerst in den „Irrenhäusern" aufgebaut und erprobt wurde u.a. auch an Myschkins und es ist und bleibt von daher das grosse Verdienst von Janz bereits 1953 ein 100 Jahres altes falsches, vorurteilsbeladenes, weltweit gepflegtes Bild vom Epileptiker als gewissermassen „geborenen" Verbrecher erfolgreich erschüttert und schliesslich zertrümmert zu haben.
Dass er diese Tat ausgerechnet in und aus dem noch ziemlich braun verseuchten Deutschland unternahm, macht sein Verdienst noch grösser.
Um so ägerlicher seine Zustimmung zu einem Aufsatz, dessen kindische Essenz darin besteht, Myschkin (und damit alle Myschkins), statt zum großen Verbrecher, zum großen Kind zu erklären.
Ein Aufsatz, der zudem die seit Hegel beliebte Unsitte fortsetzt, es nicht unter einer „Phänomenlogie" im hochgestochenen Pseudo-Philosophen-Slang zu tun und dabei gleich eine „Dialektik" des Hohen und Niederen bei Myschkin zu kreieren.
Doch bevor das näher analysieren können, gestatten wir uns erst einen notwendigen Einschub:

4. Was ist überhaupt Dialektik ?

Es ist ein weitverbreitetes Mißverständnis logisches Denken mit richtigem Denken gleich zu setzen.
Warum das falsch ist und zwar grundsätzlich falsch, läßt sich am besten am folgenden Beispiel erkennen:
Nachdem das deutsche Bürgertum mehrheitlich Treitschkes unsäglichen und unsäglich dummen Satz: „Die Juden sind unser Unglück" akzeptiert hatte, erschien ihm die „Endlösung Judenfrage" nur noch als logisch.
Von Treitschke führt eine in sich stimmige logische Kette nach Wannsee und von

dort nach Auschwitz.
Jegliches logische Denken hängt an einem Nagel namens „Prämisse" und wenn dieser Nagel in die falsche Wand geschlagen wird, hängt auch die Kette falsch.
Das bedeutet aber, dass logisches Denken seine Wahrheit aus der Prämisse bezieht. Wenn diese oder jene Prämisse stimmt, stimmt auch das, was daraus abgeleitet wird.
Daraus erklärt sich überhaupt die grosse Bedeutung des logischen Denkens für unser ganzes Leben:
Weil wir logische Beziehungen bilden können, können wir darauf verzichten jedesmal bei jeder Behauptung den Wahrheitsbeweis empirisch antreten zu müssen. „Wenn.. dann.." erspart uns jede Menge Arbeit.
Darin liegt aber auch die oben beschriebene Gefahr, etwas schon für wahr zu halten, weil es Teil einer logischen Kette ist.
Es ist so gar noch problematischer:
Das Fundamentalgesetz jedweden logischen Denkens lautet nämlich A = A bzw. A ne nicht-A, will heissen: Veränderung ist verboten. Das Ich von heute soll das selbe sein wie das ich von gestern. Zumindest in Bezug auf die Eigenschaften, auf die sich unsere Kette bezieht.
Logische Wahrheiten sind damit aber ziemlich endlich und beschränkt.
Aus diesem Grund spricht Hegel in der Wissenschaft der Logik vollkommen zurecht davon, dass der Satz A = A genauso wahr sei wie sein Gegenteil.
So sehr Hegel aber mit seiner Kritik des logischen, des „verständigen", des rationalen Denkens Recht hatte, so sehr ging er fehl in seinem Bemühen an die Stelle der Logik eine „dialektische Logik" zu setzen.
Es sollte eine Logik des Unlogischen werden.
Wäre dies gelungen, so hätte er tatsächlich den „Stein der Weisen" gefunden und er wüsste was die Welt im innersten zusammen hält.
Um mit Douglas Adams zu sprechen:
Die „dialektische Logik" sollte die Antwort auf alle „42er-Fragen" sein.
Sie ist gescheitert wie „Deep thrue".
(Douglas Adams, Per Anhalter durch die Galaxis,?,Seite ?)
Wir erhalten somit auf die Frage „Was ist Dialektik" zwei Antworten:
Dialektik im richtig verstandenen Sinn ist demnach das Wissen um die Beschränktheit logischen Denkens, gepaart mit dem Wissen darüber, dass das Leben selbst unlogisch ist.
Logisches Denken war nicht immer selbstverständlich. Wenn wir aber auf den Ursprung logischen Denkens zurück gehen, treffen wir auf Parmenides, der seine Göttin u.a. folgendes ausführen lässt:

„ 8. So bleibt nur noch Kunde von Einem Wege, daß [das Seiende] existiert. Darauf stehn gar viele Merkzeichen; weil ungeboren, ist es auch unvergänglich, ganz, eingeboren, unerschütterlich und ohne Ende. Es war nie und wird nicht sein, weil es zusammen nur im Jetzt vorhanden ist als Ganzes, Einheitliches, Zusammenhängendes [Kontinuierliches]. Denn was für einen Ursprung willst Du für das Seiende ausfindig machen? Wie und woher sein Wachstum? [Weder aus dem Seienden kann es hervorgegangen sein; sonst gäbe es ja ein anderes Sein vorher], noch kann ich Dir gestatten [seinen Ursprung] aus dem Nichtseienden auszusprechen oder zu denken. Denn unaussprechbar und unausdenkbar ist es, wie es nicht vorhanden sein könnte. Welche Verpflichtung hätte es denn auch antreiben sollen, früher oder später mit dem Nichts zu beginnen und zu

wachsen? So muß es also entweder auf alle Fälle oder überhaupt nicht vorhanden sein.
Auch kann ja die Kraft der Überzeugung niemals einräumen, es könne aus Nichtseiendem irgend etwas anderes als eben Nichtseiendes hervorgehen. Drum hat die Gerechtigkeit Werden und Vergehen nicht aus ihren Banden freigegeben, sondern sie hält es fest[.] Die Entscheidung aber hierüber liegt in folgendem: es ist oder es ist nicht! Damit ist also notwendigerweise entschieden, den einen Weg als undenkbar und unsagbar beiseite zu lassen (es ist ja nicht der wahre Weg), den anderen aber als vorhanden und wirklich zu betrachten. Wie könnte nun demnach das Seiende in der Zukunft bestehen, wie könnte es einstmals entstanden sein? Denn entstand es, so ist es nicht und ebensowenig, wenn es in Zukunft einmal entstehen sollte. So ist Entstehen verlöscht und Vergehen verschollen. *„ [Parmenides aus Elea: Fragmente. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 108-109 (vgl. Diels-Vorsokr. Bd. 1, S. 153-156) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]*

Parmenides möchte uns nicht mehr und nicht weniger als Werden und Vergehen, Geburt und Tod verbieten. Sie seien nicht wirklich, nur Schein. Das wäre der Preis den wir für die unumschränkte Gültigkeit logischen Denkens, für den entgültigen Sieg des Identischen zu zahlen hätten.
Platon versuchte das Konzept mit seinem ewigen Ideenreich in eine Höhle zu retten und Kant versetzte die ewigen Ideen als „Ding an sich" ins Jenseits, auch ins Jenseits unseres Denkens.
Es ist sicher kein Zufall, dass der Denker des seienden Ist, ewig und unzerstörbar, aus der Hafen- und Kaufmannsstadt Elea kam. Wer von Italien aus mit Spanien, genauso wie mit Kleinasien Handel betreibt, benötigt Verbindungen und Verträge. Und zu diesen Verträgen gehört ein Geist der Verläßlichkeit, was vereinbart ist, hat zu gelten. Das „Alles fliesst" des gleichzeitigen Heraklit kann niemals eine Kaufmannstugend sein. Dialektik und Vertragstreue gehen selten Hand in Hand.

Wirkliches dialektisches Denken wäre demnach das Wissen um die Endlichkeit und Beschränktheit jeglicher Identität und dass man den Schmerz der Nicht-Identität , des täglichen Sterbens und Neugeboren werdens, aushalten kann. Dieses Denken entfaltet sich in Geschichte und Geschichten, denn dort ist der genau der Platz um vom Entstehen des Seiendem aus Nichtseiendem und vielen anderen Dingen, die Parmenides leugnet, zu erzählen.
Dialektisches Denken ist demnach nichts anderes als von allem was ist, die Geschichte wie es wurde und wie es wieder vergehen wird, zu kennen, zu verstehen und zu erzählen.
Vorzugsweise in Deutschland und im Anschluss an Hegels mal geniale, mal banale und manchmal saudumme Drei-Schritt-Sentenzen von These – Antithese – Synthese versteht man unter „Dialektik" oft auch ein wichtigtuerisches „Einerseits-Andererseits"-Geraune, das in der Regel nicht nur der Mitte, sondern auch der Mittelmässigkeit verfallen ist und damit wären wir wieder bei Tellenbach und seiner Philosophie der angeblichen Mediokrität Myschkins.
Doch bevor wir uns wieder Tellenbach zu wenden, müssen wir noch einen Moment bei unseren allgemeinen philosophischen Überlegungen bleiben.

5. Warum „schwarze Schwäne" nichts beweisen

Es wäre ein prinzipielles Mißverständnis, wenn man die oben geäußerte Kritik an Hegel mißverstehen würde als prinzipielles Einverständnis mit Popper und Co.
In dieser Denkschule philosophiert man gern über „schwarze Schwäne" und darüber welche Sensation angeblich darin bestehen soll, dass man im 18. Jahrhundert in Australien schwarze Schwäne entdeckt hat.
Die ganze „Weisheit" dieser Argumentation besteht darin, dass man ganze Bücher über die Erkenntnis verfasst, wonach man aus „alle Schwäne, die ich sehe sind weiss" nicht schliessen darf, dass alle Schwäne weiss sind.
Das ist zwar unbestreitbar wahr, aber zugleich so wahr, dass kein normal denkender Mensch jemals solche Schlüsse zieht.
Es ist das prinzipielle Problem dieser Leute, dass sie nur logisches Denken kennen und dann verwickelt sich ihr logisches Denken in Widersprüche und sie stehen staunend davor und wollen, dass wir mitstaunen.
Dabei vergessen sie, dass niemand, außer ihnen selbst, nur logisch denkt.
Der berühmte Satz: „Ich bin ein Kreter und ich sage euch, alle Kreter lügen !" stellt nur Logiker und Mathematiker vor unlösbare Probleme.
Kein Taxifahrer auf der Welt, egal ob aus Kreta, Griechenland, der Türkei, Deutschland oder dem Libanon, wird sich jemals bei der logischen Antonomie dieses Satzes aufhalten.
Stattdessen wird man mit großer Leidenschaft die Frage diskutieren wie ehrlich oder verlogen die Kreter nun tatsächlich sind.
Jeder Taxifahrer wird nämlich implizit unterstellen, dass der Satz meint:
„Ich bin ein Kreter und ich kenne meine Landsleute und deswegen sage ich euch, dass die meisten von ihnen lügen !".
Niemand meint, wenn er „alle Kreter" sagt, „alle ohne jede Ausnahme".
Niemand, ausser professionellen Logikern, meint, wenn er sagt: „alle Schwäne sind weiss", dass es niemals und nirgends auf der Welt Schwäne geben kann, die nicht weiss sind.
„Alle" meint in der Alltagssprache nicht das selbe wie in der Sprache der Logiker.
Für jeden Logiker meint „Alle" „Alle ohne jede Ausnahme", der Volksmund weiss aber: Es gibt keine Regel ohne Ausnahme. D.h. das „Alle" der Logiker ist im Alltagsdenken nicht existent. Wer deswegen dem Alltagsdenken vorwirft es sei falsch, macht aber selbst einen Fehler: Warum sollte unser normales Denken sich freiwillig Probleme einhandeln, die am Ende auch kein Bertrand Russel lösen konnte ? Jeder, der mit Computern arbeitet, weiss, dass das „Denken" der Maschine dem menschlichen Denken im Allgemeinen weit unterlegen ist.
Ein Grund dafür ist der starre Begriffe von „Alle" ein anderer die fehlende Fähigkeit bloße Ähnlichkeit anstelle von Gleichheit zu identifizieren.
Die Starrheit, manche nennen es auch „Exaktheit" der meisten logischen Termini ist ein Problem und keineswegs eine Garantie für richtiges Denken.
Oder andersrum: Die „Ungenaugigkeit" unseres Alltagsdenkens und die Fähigkeit diese Ungenauigkeit aus zu halten, macht dieses Denken der Maschine überlegen.
Die Starrheit der logischen Termini ist allerdings eine Garantie für folgerichtiges Denken. Eines der zentralen Probleme unserer Denkkultur ist, dass wir fortwährend folgerichtiges Denken mit richtigem Denken gleichsetzen. Die verdiente Strafe für diese intellektuelle Todsünde begegnet uns im

Fundamentalismus, egal welcher Couleur, dem die Welt klar getrennt in Gut und Böse zerfällt.
Und das Unkritische am „kritischen Rationalismus" besteht gerade darin, dass er logisches Denken per se für wahr hält, d.h. er hat kein kritisches Verhältnis zum Rationalismus selbst.
Er steht damit nicht allein. Dialektik ist derzeit aus der Mode.
Allerdings waren daran auch die Dialektiker nicht unschuldig: Der Versuch eine Logik des Unlogischen zu erfinden konnte nur im Fiasko oder im banalen, nichtssagenden Geschwätz enden. Trotzdem ist der derzeitige Trend logisches Denken unhinterfragt schon für wahr zu halten und die Existenz des Unlogischen zu leugnen, Theorien die auch das Unlogische fassen wollen, mit dem Stempel der „Unwissenschaftlichkeit" zu versehen, eine gefährliche Blindheit.
Die Welt ist kein Computer und selbst im Computer ist der Zustand in dem alle Schalter auf Null oder Eins stehen in Wirklichkeit ein Ausnahmezustand. Die weitaus meiste Zeit sind die Schalter am Kippen.
Man braucht eine sehr genaue Uhr namens Taktgenerator um immer genau den richtigen, den eindeutigen Zustand zu erwischen.
Und manchmal spielt uns auch Hitze und Kälte einen Streich und die Maschinen fangen an zu „spinnen".
Logische Schlüsse der Art, dass wenn A und B gleich sind und A und C ebenfalls, dass dann auch A und C gleich sind, setzen immer voraus, dass gilt A = A und sich A nicht während des Schliessens von A in A' verwandelt.
Diese Voraussetzung ist aber alles andere als selbstverständlich. Und genau deswegen ist die prinzipielle Wahrheit logischen Denkens niemals garantiert.
Man nimmt an, dass A bleibt was es ist. Und diese Annahme ist nicht mehr als eine Arbeitshypothese, die zu unserem Glück und zur Erleichterung unseres Lebens meistens annähernd wahr ist. Mehr nicht.

6. Tellenbachs „Dialektik der Höhe und Tiefe"

„Es gibt kaum einen Zug im Wesen des Fürsten, der uns so ubiquitär entgegentritt wie sein *Kindhaftigkeit*. „ urteilt Tellenbach.
Belegstelle
Das Kindhafte solle sich u.a. im Mangel an Takt und in seinem fehlenden sexuellen Interesse an Natasja kenntlich machen.
Überhaupt scheint ihn nur die Beziehung zwischen Natasja und dem Fürst in den Blick zu geraten, Aglaja scheint eine Nebengestalt.
Dabei übersieht er, dass gerade die Szene auf der Parkbank mit Aglaja für den Roman, aber auch für den Epileptiker Myschkin zentral ist.
Aber bleiben wir bei der Kindhaftigkeit und der fehlenden sexuellen Beziehung zu Natasja:
Was Tellenbach ziemlich grosszügig ignoriert und nur in einem Nebensatz über Rogoschin erwähnt:
Natasja wurde als 16jährige von Tozki in einen goldenen Käfig gesperrt und zu

seiner Geliebten gemacht. Und zwar in dem er in „Freudendorf" ein „Freudenhaus" unterhielt. Er hat sie abgerichtet wie ein Reitpferd und nun ist sie in Petersburg, weil sie sich an Tozki und allen anderen Männern für das rächen will, was ihr angetan wurde.
Myschkin ist der einzige, der ihre geschundene Seele erkennt und heilen möchte, der einzige der diese Frau auch als Frau ernst nimmt. Und damit erweist er sich als Kind ? Mit unentwickeltem Eros ? Sind dann die bloße Geilheit und die Gleichgültigkeit gegen das, was eine Frau empfindet, zumal einer Frau von der wir nicht wissen, ob sie überhaupt Spaß und Freude an der Sexualität hat oder einfach nur gelernt hat sich von Tozki besteigen zu lassen, entwickelter, erwachsener Eros ?
Zu diesem Befund würde auch Tellenbachs Humorbegriff passen:
Am Beginn des Romans erzählt Myschkin vom „alten Geschlecht der Myschkins" und Rogoschin und Lebedeff lachen über dieses versehentliche und müde Altherrenwitzchen. Myschkin kann nicht lachen, ich auch nicht, aber ich bin ja von der gleichen Fakultät wie Myschkin. Daraus leitet Tellenbach dann weitreichende Schlüsse her über Myschkins fehlenden Humor. Das Erwachsensein mißt sich aber selten an der Menge des auf Paukböden gesoffenen Biers und an der Kenntnis der bei solchen Gelegenheiten gerissenen Zoten.
Zeigt nicht gerade der Versuch Myschkins Natasjas geschundene Seele zu heilen von einem Verantwortungsbewußtsein dem geliebten Menschen gegenüber von dem all diese Tozkis, Jepantschins, Rogoschins, Lebedefs etc. meilenweit entfernt sind.
Und man muss schon arg vom Geist der Mittelmässigkeit durchdrungen sein, wenn man die Anpassung an den common sense einer Meute, die sich, alle wie sie sind, jedenfalls auf der männlichen Seite, sehr oft als die eigentlichen Idioten erweisen, zur Generaltugend erklärt.
Was Tellenbach aber zu allererst nicht versteht:
Gerade weil Myschkins Epilepsie in einer abweichenden Struktur seines Geistes ihre Basis hat, ist bereits das Kind Myschkin anders als andere Kinder. Und deswegen kann auch der Mann Myschkin nur ein anderer Mann sein. Für seine Reife oder Unreife liefern die „Normalen" keinen brauchbaren Maßstab.
Zumal Tellenbach es versäumt für das Erwachsensein etwas anderes an zu geben als seinen fragwürdigen Maßstab der Normalität.
Vom Vertrauen und der angeblichen Vertrauensseeligkeit Myschkin wird später noch zu reden sein.
Das Gerede von der epileptischen Wesensveränderung verwechselt überhaupt Ursache mit Wirkung. Nicht der Anfall ändert das Wesen, sondern das andere Wesen erleidet wegen seines Andersseins eher einen Anfall als andere Menschen.
Anders zu sein ist aber noch keine Krankheit. Es kann krank machen, wenn dieses Anderssein, dieses Nicht-Identisch sein, in Konflikte führt, die den Mensch, vor allem aber seinen Geist, überfordern.
Und selbst dann muss das Problem nicht im und am Anderen liegen.
Der Reifeprozess, der zum Erwachsenwerden gehört, muss bei den Myschkins einer etwas anderen Logik folgen, weil sie anders sind, wenn er gelingen soll. Dabei müssen die spezifischen Stärken genauso wie die spezifischen Schwächen und der richtige Umgang mit beiden, so dass ein selbständiges erwachsenes Leben möglich ist, gelernt werden.

Dass dies nicht einfach ist, zeigt sich daran, dass die Pubertät die Zeit ist, in der fast alle ihre Anfälle bekommen. Aufwachepileptiker sind meist 16 oder 17 wenn sie ihre „Anfallkarriere" starten.
Wenn wir diesem Andersein im einzelnen nachgehen, wird sich zeigen, dass manches was Tellenbach als „unreif" abtut, richtig, vernünftig oder nicht zu vermeiden ist auf der Basis dieser eigensinnigen Logik.
Dialektisches Denken bedeutet überhaupt, dass man jenseits allen Identitätsdenkens, alles „ich bin, der ich bin"-Geraunes (bekanntlich definiert sich so sogar Gott), von der Existenz unterschiedlicher, manchmal gegensätzlicher Logiken und Identitäten weiss und davon, dass diese auch in ein und der selben Person existieren. An die Stelle einer „Dialektik der Höhe und Tiefe" tritt daher die Erkenntnis über die eigene Logik, mehr noch: die je eigene Geschichte, der ein Myschkin folgt und bis zu einem gewissen Grad immer folgen muss.
Diese eigene Logik ergibt sich u.a. daraus, dass uns manches leicht fällt, bei dem andere sich schwertun: Geschichten, Entwicklungen, Zusammenhänge erfassen wir oft eher und besser als andere. Das ergibt dann die Tellenbachsche „Höhe", aber gleichzeitig müssen wir damit fertig werden, dass oft einfache Dinge nicht checken und dann stürzen wir in die Tellenbachsche „Tiefe".
Nur dass dieses allgemeine Geraune von Höhe und Tiefe eben nichts wirklich erklärt sondern nur die Illusion einer Erklärung verbreitet.

7. Vom richtigen Erzählen

Wenn wir uns fragen, wie wir die Welt erkennen sollen und können werden wir im Grossen und Ganzen 2 komplementäre Methoden gegeneinander abgrenzen:

Einmal das Erfassen der inneren Logik einer Sache und die daraus sich ergebende Ausformung genereller Regeln, Sätze und Gesetze.
Diese Regeln fassen aber immer nur das Allgemeine.
Sie geben uns die Knochen, das Skelett, aber nicht das wirkliche Leben.

Zum anderen aber das sich Einlassen auf die jeweilige Geschichte, eigentlich sogar das sich darin Verlieren. Wie ein Fluß entspringt sie dann in den Bergen und mäandert dem Meer der Weltweisheit zu.
Und manchmal schleppt dieser Geschichten-Fluss Goldkörner mit. Aber nur wenn er nicht kanalisiert wird durch allzu enge Konvention oder Tendenz.

Grosse Erkenntnisse basieren immer auf großen und großartigen Erzählungen. Das wird über dem später daraus abgeleiteten Formelapparat gerne vergessen.

Das heutige Mißtrauen gegen die „großen Erzählungen" ist kontraproduktiv. Was allein berechtigt ist, ist das Mißtrauen gegenüber der Idee einer angeblich „ehernen Logik", die aus diesen Erzählungen folgen soll.
Aus Erzählungen erfolgt überhaupt keine Logik. Erzählungen sind per se antilogisch, weil sie die Veränderung, das Werden und Vergehen beschreiben.

Damit handeln Erzählungen immer davon wie Nicht-Identisches Identisch wird und umgekehrt.

Logisches Denken ist aber im wesentlichen Identitätsdenken.

Nach einem bekannten Satz haben die Philosophen die Welt nur verschieden interpretiert, „es kömmt darauf an sie zu verändern."
Wer Geschichte und Geschichten erzählt, erzählt davon, wie und warum sich die Welt verändert hat. Niemand kann daraus unmittelbar schliessen, wie sie sich in Zukunft verändern lässt. Aber andererseits bringt auch nicht jeder neue Augenblick nur Neues.
Die Logik präpariert das heraus, was nicht neu ist am Neuen.
Was sich wiederholt.

Dagegen ist die Hermeneutik, die angeblich nach Dilthey das Feld der Geisteswissenschaften ist, vor allem eines: Nicht Fisch noch Fleisch, noch Knochen.
In Abwandlung obigen Satzes, könnte man sagen: Die Hermeneutiker haben die Philosophen (Dichter, Musiker, Maler etc.) nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, selbst zu denken.
Es ändert an der Autoritätsfixiertheit von Denken überhaupt nichts, wenn man statt der Bibel oder dem Koran einen anderen Kanon zu lesender Autoren definiert und dann fleißig wiederkäut.
Auch die bei den „Eigentlichen" so beliebten „alten Griechen", die so bedeutungsschwanger „wesen" verbreiten angesichts dessen eher den Geist von Verwesung.

Natürlich wird jeder, der Geschichten erzählt, dies aus einer bestimmten Perspektive tun und er/sie wird auch wissen wollen wie andere die Geschichte erzählt haben und manchmal kann gerade das Erzählen über die verschiedenen Arten eine Geschichte zu erzählen selbst wieder eine sehr spannende Geschichte ergeben. Aber entscheidend bleibt immer: Am Ende muss eine eigene Geschichte heraus kommen.
Und wenn diese Geschichte uns etwas über die Welt verrät, in der wir leben, dann ist sie gut.

8. Freud über den Epileptiker Dostojewskij

Ein ganz großer Erzähler war zweifellos Freud. Seine Geschichte vom Es, vom Ich und vom Über-Ich ergibt ein großartiges Setting um zu beschreiben, wie unsere biologische Grundausstattung auf das, was die Gesellschaft von uns fordert, reagiert und wie sich in dieser Spannung ein Ich herausbildet bzw. wie diese Ich-Entwicklung scheitern kann.
Natürlich gab es in dieser Erzählung schon immer ein paar problematische Unterstellungen, z.B. die, dass wir biologisch nur Männer sind, mit und ohne Penis. So als hätten Höhleneingänge, möglichst zugewachsen, nicht schon immer

eine magische Anziehung auf kleine und große Jungen. Und es gibt halt nicht nur die Urangst kastriert zu werden, sondern ebenso die Angst sich in einer Höhle für immer zu verlaufen.
Problematisch ist auch die Unterstellung einer Art von „Trieberhaltungssatz" bei der die Summe der Triebenergie immer gleich sein soll. Danach behindert die Liebe zu und von einer Frau unsere Leistungsfähigkeit, weil sie uns angeblich die Energie raubt, die wir für wissenschaftliche, sportliche, wirtschaftliche oder politische Höchstleistungen brauchen.
Das entspricht zwar unserer protestantischen Tradition, ist aber deswegen noch nicht wahr.
Vollends problematisch ist der unter dem Einfluß des Misantropen Schopenhauer hergeleitete „Todestrieb". Dass die Suche nach absoluten Gewissheiten am Schluss nur den Tod als letzte und entgültigste aller Gewissheiten übrig ließ, läßt nur den Schluss zu, dass man sich besser von letzten und absoluten Gewissheiten fernhält.
Die grosse Zuneigung, die das ausgehende deutsche 19.Jahrhundert dem Tod entgegenbrachte, hat bekanntlich in der „schwarzen Milch der Frühe" mit dem „Tod als Meister aus Deutschland" geendet. Diese verhängnisvolle und für viele Menschen lebensbedrohende deutsche Fehlentwicklung darf aber nicht der Biologie angelastet werden. Der Bauplan für Mord-Fabriken findet sich nicht in unseren Genen.

Zwar spricht viel dafür, dass der Vatermord in der patriachalischen Gesellschaft ein durchaus konstitutives Element ist. Die Erzählung vom König Ödipus ist sogar noch ein vergleichbar harmloses Beispiel dafür.
So tötet bekanntlich Zeus-Kronos seinen Vater, schneidet ihm die Geschlechtsteile ab und aus dem ins Meer getropften Samen wächst in einer Muschel Aphrodite.
D.h. die Liebe existiert nur durch den Vatermord.
Nur spricht halt wenig dafür, dass die ursprüngliche Menschengesellschaft ausschließlich patriarchalisch war. Unsere nächsten Verwandten: Schimpansen und Bonobos lassen jedenfalls auch für die frühen Menschen wesentlich komplexere Strukturen vermuten.
Das gilt selbst dann, wenn man den sehr schönen Erzählungen Franz de Wals über „Make love not war" als grundlegende Verhaltensstrategie der Bonobos mißtraut.
Auf jeden Fall scheint die Sozialstruktur der Bonobos eher matriarchalisch zu sein.
Das Es erweist sich damit als viel variabler und weit weniger festgelegt als sich Freud das vorstellen wollte. Das Soziale einschließlich der Empathie scheint auch (schon weil Empathie die Basis intelligenten Verhaltens ist) viel fester in unserem biologischen Erbe verankert zu sein, als er glaubte. Damit müssen wir unser Es auch nicht mehr als fremde Macht fürchten, die uns überwältigt und in Mord und Totschlag treibt.
Auf der anderen Seite schützt aber auch Kultur nicht vor Barbarei. Bekanntlich mußte Himmler bei der Besichtigung von Auschwitz kotzen, weil sein Es viel anständiger war als sein Ich und Über-Ich. Er hat dann jene furchtbare Rede gehalten über den sich für die Sache des Nationalsozialismus aufopfernden SS-Mann, der sich beim Morden nicht schont und gegen alle natürliche Abneigung in kantischer Pflichterfüllung treu bei der Sache, in dem Fall beim Zyklon B, bleibt.

Aus Himmler spricht in der Tat das väterliche Über-Ich, aber welches Monster grinst uns da an ! Und wer wissen will, wie dieses Monster geschaffen wurde, der lese von Andersch, „Der Vater eines Mörders". Himmlers Vater war Schullehrer und unterrichtete u.a. Alfred Andersch.

Aber selbst wenn man all diese Abstriche bei Freud von vorne herein schon mal macht, ist die Enttäuschung trotzdem noch riesig, über die allzu dünne Wassersuppe, die er uns in seiner Abhandlung über den Epileptiker und ebenfalls großen Erzähler Dostojewskij anbietet.
Das beginnt bei der Frage: Hatte Dostojevskij nun epileptische Anfälle und gehört damit den Neurologen oder sind es in Wirklichkeit hysterische Anfälle und dann könnte sich Freud als der eigentlich kompetente in der Behandlung von Neurosen präsentieren.
Freud löst dieses Problem nach der Art jenes Besoffenen, der seinen verlorenen Schlüssel nicht dort sucht, wo er ihn verloren hat, sondern unter der Laterne, weil es dort heller ist.
Freud schreibt:
„Wodurch wird nun im strengen Sinne die Neurose erwiesen? Dostojewski nannte sich selbst und galt bei den anderen als Epileptiker auf Grund seiner schweren, mit Bewußtseinsverlust, Muskelkrämpfen und nachfolgender Verstimmung einhergehenden Anfälle. Es ist nun überaus wahrscheinlich, daß diese sogenannte Epilepsie nur ein Symptom seiner Neurose war, die demnach als Hysteroepilepsie, das heißt als schwere Hysterie, klassifiziert werden müßte. Volle Sicherheit ist aus zwei Gründen nicht zu erreichen, erstens, weil die anamnestischen Daten über Dostojewskis sogenannte Epilepsie mangelhaft und unzuverlässig sind, zweitens, weil die Auffassung der mit epileptoiden Anfällen verbundenen Krankheitszustände nicht geklärt ist.
Zunächst zum zweiten Punkt. Es ist überflüssig, die ganze Pathologie der Epilepsie hier zu wiederholen, die doch nichts Entscheidendes bringt, doch kann man sagen: Immer hebt sich noch als scheinbare klinische Einheit der alte *Morbus sacer* hervor, die unheimliche Krankheit mit ihren unberechenbaren, anscheinend nicht provozierten Krampfanfällen, der Charakterveränderung ins Reizbare und Aggressive und der progressiven Herabsetzung aller geistigen Leistungen. Aber an allen Enden zerflattert dies Bild ins Unbestimmte. Die Anfälle, die brutal auftreten, mit Zungenbiß und Harnentleerung, gehäuft zum lebensbedrohlichen *Status epilepticus,* der schwere Selbstbeschädigung herbeiführt, können sich doch ermäßigen zu kurzen Absenzen, zu bloßen rasch vorübergehenden Schwindelzuständen, können sich ersetzen durch kurze Zeiten, in denen der Kranke, wie unter der Herrschaft des Unbewußten, etwas ihm Fremdartiges tut. Sonst in unfaßbarer Weise rein körperlich bedingt, können sie doch ihre erste Entstehung einem rein seelischen Einfluß (Schreck) verdankt haben oder weiterhin auf seelische Erregungen reagieren. So charakteristisch die intellektuelle Herabsetzung für die übergroße Mehrzahl der Fälle sein mag, so ist doch wenigstens *ein* Fall bekannt, in dem das Leiden intellektuelle Höchstleistung nicht zu stören vermochte (Helmholtz). (Andere Fälle, von denen das gleiche behauptet wurde, sind unsicher oder unterliegen denselben Bedenken wie Dostojewski selbst.) Die Personen, die von der Epilepsie befallen sind, können den Eindruck von Stumpfheit, behinderter Entwicklung machen, wie doch das Leiden oft greifbarste Idiotie und größte Hirndefekte begleitet, wenn auch nicht als notwendiger Bestandteil des Krankheitsbildes; aber diese

Anfälle finden sich mit allen ihren Variationen auch bei anderen Personen vor, die eine volle seelische Entwicklung und eher übergroße, meist ungenügend beherrschte Affektivität bekunden. Kein Wunder, daß man es unter diesen Umständen für unmöglich findet, die Einheit einer klinischen Affektion »Epilepsie« festzuhalten. Was in der Gleichartigkeit der geäußerten Symptome zum Vorschein kommt, scheint eine funktionelle Auffassung zu fordern, als ob ein Mechanismus der abnormen Triebabfuhr organisch vorgebildet wäre, der unter ganz verschiedenen Verhältnissen in Anspruch genommen wird, sowohl bei Störungen der Gehirntätigkeit durch schwere gewebliche und toxische Erkrankung als auch bei unzulänglicher Beherrschung der seelischen Ökonomie, krisenhaftem Betrieb der in der Seele wirkenden Energie. Hinter dieser Zweiteilung ahnt man die Identität des zugrunde liegenden Mechanismus der Triebabfuhr. Derselbe kann auch den Sexualvorgängen, die im Grunde toxisch verursacht sind, nicht fernestehen; schon die ältesten Ärzte nannten den Koitus eine kleine Epilepsie, erkannten also im sexuellen Akt die Milderung und Adaptierung der epileptischen Reizabfuhr."

Das letztere ist natürlich, auch wenn es von den „ältesten Ärzten" kommt, besonderer Blödsinn. Wer einmal mit Muskelkater, zerbissener Zunge und geschlagen mit einem Gefühl der abgrundtiefen Blödheit und Leere im Kopf, mit großen Problemen einfachste Fragen, etwa der danach, was denn nun 1+1 ist, richtig zu beantworten, wach wird, wobei man ja eigentlich gar nicht wach wird, sondern nur als wach wahr genommen wird, erst Tage später ist man wieder wirklich wach, wer also einen solchen Zustand einmal erlebt hat, wird niemals auf die Idee kommen, ein solches Geschehen mit einem Orgasmus in Bezug zu setzen.
Was aber, davon abgesehen, am meisten auffällt, ist, wie große Mühe Freud sich gibt, die Epilepsie bei Dostoevskij zu einer „sogenannten" Epilepsie zu erklären. Hier will jemand offensichtlich gar nicht wissen, dass auch intellegente Menschen, ja sogar Genies Anfälle bekommen können.
Wenn ich irgendwem erkläre, dass ich Epileptiker bin(selbst wenn ich schon lange keine Anfälle mehr habe), dann versuchen die Allermeisten, Frauen wie Männer, so schnell als möglich das Thema zu wechseln. Ich spüre förmlich das körperliche Unbehagen, das eine solche Botschaft auslöst.
Dieses Unbehagen spürt man auch bei Freud. Dass es da in der Psychatrie ein paar Idioten gibt, die von Zeit zu Zeit merkwürdig schreien und dann zucken, ansonsten aber mehr und mehr dem Schwachsinn verfallen, macht ihm wenig aus, aber dass ein Helmholtz oder Dostojewskij, Leute, die ihm in Punkto geistige Potenz um nichts nachstehen, vor dieser „ unheimliche Krankheit" nicht gefeit sind, das ängstigt ihn zutiefst.
Wir können und wollen ihm da kein bißchen helfen.
Es ist ja überhaupt so: Wenn wir Menschen ohne Arme oder Beine funktionierende Prothesen wünschen, tun wir das nicht nur für sie, sondern auch für uns. Jeder Armstumpf erinnert uns daran, dass auch wir nicht unverletzlich sind.
Es gibt halt nicht nur eine Kastrationsangst.
Und ich denke, die Angst den „Kopf zu verlieren" ist unter all diesen Ängsten nicht die geringste.
Myschkin unterhält die Jepantschinschen Damen bei seinem ersten Besuch ja unter anderem mit dieser merkwürdigen Geschichte über seinen Besuch bei

einer Hinrichtung. Beim Guilitonieren geht es ganz konkret darum, dass man seinen Kopf für immer verliert.
Aber auch jeder Anfall ist ein solcher, wenigstens zeitweiser Verlust.
Selbst wenn man keinen Anfall hat: Die Anfälle sind ja nur die Spitze des Eisbergs. Die regelmässigen Fehlleistungen, von denen noch die Rede sein wird, führen dazu, dass sich kein Myschkin seines Kopfes wirklich sicher sein kann.
Das führt zu einem merkwürdigen Widerspruch: Einerseits weiss jeder Myschkin, dass er nicht normal ist, andererseits ist der Wunsch ganz normal zu sein, übermächtig.
Wie übermächtig, kann ich mit einem kleinen Beispiel aus eigenem Erleben schildern: Zwischen meinem 16-18. Lebensjahr hatte ich, u.a. wegen unzureichender Einstellung auf die richtigen Medikamente, ungefähr im 2-Wochen-Rhytmus Anfälle.
Gleichzeitig war ich, getreu meinem großen Vorbild Rudi Dutschke, Reisender in Sachen Weltrevolution. Bei einem solchen „Einsatz" wurde es später und ich erinnere mich noch, dass ich mit einem Bekannten an der Bushaltestelle gestanden habe, um auf den Bus zur letzten Straßenbahn nach Bad Dürkheim 20 km weiter zu warten.
Wach wurde ich dann wieder im Krankenwagen kurz vor meinem Elternhaus. Sobald ich wieder wach wurde und schon im Krankenwagen versuchte ich den Sanitätern zu erklären, wieso ihr Einsatz ganz überflüssig gewesen sei, ich hatte ja nichts, nur einen Anfall. Dabei hätte ich bei nüchterner Betrachtung wissen müssen, dass ich ohne die Sanitäter nie nach Hause gekommen wäre.

9. Hermann Hesse über Myschkin

Von Hermann Hesse gibt es einen Aufsatz aus dem Jahr 1919 mit dem Titel „Gedanken zu Dostojewskis «Idiot»". Das folgende Zitat gibt diesen Aufsatz auszugsweise wieder. Den ganzen Aufsatz findet man hier:
http://www.gss.ucsb.edu/projects/hesse/Idiot-mit-Dostobild.pdf

Hermann Hesse meint:
„ Oft ist Dostojewskis «Idiot», der Fürst Lew Myschkin, mit Jesus verglichen worden. Natürlich kann man das tun. Man kann jeden Menschen mit Jesus vergleichen, der, von einer der magischen Wahrheiten gestreift, das Denken vom Leben nicht mehr trennt und dadurch inmitten seiner Umgebung vereinsamt und zum Gegner aller wird. Darüber hinaus scheint mir die Ähnlichkeit zwischen Myschkin und Jesus nicht eben sehr auffallend, nur ein Zug noch, ein wichtiger freilich, fällt mir an Myschkin als jesushaft auf: seine zaghafte Keuschheit. Die verheimlichte Angst vor dem Geschlecht und der Zeugung ist ein Zug, der dem «historischen», dem Jesus der Evangelien, nicht fehlen dürfte, der auch deutlich mit zu seiner Weltmission gehört. …..
Aber es ist seltsam — so wenig mir der ewige Vergleich zwischen Myschkin und Christus sympathisch ist — auch ich sehe die beiden Bilder

unbewußt miteinander verbunden. ... Es fiel mir eines Tages, als ich an den Idioten dachte, auf, daß mein erster Gedanke an ihn immer ein scheinbar nebensächlicher ist.
Wenn ich an ihn denke, sehe ich ihn, ... immer in einer besonderen, an sich unbedeutenden Nebenszene. Ebenso geht es mir mit dem Heiland. Wenn irgendeine Assoziation mich zu der Vorstellung «Jesus» führt oder das Wort Jesus durch Ohr oder Auge mich trifft, dann sehe ich im ersten Aufblitz niemals Jesus am Kreuz, oder Jesus in der Wüste, oder Jesus als Wundertäter, oder Jesus als Auferstandenen, sondern ich sehe ihn in dem Augenblick, wo, er im Garten Gethsemane den letzten Kelch der Vereinsamung trinkt, wo die Wehen von Sterbenmüssen und höherer Neugeburt seine Seele zerreißen, und wie er da, in einem letzten rührenden Kinder-Trostbedürfnis, sich nach seinen Jüngern umsieht, ein wenig Wärme und Menschennähe, eine flüchtige holde Täuschung inmitten seiner hoffnungslosen Einsamkeit sucht — und wie da die Jünger schlafen! ….... Dieser grauenhafte Augenblick ist mir, ich weiß nicht auf welchem Wege, schon seit sehr früher Jugend tief eingeprägt, und, wie gesagt, wenn ich an Jesus denke, so taucht immer sofort unfehlbar die Erinnerung an diesen Augenblick mit auf.
Die Parallele dazu bei Myschkin ist diese. Wenn ich an ihn, an den «Idioten», denke, so ist es ebenfalls ein scheinbar nicht so wichtiger Moment, der mir zuerst aufblitzt, und zwar ist es ebenfalls der Moment einer unglaublichen, totalen Isoliertheit, einer tragischen Vereinsamung. Die Szene, ... ist jener Abend in Pawlowsk im Hause Lebedeffs, wo der Fürst, wenige Tage nach seinem epileptischen Anfall, ...den Besuch der ganzen Familie Jepantschin empfangen hat, als plötzlich in diesen heitern und eleganten, obwohl auch schon mit heimlichen Spannungen und Schwülheiten geladenen Kreis die jungen Herren Revolutionäre und Nihilisten treten, als der gesprächige Bursche Hippolyt mit seinem angeblichen «Sohne Pawlitschews», mit dem «Boxer» und den andern hereinplatzt,....wo diese beschränkten und irregeführten jungen Menschen in ihrer hilflosen Bosheit so grell und exponiert und nackt wie auf überhellter Bühne stehen, wo jedes, jedes einzelne ihrer Worte einem doppelt wehe tut, einmal wegen seiner Wirkung auf den guten Myschkin, und dann noch wegen der Grausamkeit, mit der es den Sprecher selbst entblößt und preisgibt — diese seltsame, unvergeßliche, obwohl im Roman selbst nicht allzu wichtige oder betonte Stelle meine ich. Auf der einen Seite die Gesellschaft, die Eleganten, die Weltleute, die Reichen, Mächtigen und Konservativen, auf der andern Seite die wütende Jugend, unerbittlich, nichts kennend als Auflehnung, nichts kennend als ihren Haß auf das Hergebrachte, rücksichtslos, wüst, wild, namenlos stupid mitten in ihrem theoretischen Intellektualismus — und zwischen diesen beiden Parteien stehend der Fürst, allein, exponiert, von beiden Seiten kritisch und mit höchster Spannung beobachtet. Und wie endet die Situation? Sie endet damit, daß Myschkin, trotz einigen kleinen Fehlern, die ihm in der Aufregung passieren, sich ganz seiner guten, zarten, kindlichen Natur entsprechend benimmt, daß er das Unerträgliche lächelnd hinnimmt, auf das Unverschämteste noch mit Selbstlosigkeit antwortet, bereit ist, jede Schuld auf sich zu nehmen, bei sich zu suchen — und daß er damit vollkommen durchfällt und verachtet wird — nicht etwa von dieser Partei oder jener, nicht etwa von den Jungen gegen die Alten, oder umgekehrt, sondern von beiden, von beiden! Alle wenden sie sich von ihm ab, allen hat er auf die

Zehen getreten, einen Augenblick lang sind die äußersten Gegensätze in Gesellschaft, Alter, Gesinnung völlig verlöscht, und alle sind einig, vollkommen einig darin, daß sie sich mit Entrüstung und Wut von dem abwenden, der der einzige Reine unter ihnen ist!
Worauf nun beruht die Unmöglichkeit dieses Idioten in der Welt der andern? Warum versteht ihn niemand. ihn, den doch fast alle irgendwie lieben, dessen Sanftmut allen sympathisch, ja oft vorbildlich erscheint? Was trennt ihn, den magischen Menschen, von den andern, den gewöhnlichen Menschen? Warum haben sie recht, wenn sie ihn ablehnen? Warum müssen sie das tun, unfehlbar? Warum muß es ihm gehen wie Jesus, der am Ende nicht nur von der Welt, sondern auch von allen seinen Jüngern verlassen war?
Das ist, weil der Idiot ein anderes Denken denkt als die andern. Nicht daß er weniger logisch, mehr kindlich-assoziativ denkt als sie, nicht das ist es. Sein Denken ist jenes, das ich das «magische» nenne. Er leugnet, dieser sanfte Idiot, das ganze Leben, das ganze Denken und Fühlen, die ganze Welt und Realität der andern. Für ihn ist Wirklichkeit etwas vollkommen anderes als für sie. Ihre Wirklichkeit ist für ihn völlig schattenhaft. Darin, daß er eine ganz neue Wirklichkeit sieht und fordert, wird er ihr Feind.
Der Unterschied ist nicht der, daß die einen Macht und Geld, Familie und Staat und dergleichen Werte hochschätzen, er aber nicht. Es ist nicht so, daß er das Geistige verträte und sie das Materielle oder wie man das formulieren mag! Nicht das ist es. Auch für den Idioten besteht das Materielle, er anerkennt durchaus die Bedeutung dieser Dinge, wennschon er sie weniger wichtig nimmt. Seine Forderung, sein Ideal ist nicht ein asketisch-indisches, ein Absterben von der Welt scheinbarer Wirklichkeiten, zugunsten des in sich begnügten Geistes, der allein Wirklichkeit zu sein meint.
Nein, über die beiderseitigen Rechte der Natur und des Geistes, über die Notwendigkeit ihres Ineinanderwirkens, würde Myschkin sich durchaus mit den andern verständigen können. Nur daß die Gleichzeitigkeit und Gleichberechtigung beider Welten für sie ein Verstandessatz, für ihn Leben und Wirklichkeit ist! Dies ist noch unklar, versuchen wir, es etwas anders darzustellen.
Myschkin unterscheidet sich von den andern dadurch, daß er als «Idiot» und Epileptiker, der aber zugleich ein recht kluger Mensch ist, viel nähere und unmittelbarere Beziehungen zum Unbewußten hat als jene. Das höchste Erlebnis ist ihm jene halbe Sekunde höchster Feinfühligkeit und Einsicht, die er einige Male erlebt hat, jene magische Fähigkeit, für einen Moment, für den Blitz eines Momentes alles sein, alles mitfühlen, alles mitleiden, alles verstehen und bejahen zu können, was in der Welt ist. Dort liegt der Kern seines Wesens. Er hat Magie, er hat mystische Weisheit nicht gelesen und anerkannt, nicht studiert und bewundert, sondern (wenn auch nur in ganz seltenen Augenblicken) tatsächlich erlebt. Er hat nicht seltene und bedeutende Gedanken und Einfälle gehabt, sondern ist, einmal oder einigemal, auf der magischen Grenze gestanden, wo alles bejaht wird, wo nicht nur entlegenste Gedanke wahr ist, sondern auch das Gegenteil jedes solchen Gedankens.
Dies ist das Furchtbare, mit Recht von den andern Gefürchtete an diesem Menschen. Völlig allein steht er nicht, nicht die ganze Welt ist

gegen ihn. Es sind da noch einige Menschen, einige sehr zweifelhafte, sehr gefährdete und gefährliche Menschen, die ihn zuzeiten gefühlhaft verstehen: Rogoschin, die Nastasja. Vom Verbrecher und von der Hysterischen wird er verstanden, er, der Unschuldige, das sanfte Kind!
Aber dies Kind ist, bei Gott, nicht so sanft, wie es scheint. Seine Unschuld ist keine harmlose und mit Recht erschrecken die Menschen vor ihm.
Der Idiot ist, sagte ich, zeitweise jener Grenze nahe, wo von jedem Gedanken auch das Gegenteil als wahr empfunden wird. Das heißt, er hat ein Gefühl dafür, daß kein Gedanke, kein Gesetz, keine Prägung und Formung existiert, welche anders wahr und richtig wäre als von einem Pole aus — und zu jedem Pol gibt es einen Gegenpol. Das Setzen eines Poles, das Annehmen einer Stelle, von wo aus die Welt angeschaut und geordnet wird, ist die erste Grundlage jeder Formung, jeder Kultur, jeder Gesellschaft und Moral. Wer Geist und Natur, Gut und Böse, sei es auch nur für einen Moment, als verwechselbar empfindet ist der furchtbarste Feind jeder Ordnung. Denn dort beginnt das Gegenteil von Ordnung, dort beginnt das Chaos.
Ein Denken, das zum Unbewußten, zum Chaos, zurückkehrt, zerstört jede menschliche Ordnung. Dem «Idioten» wird einmal im Gespräch gesagt, er sage ja nur die Wahrheit, nicht mehr, und das sei jämmerlich! So ist es. Wahr ist alles, ja läßt sich zu allem sagen. Um die Welt zu ordnen, um Ziele zu erreichen, um Gesetz, Gesellschaft, Organisation, Kultur, Moral zu ermöglichen, muß zum Ja das Nein kommen, muß die Welt in Gegensätze, in Gut und Böse eingeteilt werden. Mag die erste Setzung jedes Nein, jedes Verbotes, eine völlig willkürliche sein — sie wird heilig, sobald sie Gesetz wird, sobald sie Folge hat, sobald sie Grundlage einer Anschauung und Ordnung geworden ist.
Höchste Wirklichkeit im Sinne menschlicher Kultur ist dies Eingeteiltsein der Welt in Hell und Finster, Gut und Böse, Erlaubt und Verboten.
Höchste Wirklichkeit für Myschkin aber ist das magische Erlebnis von der Umkehrbarkeit aller Satzungen, vom gleichberechtigten Vorhandensein der Gegenpole. Der «Idiot», zu Ende gedacht, führt das Mutterrecht des Unbewußten ein, hebt die Kultur auf. Er zerbricht die Gesetzestafeln nicht, er dreht sie nur um und zeigt, daß auf der Rückseite das Gegenteil geschrieben steht.
Daß dieser Feind der Ordnung, dieser furchtbare Zerstörer nicht als Verbrecher auftritt, sondern als lieber, schüchterner Mensch voll Kindlichkeit und Anmut, voll guter Treuherzigkeit und selbstloser Gutmütigkeit, das ist das Geheimnis dieses erschreckenden Buches. Dostojewski hat aus tiefem Empfinden heraus diesen Mann als krank, als Epileptiker gezeichnet. Alle Träger des Neuen, des Furchtbaren, des ungewissen Zukünftigen, alle Vorboten eines vorgeahnten Chaos sind bei Dostojewski Kranke, Zweifelhafte, Belastete: Rogoschin, die Nastasja, später alle vier Karamasows.
Alle werden als entgleiste, als sonderbare Ausnahmegestalten gezeichnet, aber alle so, daß wir für ihre Entgleistheit und Geisteskrankheit etwas von der heiligen Achtung empfinden, die der Asiate dem Wahnsinnigen zu schulden glaubt."

Soweit Hesse.

Betrachten wir seine Ausführungen im einzelnen. Die zentrale Aussage Hesses scheint mir folgende zu sein:

„Der Idiot ist, sagte ich, zeitweise jener Grenze nahe, wo von jedem Gedanken auch das Gegenteil als wahr empfunden wird. Das heißt, er hat ein Gefühl dafür, daß kein Gedanke, kein Gesetz, keine Prägung und Formung existiert, welche anders wahr und richtig wäre als von einem Pole aus — und zu jedem Pol gibt es einen Gegenpol."

Man kann es auch anders sagen: Für den Idioten ist das Nicht-Identisch-Sein Teil seiner Identität.

Und das erschreckt alle an ihm, auch Hesse.

Das Erschrecken resultiert dabei daraus, dass „Identität" eben keineswegs ein so selbstverständlicher Zustand ist, wie man sich gerne einredet. Aber je weniger selbstverständlich Identität ist, um so grösser der Unwille, wenn das Identitätsdenken in Frage gestellt wird.

Woher kommt dieses Nicht-Identisch-Sein ?

Hesse meint:

„Myschkin unterscheidet sich von den andern dadurch, daß er als «Idiot» und Epileptiker, der aber zugleich ein recht kluger Mensch ist, viel nähere und unmittelbarere Beziehungen zum Unbewußten hat als jene."
….

„Er hat Magie, er hat mystische Weisheit nicht gelesen und anerkannt, nicht studiert und bewundert, sondern (wenn auch nur in ganz seltenen Augenblicken) tatsächlich erlebt."

Es ist typisch für Nicht-Epileptiker, dass sie vom Anfallsgeschehen so verstört sind, dass sie hier eine „höhere Macht" walten sehen.

Dabei wird übersehen, dass man als Epileptiker während des Anfalls bewußtlos ist und in diesem Zustand schlecht das Unbewußte sehen kann. So spektakulär ein Anfall für den Zuschauer aussieht, so banal ist das Geschehen für den im Zentrum. Aber das ist ja nicht ungewöhnlich, denn im Auge des Hurrikans ist es auch still.

Bleibt die Aura, jener kurze, noch bewußte „Moment des Glücks" von dem Dostojewski schreibt. Ich hatte nie eine Aura. Aber Menschen, die wie Dostojewski eine Aura erlebt haben, haben mir erzählt, dass sie diesen „kurzen Moment" hauptsächlich dazu nutzen sich in Sicherheit zu bringen. Ein Anfall ist für den Betroffenen zu allererst ein Sturz, bei dem man sich alle Knochen brechen kann. Es ist schon erstaunlich, wie heil ich die unmöglichsten Stürze überstanden habe, aber ich habe mir auch schon aus einer „harmlosen" Situation heraus das Nasenbein gebrochen und die Zähne eingeschlagen.

So leid es mir für Hesse auch tut: Das mit der höheren magischen Wahrheit ist ein Schmarren.
Damit stellt sich allerdings erst recht die Frage nach der Ursache von Myschkins Andersartigkeit, die laut Hesse ja darin besteht, dass sein Denken „zum Chaos

zurück kehrt. „

„Ein Denken, das zum Unbewußten, zum Chaos, zurückkehrt, zerstört jede menschliche Ordnung." dekretiert er.

Die Frage ist allerdings ob seine Angst vor dem Chaos und der „Zerstörung ..menschlicher Ordnung" nicht typisch deutsch ist.

So ordentlich wie Hesse sich das wünscht, ist nur der Kristall und der ist tot. Das Leben beinhaltet immer neben Ordnung auch Chaos. Nur durch diesen Tanz auf der Grenze von Ordnung und Chaos ist überhaupt das Lebendige definiert.

Bleibt die Frage, wodurch Myschkin das Ordnungsemfinden Hesses, der Jepantschins und ihres Anhangs, aber auch Ippolits und seiner „Nihilisten" so nachhaltig stört.

Was definiert überhaupt „Ordnung" ?

Der Mensch ist ein soziales Tier. Und alle diese Tiere haben zu allererst eine Rangordnung. Mann und Frau sortieren sich in Hierarchien.

In der menschlichen Gesellschaft ist es noch ein bißchen komplizierter. Neben der gewissermaßen natürlichen Hierarchie, die sich aus der Person und ihren nachvollziehbaren Fähigkeiten ergibt, existiert im Rußland der 60iger Jahre des 19.Jahrhunderts noch eine Hierarchie kraft Geburt, die manche dazu berechtigt andere auch körperlich zu züchtigen und daneben und darunter, aber in wachsender Konkurrenz auch eine Hierarchie, die sich auf Besitz gründet und die dem, der Geld hat, auch Geld geerbt hat,die Möglichkeit verschafft, dem der ihn schlagen darf, gegebenenfalls finanziell die Gurgel zu zu drücken.

Weil diese unterschiedlichen Hierarchiesysteme in Konkurrenz und Konflikt geraden sind, deswegen sind die „Nihilisten" und ihr merkwürdiger Auftritt überhaupt möglich.

Myschkin aber sind all diese konkurrienden Hierarchiesystem fremd.
Wobei das nicht heisst, dass sein Verstand sie nicht begreift, aber er lebt sie nicht und sie leben nicht in und mit ihm.

Warum ?

Um das zu verstehen, können wir alle „vererbten", von früheren Fähigkeiten und Verdiensten hergeleiteten Hierarchien, ob sie nun auf Geld (auch ererbtem Geld) oder ererbtem Rang beruhen, getrost vergessen.
Sie definieren sowieso nur ein von den Vorfahren geschenktes Plus oder Minus, das einem am Bein hängt oder nach oben trägt, bei der Herausbildung dessen, was wir als natürliche oder Fähigkeitshierarchie bezeichnen können.

In einer Gesellschaft der Gleichheit wäre dieses Plus oder Minus Null. Und somit würden wir auch nur in einer solchen Gesellschaft tatsächlich von den Fähigsten unter uns regiert.

Aber auch in einer solchen Gesellschaft hätte Myschkin Probleme mit der Rangordnung.
Das liegt daran, dass wir uns in den Gruppen, in denen wir zu Hause sind, gewissermaßen nach unseren Fähigkeiten sortieren.

Da wir auf unterschiedlichen Gebieten unterschiedliche Fähigkeiten haben, findet eine Mittelwertbildung statt. Daraus errechnet sich unser Rang. Natürlich bleiben bei annähernder Gleichheit Zweifel und man überschätzt sich gerne. Dann finden Rangordnungskämpfe statt.
Wir unterscheiden uns da weniger von Affen oder Raben, als wir in unserer Selbstüberschätzung gerne wahr haben wollen.

Das Problem für Myschkin besteht nun darin, dass eine Mittelwertbildung bei Extremwerten nicht funktioniert. Aus einem „klugen Menschen" und komletten Idioten ergibt sich nun mal kein halber Idiot oder nicht ganz so kluger Mensch. Beides Klugheit und Idiotie bleiben in ihrer Gleichzeitigkeit Myschkinsche Attribute.
Damit ist aber sein natürlicher Platz in einer natürlichen Hierarchie das Nirgends oder auch das Überall und damit die Ortlosigkeit.
Er ist allen anderen gleichzeitig überlegen und unterlegen und damit ist seine Identität das Nicht-Identisch-Sein.

Wenn wir uns nun fragen, warum es bei sozialen Tieren eine solche Rangordnung geben muss, dann ist die Antwort darauf: Weil damit der Krieg jeder gegen jeden, den nach Hobbes angeblich erst der Staat befriedet, verhindert wird. D.h. natürliche Rangordnungen (nicht der ererbte Rang oder das ererbte Geld) sind für soziales Zusammenleben unverzichtbar.

Gleichzeitig verschlingen Rangordnungskämpfe aber auch viel Energie, denn das Nicht-Identisch-Sein ist bei den Myschkins ja nur extrem, insofern wir es hier mit Gleichzeitigkeit zu tun haben. Aber auch die anderen Mitglieder einer sozialen Gruppe bleiben heute nicht wie gestern. Der eine ist zwar ein Silberrücken, aber an der Spitze zu stehen ist anstrengend und irgendwann schwinden die Kräfte, dem anderen wachsen sie und so greift er an und erobert sich einen neuen Platz in der Hierarchie usw. ad infinitum.

Weibchen sind in der Regel schwächer und zumal mit einem Kind auf dem Rücken verletzlicher und deswegen bleiben sie häufig untergeordnet. Aber mit zunehmender Entwicklung des Sozialen bilden sich neue Verhältnisse. An Stelle roher Kraft tritt die Fähigkeit zu kooperieren, sich zu verbünden.

Hier erweisen sich die Frauen mit ihrer Fähigkeit zu Liebe und Zuneigung aber als das stärkere Geschlecht. Das heisst nicht dass Rangordnungen verschwinden, aber sie werden modifiziert durch Verstehen, Verzeihen und Gernhaben, kurz durch Liebe.

In solchen frauengeprägten Gesellschaften mit ihrer anderen Art von Ordnung hätte es unser Myschkin leichter. Aber leider ist das Matriarchat mit der Herausbildung des Kriegertums vermutlich untergegangen. Zwar erinnert uns der Mythos der Amazonen daran, dass am Anfang dieser Zeit neben Kriegern auch Kriegerinnen existierten, aber vollkommen zu Recht erzählt uns dieser Mythos auch davon, dass am Ende die Kriegerinnen den Krieg verloren haben.

Und so sind wir heute wieder in mancher Hinsicht in der Welt der Paviane gelandet.

„Höchste Wirklichkeit für Myschkin aber ist das magische Erlebnis von der Umkehrbarkeit aller Satzungen, vom gleichberechtigten Vorhandensein der

Gegenpole. Der «Idiot», zu Ende gedacht, führt das Mutterrecht des Unbewußten ein, hebt die Kultur auf.
Er zerbricht die Gesetzestafeln nicht, er dreht sie nur um und zeigt, daß auf der Rückseite das Gegenteil geschrieben steht.
Daß dieser Feind der Ordnung, dieser furchtbare Zerstörer nicht als Verbrecher auftritt, sondern als lieber, schüchterner Mensch voll Kindlichkeit und Anmut, voll guter Treuherzigkeit und selbstloser Gutmütigkeit, das ist das Geheimnis dieses erschreckenden Buches."

Dass der Idiot das „Mutterrecht des Unbewußten" einführt, hebt mitnichten die Kultur auf.

Es durchlöchert aber die strengen Satzungen des Vaters setzt die prinzipielle Unordnung des Lebens neu auf unsere Tagesordnung.

10. Nietzsches Hass auf die „Idioten"

Mancher behauptet von sich, er sei ein grosser Denker, dabei hat er doch nur ein grosses Maul.

Unter diesen Maulhelden ist Nietzsche zweifellos der Grösste.

„Man muß rechtschaffen sein in geistigen Dingen bis zur Härte, um auch nur meinen Ernst, meine Leidenschaft auszuhalten. Man muß geübt sein, auf Bergen zu leben – das erbärmliche Zeitgeschwätz von Politik und Völker-Selbstsucht *unter* sich zu sehn. Man muß gleichgültig geworden sein, man muß nie fragen, ob die Wahrheit nützt, ob sie einem Verhängnis wird... Eine Vorliebe der Stärke für Fragen, zu denen niemand heute den Mut hat; der Mut zum *Verbotenen;* die Vorherbestimmung zum Labyrinth. Eine Erfahrung aus sieben Einsamkeiten. Neue Ohren für neue Musik. Neue Augen für das Fernste. Ein neues Gewissen für bisher stumm gebliebene Wahrheiten. *Und* der Wille zur Ökonomie großen Stils: seine Kraft, seine *Begeisterung* beisammenbehalten... Die Ehrfurcht vor sich; die Liebe zu sich; die unbedingte Freiheit gegen sich... Wohlan! Das allein sind meine Leser, meine rechten Leser, meine vorherbestimmten Leser: was liegt am *Rest*? – Der Rest ist bloß die Menschheit. – Man muß der Menschheit überlegen sein durch Kraft, durch *Höhe* der Seele – durch Verachtung..."

http://www.zeno.org/Philosophie/M/Nietzsche,+Friedrich/Der+Antichrist/Vorwort

Welche Grossmäuligkeit und Schlitzohrigkeit zugleich. Es ist der alte Trick der betrügerischen Schneider vom dem uns Andersen in „Des Kaisers neue Kleider" erzählt: Wenn ihr mich versteht seid ihr besonders intelligent. Dieser Trick zieht immer, denn die Zahl der Dummköpfe die zur „geistigen Elite" gezählt werden wollen, obwohl es ihnen an allem mangelt, vor allem an Verstand und Vernunft, ist speziell in Deutschland sehr gross.

Aber gerade wenn man kein Kindskopf ist, muss man eigentlich sehen, dass der Kaiser splitterfasernackt ist.

„2

Was ist gut? – Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen erhöht.

Was ist schlecht? – Alles, was aus der Schwäche stammt.

Was ist Glück? – Das Gefühl davon, daß die Macht *wächst* – daß ein Widerstand überwunden wird.

Nicht Zufriedenheit, sondern mehr Macht; *nicht* Friede überhaupt [1166] sondern Krieg; *nicht* Tugend, sondern Tüchtigkeit (Tugend im Renaissance-Stile, *virtù,* moralinfreie Tugend).

Die Schwachen und Mißratenen sollen zugrunde gehn: erster Satz *unsrer* Menschenliebe. Und man soll ihnen noch dazu helfen.

Was ist schädlicher als irgendein Laster? – Das Mitleiden der Tat mit allen Mißratnen und Schwachen – das Christentum..."

http://www.zeno.org/Philosophie/M/Nietzsche+Friedrich/Der+Antichrist/1-10

Dieses Geschwätz ist hochgradig gefährlich für jeden und jede die wir einmal Momente der Schwäche erleben können. „Die Schwachen und Mißratenen sollen zugrunde gehen....Und man soll ihnen noch dazu helfen."

Als Idiot muss man wissen was das heisst. Und niemand kann sagen, Hitler habe Nietzsche missverstanden, als er folgenden „Führerbefehl" nachträglich auf den 1.9.1939 datierte:

„Reichsleiter Bouhler und Dr. med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann."

http://de.wikipedia.org/wiki/Aktion_T4

Es ist genau das, was Nietzsche fordert:

„Die Schwachen und Mißratenen sollen zugrunde gehn: erster Satz *unsrer* Menschenliebe. Und man soll ihnen noch dazu helfen."

Das er selbst in Wirklichkeit ein „Schwacher und Mißratener" war, macht dabei nichts besser.

Nun hört man oft und oft zurecht, dass Philosphen nicht für Verbrechen, die aus falschen Gedanken resultieren, verantwortlich gemacht werden dürfen.

Hegel, beispielsweise, hat mit seiner „dialektischen Logik" den Boden bereitet für Stalinsche Willkür.

Seiner Methode der These-Antithese-Synthese wohnt von Haus aus Willkür und Beliebigkeit inne. D.h. seine Methode die Beschränktheit blossen logischen Denkens zu überwinden, ersetzte die Beschränktheit durch Beliebigkeit.

Die Menschen die Opfer eines „dialektischen" Rechtssystems wurden, bekamen diese Beliebigkeit zu spüren.

Allerdings hat Hegel gross gedacht und gross geirrt.

Und er hat nie zum Massenmord aufgerufen oder ihn gebilligt.

Andere haben seine Denkfehler missbraucht und damit Massenmorde gerechtfertigt.

Nietzsche kann man nicht missverstehen. Sein Mordaufruf ist umiss-verständlich. Und die Euthanasie-Politik der Nazis ist daraus eine zwingende logische Konsequenz.

Nun goutieren viele ja Nietzsche und den „Antichristen" wegen seiner Religionskritik: Nietzsche, der Tabubrecher, Nietzsche, der endlich sagt, was schon lange mal gesagt werden musste !

Nur was sagt er denn ?

Er wiederholt die einmal gefundene Formel wonach Mitleid angeblich Schwäche sein soll bis zum Erbrechen und übergiesst das ganze dann mit einer stinkenden Jauche aus Antisemitismus, den er aus den allertrübsten Quellen seiner Zeit schöpft.

Überhaupt beweist sein Räsonieren z.B. über den Budhismus vor allem eins:

Den Mangel jeder ernst zu nehmenden Kenntnis.

Oder was soll man sonst zu folgender Sentenz sagen:

„Die Voraussetzung für den Buddhismus ist ein sehr mildes Klima.." Wo ? In Sri Lanka oder eher im tibetischen Hochland ?

Das Verdikt, dass er über das Christentum spricht, bekommt Epikur und bekommen die Epikureer genauso ab.

Alles was nicht den Maximen unter Absatz 2 folgt ist schlecht. Alles was mitleiden kennt, wird verdammt.

Absatz 2 ist gewissermaßen das Nietzsche Glaubensbekenntnis, sein „Vater unser..".

Es dies ein Bekenntnis der Dummheit und zur Dummheit, denn die Fähigkeit zum Mitleiden ist die Grundlage jeder Intelligenz sozialer Tiere.

Selbst wenn man berücksichtigt, dass Nietzsche alles was wir heute über Spiegelneuronen wissen, zu seiner Zeit nicht wissen konnte, spricht trotzdem die tiefste Nacht der Unkenntnis aus dieser Sentenz:

„Was ist schädlicher als irgendein Laster? – Das Mitleiden der Tat mit allen Mißratnen und Schwachen – das Christentum...".

Dass er „Mitleiden" so umstandslos mit Christentum gleichsetzt, ehrt die Christen. Ob sie dieses Lob immer verdient haben, sei dahin gestellt.

Fakt ist: Unsere Fähigkeit in die Haut unserer Mitmenschen zu schlüpfen zu können, ist die unentbehrliche Basis jeglicher Intelligenz. Wer diese Fähigkeit in sich tötet, tötet seine Vernunft und seinen Verstand.

Weil das so ist, deswegen ist Glück auch nicht „das Gefühl davon, daß die Macht *wächst*". Glück ist, wenn ich liebe und geliebt werde. Und Liebe ist, wenn ich meine Freuden und meine Freundlichkeit mit Anderen teilen kann und sie sich dadurch vermehren.

Überhaupt die Macht, sie ist ihm sein Ein und Alles:

„Was ist gut? – Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen erhöht."

Nietzsche vergisst, dass die Macht des Anderen über mich meine Ohnmacht ist.

Natürlich träumt er stattdessen von der Ohnmacht der Anderen.

Er hätte aber besser, statt zu träumen und Kant einen „Idioten" zu nennen, dessen kategorischen Imperativ studiert. Vielleicht hätte er dann begriffen, dass in einer Gesellschaft, in der alle die Macht für sich und die Ohnmacht der Anderen wollen, am Schluss alle gleich ohnmächtig sind.

Wer selber frei sein und bleiben will, darf Sklaverei nicht dulden.

Wer Sklaverei lobpreist, wie unser angeblich grosser Denker, schmiedet an seinen eigenen Ketten.

So hasst Nietzsche also den Idioten Kant und den Idioten Jesus, hasst Epikur und den „Bauer" Luther, wir aber, Idioten von Geburt an, fühlen uns wohl in dieser ehrenwerten Gesellschaft und sind stolz darauf Idioten geheissen zu werden.

3. Myschkin und Ich – Skizzen vom Anderssein

1. Wie ich einmal beinahe in die Ludwigshafener Müllverbrennung gefallen wäre

Früher, vor dem Umbau, befand sich eine große, offene Plattform vor der Ludwighafener Müllverbrennung. Am dieser Plattform befand sich ein nicht sehr hohes Geländer. Dahinter ging es ca.5-10 m in die Tiefe. Dort unten lag der Müll, der aus dieser Kammer langsam über eine Transportschnecke in die Brennkammer transportiert wurde.
An diesem Geländer standen die Autos um Müll zu entladen.
Wir standen mit einem VW-Bus dort und waren zu dritt. Da der Bus zu schmal war für 3 Personen, stand ich seitlich vom Bus und warf Müll in den Abgrund.
Auf einmal parkte ein LKW rückwärts neben uns ein. D.h. er fuhr direkt auf mich zu Richtung Geländer. Ich erinnerte mich später, dass ich ihn aus den Augenwinkeln bemerkte. Der LKW konnte mich nicht bemerken, da ich im toten Winkel stand.
Ich reagierte allerdings auch nicht.
Mein Kollege bemerkte die Gefahr und riss mich in letzter Sekunde aus dem Weg. Gleichzeitig brüllte er mich an: "Hast Du eigentlich bemerkt, dass ich Dir gerade das Leben gerettet habe !". Ich grinste ihn nur blöde an, denn ich hatte in der Tat nichts davon bemerkt.
Zwar hatte ich den zurückstoßenden LKW gesehen, aber irgendwelche "da ist eine Gefahr"-Programme, wie sie normalerweise bei normalen Menschen in solchen Situationen zu weitgehend automatisierten Antworten wie "schnell weg" führen, sprangen bei mir nicht an.

Ich bekam noch nicht mal Angst.
Das ist auch das, was mich, auch im Rückblick, am meisten erschreckt.
Wobei "Erschrecken" das falsche Wort ist, denn Erschrecken ist ein Vorgang, der den ganzen Körper erfasst. Ein solches Erschrecken gab es nie.
Es gab bei mir nur die rationale Erkenntnis, dass ich tatsächlich in Lebensgefahr gewesen war.
Mit dem zurückstoßenden LKW war es im Prinzip so, als hätte irgendein Teil von mir, dass was ich gesehen habe, unter der Rubrik „unwichtig" abgelegt.
Und meine Augen und mein Sehzentrum konnten anschließend beweisen, dass sie nicht versagt hatten.
Es ist überhaupt ziemlich merkwürdig, dass ich hinterher oft weiss, was ich falsch gemacht habe und warum.
Schon als Kind hatte ich mehr Unfälle als z.B. mein Bruder und den einen oder anderen Unfall "verdankte" mein jüngerer Bruder auch mir.
Auch wenn ich jetzt seit ca.20 Jahren keinen Anfall mehr hatte, werde ich trotzdem nie einen Führerschein machen, weil ich der festen Überzeugung bin, dass ich eine Gefahr für mich und meine Mitmenschen wäre und zwar wegen meiner fehlenden Reaktion auf zurückstoßende Lastwagen.
Generell bin ich immer gut, wenn es ums Denken, auch ums schnelle Denken und Begreifen, geht. Sobald es ums reagieren geht, d.h. wenn eher das Kleinhirn als das Grosshirn gefragt ist, bin ich verloren.
Z.B. brauchen sie mir keinen Ball zu zu werfen, ich werde ihn wahrscheinlich nicht fangen (können). Auch wenn sie mir im übertragenen Sinne "Bälle" zu werfen, werden die öfter verloren gehen.
Ich habe eben das, was man eine "lange Leitung" nennt.
Aus diesem Grund hat ich auch schon als Kind wenig Interesse an Spielen, bei denen es auch ums Täuschen und Tricksen geht.
Wer verliert schon gern immer ?

2. Konnte Myschkin einen Ball fangen ?

Ob Myschkin einen Ball fangen konnte, steht nicht im Roman. Noch nicht mal, ob er jemals versucht hat einen Ball zu fangen.
Auch von Dostojewski weiss ich das nicht. Ballspielen dürfte in den höheren Kreisen Rußlands vielleicht nicht so in Mode gewesen sein.
Aber dass ich keinen Ball fangen kann, weiss ich.
Und ich bin überzeugt, dass auch Myschkin/Dostojewski das nicht konnte.
Aber der Reihe nach:
Wenn sich 2 Jungen auf der Strasse treffen, kann es sein, dass der eine dem anderen den Ball zuwirft, der fängt und dann fangen die beiden an zu spielen.
Wenn man diesen Vorgang a la Libet (http://de.wikipedia.org/wiki/Benjamin_Libet und http://de.wikipedia.org/wiki/Libet-Experiment) messen könnte, würde man wahrscheinlich feststellen, dass das erste Fangen nur funktionierte, weil der Körper und die Hände den Ball gefangen haben, bevor der angespielte Junge überhaupt darüber nach gedacht hat.
Er fängt erst den Ball und dann überlegt er sich, ob er überhaupt spielen will.

Ich kann keinen Ball fangen, weil ich darüber nachdenken muss, d.h. die Automatismen funktionieren nicht.
Mit Libets Experiment wird ja gerne die Frage verbunden, ob es überhaupt sowas wie Willensfreiheit gibt, wenn unsere Hände schon wissen was sie tun wollen, bevor unser Kopf meint es beschlossen zu haben.
Evolutionär gesprochen hätte uns der Tiger, als wir noch Affen waren, auf dem Baum immer gefangen und gefressen, wenn wir auf die Reaktion unseres damals noch gar nicht richtig vorhandenen Großhirns gewartet hätten.
Myschkin und ich gehören aber vermutlich genau zu der Sorte Mensch die am ehesten schon als Kinder vom Tiger gefressen würden, wenn uns Tiger noch fressen könnten.
Wobei, um wieder auf die Willensfreiheit zu kommen, das vom Tiger gefressen werden in der Tat die größte Beschränkung jedweder Willensfreiheit ist.
Die gegenwärtige Neurologen-Diskussion über Willensfreiheit leidet unter dem grundsätzlichen Mangel, dass nicht verstanden wird, wie wenig Zeit wir überhaupt hätten, über das was wir wollen nach zu denken, d.h. überhaupt einen Willen zu entdecken, wenn alles was wir tun, von unserem Verstand geleitet und kontrolliert werden müsste.
Myschkins und mein Defizit liegt gerade darin, dass wir über viel zu vieles erst nachdenken müssen, was andere als fertige Automatismen einfach abrufen können.
Sein und mein Defizit liegt nicht im Verstand, sondern in dem was dem Verstand an intellektueller und motorischer Leistung voraus geht.
Unser Myschkin-Verstand funktioniert auch deswegen relativ gut, weil er mehr leisten muss. Dieses „Mehr leisten müssen" kann aber schnell zur Überforderung werden und dann gucken wir reichlich blöd.
Wenn sie mich so sehen wollen, zwingen sie mich am besten Ball zu spielen.

3. Willensfreiheit, Determinismus und Wechselwirkung

Man spricht gern von Kausalketten. Wobei das ein kein schöner Ausdruck ist. Es klingt so nach Kunda Kinde und einem Sklavenschiff auf dem Weg über den Atlantik.
Ich ziehe es vor mir Schüre vor zu stellen, die von der Ursache zur Wirkung gespannt sind. Mit Knoten versehen, an denen Wenn.. dann-Bedingungen hängen. Am Ende gleicht das alles mehr einem Netz.
Natürlich kann man auch damit gebunden und zum Sklaven gemacht werden.

Wenn wir uns nun etwas konkreter auf unser Problem einlassen, dann stoßen wir zunächst auf die Beziehung Ursache → Wirkung. Nehmen wir an, wir sagen: Menschen sind die Produkte ihrer Umwelt, weil sie von daher geprägt und erzogen werden. Wir erhalten die Beziehung Umwelt → Mensch.
Nun besteht aber der wichtigste Teil der Umwelt jedes Menschen wieder aus Menschen. Selbst die Natur um uns ist vielfach menschlich geprägt. Und schon erhalten wir die Beziehung Mensch → Umwelt.
Wir erhalten damit statt einer Ursache-Wirkungs-Beziehung eine Wechselwirkung. D.h. wir haben nun 2 Knotenschnüre: Von der Umwelt zum

Mensch und rückwärts vom Mensch zur Umwelt.
Scheinbar ist das kein Problem, in Wirklichkeit aber doch.
Worin besteht unser Problem ?
Kausalketten setzen die Ursache als gegeben und die Wirkung als Resultat. Allgemein können wir sagen, dass A als Ursache durch seine Wirkung B in B' verwandelt. Wenn wir nun aber zur Wechselwirkung übergehen, dann ist A nicht mehr nur Ursache, sondern zugleich Wirkung, d.h. A geht über in A'. Damit erhalten wir aber ein Problem: Ist nun A oder A' Ursache ? Und wird damit B zu B' oder zu B'' ? Und je nachdem welches B wir erhalten ist dieses ja auch wieder Ursache von A.
Die Katze beißt sich damit in den Schwanz.
Und während sich die Katze in den Schwanz gebissen hat, ist unser ganzes schönes logisches Denken perdu. Wechselwirkungen widersetzen sich der Logik, weil sie den Satz von der Identität außer Kraft setzen.
Nur wenn wir die Tatsache einer Wechselwirkung ignorieren, können wir einerseits die Wirkung des Menschen auf die Umwelt und andererseits die Wirkung der Umwelt auf die Menschen untersuchen. Ohne dass wir die andere Seite dabei mehr oder weniger ignorieren geht es aber nicht.
Wir können uns nur dieser Ignoranz bewusst sein und dann die Seiten wechseln. Das ist z.B. das übliche Vorgehen von Marx im Kapital, das Heerscharen gläubiger Jünger in schiere Verzweiflung gestürzt hat.
Damit wird Kausalität aber zu einem Spezialfall: Sie existiert nur in ihrer ganzen Reinheit und Strenge, wenn es keine Wechselwirkung gibt.
Wechselwirkungen gibt es aber immer. Und somit ist das Betrachten von Kausalität immer eine Abstraktion vom wirklichen Leben.
Eine notwendige und sinnvolle zwar, - denn sonst bliebe uns nur der allgemeine Satz, dass alles mit allem zusammenhängt und der verwechselt Erkenntnis mit wohlklingendem Rauschen,- aber eben doch eine Abstraktion.
Die Realität gehört den Wechselwirkungen.
Und damit erhalten wir ein Moment von Unbestimmtheit:
A wirkt auf B und macht es zu B'.
B wirkt auf A und macht es zu A'.
Da beides gleichzeitig geschieht, ist damit unbestimmt ob A oder A' auf B oder B' wirkt und umgekehrt. Erst wenn man eine Sequenz unterstellt, z.B. in der Form, dass erst A auf B wirken soll und dann B auf A können wir ein bestimmtes Resultat angeben.
D.h. aber der Determinismus den wir für die Realität annehmen, hat ein Moment der Unbestimmtheit. Damit erweist sich der Laplacsche Dämon als nicht existent. Kein Gott kann alle Ursachen wissen, weil erst im Moment des Vollzugs A oder A' resp. B oder B' zur Ursache wird.
Auf dieser Unbestimmtheit basiert unsere Freiheit.
Andernfalls gäbe es keine, nur Schicksal.
Freiheit heisst demnach, dass wir uns in einer Wolke von Möglichkeiten bewegen und aktiv zu beeinflussen versuchen, welche Möglichkeit zur Wirklichkeit wird.
Dass wir dabei auch scheitern, gehört dazu.
Dass wir uns dadurch aber nicht abhalten lassen, auch.
Das heisst aber auch, dass Freiheit, Befreiung ein Prozess ist und kein Zustand in dem wir es uns irgendwann gemütlich machen können.
Wir werden freier dadurch, dass wir uns neue Möglichkeiten erarbeiten. Und wir können unfreier werden, weil uns Handlungsoptionen weg genommen werden.

Es heisst aber vor allem auch, dass die Behauptung wir seien frei und gleich geboren, eine Lüge ist, wenn auch eine im Verfassungsrang.
Als Baby war unsere einzige Möglichkeit nach der Mutter zu schreien, dass heisst unsere Möglichkeiten und damit unsere Freiheit waren sehr beschränkt.
Dafür waren wir gleich hilflos, aber nur für den Moment.
Die Unterschiede beginnen danach schon damit, ob unsere Mutter uns schreien hört oder nicht.
Das ist aber längst nicht alles: Mutter und Vater geben dem Kind ihre Gene mit und damit begründen sie die erste Form der Ungleichheit, Mutter und Vater haben einen sozialen Status und auch den vererben sie und schließlich sind da auch noch die silbernen Löffel in der Kredenz.
Die Folge von all dem: Spontan wird sich in jeder Gesellschaft mit der Zeit eine Aristokratie ausbilden, die dann im Laufe der Zeit die gesellschaftliche Entwicklung lähmt und erstickt.
Dass wir frei und gleich sein sollen, ist demnach zu aller erst ein Versprechen, an dessen Erfüllung wir alle arbeiten müssen.
Die Automatismen, die z.B. Libet aufgedeckt hat, stehen diesem Ziel nicht im Weg. Im Gegenteil: Nur wenn die Hände selber wissen, wie sie den Ball zu fangen haben, kann der Verstand z.B. des Handballspielers über Spielzüge und Spielstrategie nachdenken.
Oder beim Klaviervirtuosen: Gerade weil er die Musik (Noten, Tempi etc.) in seinen Fingern hat, kann ihn sein Verstand dazu befähigen dieses Stück auf eine ganz eigene Art zu interpretieren.

4. Meine Spezialität sind saudumme Fehler

Während ich dies schreibe, sitze ich gerade im Nachtzug auf der Heimfahrt von einer Dienstreise. Für eine solche Reise benötige ich eine Fahrkarte. Da ich meine Fahrkarten im Internet online buche, muss ich sie irgendwann ausdrucken.
Das hatte ich vor Dienstreiseantritt vergessen.
Also musste ich mir meine Fahrkarte vor Ort von einem Kollegen ausdrucken lassen (das Konfigurieren von Druckern ist eine Wissenschaft für sich und deswegen ist dies der einfachste Weg). Dazu erstellte ich eine PDF-Datei und speicherte sie für meinen Kollegen auf einem USB-Stick. Zu meinem großen Glück, las er was er druckte und bemerkte, dass ich im Begriff war mir die Fahrkarte für die Hinfahrt statt der Rückfahrt auszudrucken. Ich hatte übrigens die erstellte PDF-Datei ebenfalls gelesen und dabei festgestellt, dass die Abfahrtszeit auf die Minute genau die gleiche war, wie bei der Hinfahrt, aber nicht bemerkt, dass das daran lag, dass ich gerade die Hinfahrt ausdrucken wollte.
Ich reise gerne mit dem Nachtzug. Üblicherweise startet der am Vortag. Ich muss immer höllisch aufpassen, dass ich nicht für den falschen Tag reserviere.
Die Beispiele mögen Ihnen vergleichsweise harmlos vorkommen. Beachten Sie bitte, dass das auch daran liegt, das ich wenig Lust habe sie mit meinen weniger

harmlosen „Unfällen“ zu unterhalten.
Fakt ist, dass ich immer damit rechnen muss, dass ich einen Fehler mache, den ausser mir und meinen Mit-Myschkins normaler weise niemand macht und Fakt ist auch, dass meine Fehlerrate eher steigt, wenn ich mir besondere Mühe gebe und alles richtig machen will.
Übrigens: Bei der falschen Fahrkarte befand ich mich in keiner Weise unter besonderem Stress oder Anspannung. Dann passieren nämlich eher dickere Klöpse.

5. Wie wird der Wein ?

Es ergäbe aber ein völlig falsches Bild, wenn ich Ihnen ständig nur von Fehlleistungen erzählen würde. Anderssein bedeutet nicht zwangsläufig schlechter sein.
Ich muss wohl 9 Jahre gewesen sein und hatte Herbstferien. Wir waren den ganzen Tag "lesen" gewesen. So nennt man das in Bad Dürkheim, wenn man in den Wingert geht um die Trauben abzuschneiden.Mein Vater war Mitglied in der Winzergenossenschaft "Vier Jahreszeiten". Die liegt im "Finkepaad" wie das ganze Viertel in Bad Dürkheim heisst. Und wir wohnten in Seebach, unsere Lieser (die Traubenleserinnen) auch.
Seebach liegt aber oben auf dem Berg. So koppelte mein Vater am Amtsplatz, auf halbem Weg, den Planwagen ("des Plugskärchel") in dem wir alle sassen ab und fuhr die Frauen nach Hause. Die Rolle (der Anhänger) mit Trauben blieb am Amtsplatz stehen. Und da ich Ferien hatte, durfte ich sie bewachen und anschliessend mit in die Genossenschaft zum Abliefern.
Als ich so da stand im feuchtkalten Nebel, kam ein Ehepaar auf mich zu.
Der Mann wollte von mir wissen wie der Wein wird. Wahrscheinlich wäre er mit der Antwort "gut" vollkommen zufrieden gewesen.
Diese Frage wird übrigens jedes Jahr meistens schon im Mai wenn die allerersten Blättchen am Rebstock treiben den staatlichen Weinbauämtern gestellt und die geben zu meiner regelmäßigen Verwunderung darauf sogar eine Antwort.
Die Wissenschaftler der Weinbauämter können diese Frage niemals ernst nehmen, sonst müssten sie immer sagen: Wir können es noch nicht wissen ! Eigentlich wissen wir es doch so wie so erst, wenn der Wein im Glas funkelt. Aber sie antworten, ich nicht.

Ich nahm die Frage ernst.

Und so erklärte ich ihm, dass das erst die Trauben sind. Die Trauben kommen dann ins Kelterhaus und werden gemahlen, danach gewogen, aber nicht nur nach Gewicht, sondern auch nach Öchsle und dann weiss man erst, wie gut der Wein werden kann, aber damit es überhaupt Wein wird muss er erst vergären und wenn man da nicht aufpasst vergärt er nicht zu Wein, sondern zu Essig und erst wenn das alles fertig ist, also in einem Dreiviertelјahr, weiss man ob der Wein gut wird. Und selbst dann bleibt er nicht, wie er ist.

"Du Rotzlöffel, du", der Mann wollte mir eine runterhauen. Allerdings war er einen Kopf kleiner als ich und seine Frau zog ihn am Ärmel.

Und mir fällt es heute noch schwer ein zu sehen, dass die meisten Leute auf Fragen wie "Wie gehts ?", "Was macht die Gesundheit?" meistens gar keine Antwort wollen, jedenfalls keine die irgendetwas erklärt.

Ich hätte mir damals vermutlich lieber die Zunge abgebissen, als ihm die Antwort zu geben, die er hören wollte. So was hätte mir körperlich widerstrebt.

Es ist ja überhaupt so eine Sache mit dem Geschmack und mit „gut" oder „schlecht". Was ist das überhaupt ? Und kann man Geschmack überhaupt in mehr oder weniger messen ? Ist Geschmack nicht immer nur anders ? Und kann ein „schlechter" Jahrgang nicht hochinteressante Weine hervorbringen, zumal wenn Geschick im Wingert auf Geschick im Keller trifft.
Was unterscheidet überhaupt gute von sehr guten Weinen ?
Ist es nicht eher so, dass man zwar leicht einen schlechten Wein erkennt, dass aber bei den guten nicht um ein mehr oder weniger als um ein Anderssein geht und dass dieses Anderssein auch seine jeweils eigen Reize hat ?

6. Über die Flüssigkeit unserer Begriffe

„Es ist aber weit schwerer, die festen Gedanken in Flüssigkeit zu bringen, als das sinnliche Dasein."*[Hegel: Phänomenologie des Geistes. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 38822-38823 (vgl. Hegel-W Bd. 3, S. 37-38) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]*
Das sinnliche Dasein ist flüssig, eben weil ihm Werden und Vergehen als unumstößliche Tatsache fest eingeschrieben sind. Selbst Steine sind nicht ewig sich selbst gleich, sondern wandeln sich nur auf einer anderen Zeitskala.
Dagegen pflegen unsere Gedanken zu festen Formeln zu gerinnen. Formeln, die mit ihrem scheinbaren Ewigkeitswert, ihrer ewigen Sichselbstgleicheit aber Geboren werden und Sterben gleichermassen verleugnen.
Aber nicht bei allen Menschen und bei allen gleichermassen findet dieser Gerinnungsprozess so statt. Ich hatte mit 9 Jahren definitiv noch kein Wort von Hegel gelesen, aber die eigentlich flüssige Natur von Begriffen wie „guter Geschmack" oder „guter Wein" war mir ohne weiteres klar.
Oder anders ausgedrückt: Es war mir eher nicht klar, dass andere Menschen das Prozesshafte alles Lebens nicht so im Kopf haben.
Ich habe eine instinktive Scheu vor zu starren Festlegungen. D.h. nicht, dass ich nicht zu Dogmatismus und Rechthaberei fähig wäre, aber es muss dann ein gewissermassen „dialektischer" Dogmatismus sein.

Wir denken logisch, weil wir so die Welt für uns ordnen und nicht weil die Welt tatsächlich so ordentlich ist.
Logik ist ein Werkzeug unseres Denkens. Aber ein Werkzeug, dass im Prinzip von uns verlangt, dass wir den eigentlich flüssigen Charakter unserer Umwelt ignorieren und Veränderungen soweit und solange ignorieren, solange sie sich ignorieren lassen.
Damit lassen sich Ordnungen definieren und an diesen Ordnungen lassen sich

Programme festmachen, Automatismen die uns das tägliche Leben erleichtern. Wir können handeln, ohne Denken zu müssen.
Fehlt einem das, so muss man sich jeden Tag alles wieder neu erarbeiten. Man hat zwar den Vorteil des immer frischen Blicks, aber dafür muss man einen hohen Preis zahlen. Wenn ich mir allerdings immer alles neu erarbeiten müsste, müsste ich ja jeden Tag neu gehen lernen. Das ist zum Glück nicht der Fall.
D.h. ein gewisses Maß an Ordnung akzeptieren auch die Myschkins.
Aber insgesamt bin ich nicht so sehr auf der Seite der Ordnung. Wobei man nicht glauben soll, diese inhärente Unordentlichkeit sei das Ergebnis einer bewussten Entscheidung. Wir sind so.
Zu den ordnenden und manchmal allzu ordentlichen Begriffen gehören z.B. Gut und Böse oder Liebe und Hass. Wir vergessen gerne, dass sie eine Vielzahl sehr unterschiedlicher, auch qualitativ unterschiedlicher Dinge bezeichnen können und dass unsere Angewohnheit sie bloß im Rahmen eines „mehr" oder „weniger" zu ordnen nur eine schlechte Angewohnheit ist.
Zum Andersein der Myschkins gehört meines Erachtens auch ein gewisses „Fremdeln" gegenüber üblichen und allgemein gebräuchlichen Begriffen.
Myschkin wird z.B. mehrfach gefragt, ob er Natasja respektive Aglaja liebe. Er bestreitet das in der Regel und beschreibt dann seine starken Gefühle diesen beiden Frauen gegenüber. Noch während man diese Beschreibungen liest, weiss man, er liebt sie beide. Aber es heisst bei ihm nicht Liebe.
Wenn wir ihn fragen könnten, warum, würde er uns wahrscheinlich wortreich und ihn starken Bildern erklären können, dass seine tiefen Gefühle für beide Frauen weit davon entfernt sind identisch zu sein. Er empfindet für beide nicht dasselbe und deswegen hütet er sich sehr davor es „Liebe" zu nennen, denn dann müsste es ja dasselbe sein.
Und weil seine Gefühle für beide unterschiedlich sind, deswegen hat er auf der Parkbank neben Aglaja sitzend auch nicht das geringste Gespür für die Gefahr in die er sich und seine Liebe zu Aglaja bringt, wenn er Aglaja seine tiefen Gefühle für Natasja anvertraut.

Allerdings reicht das alles überhaupt nicht aus um zu erklären, warum er regelrecht panisch reagiert, wenn von Liebe, von seiner Liebe zu diesen beiden Frauen die Rede ist.
Sein Unbehagen gegenüber allzu klaren Begriffen ist das Eine, sein Unbehagen gegenüber allzu grosser körperlicher Nähe das Andere.
Auf der Parkbank mit Aglaja kommt es nur beinahe zu einem Körperkontakt, aber nur weil Aglaja das Bedürfnis verspürt:
„»Nun gut, gut«, unterbrach sie ihn, aber in ganz verändertem Ton, aus welchem man tiefe Reue und Angst heraushörte; sie bog sich sogar zu ihm hin, wobei sie es aber immer noch vermied, ihn gerade anzusehen, und war nahe daran, ihn an der Schulter zu berühren, um ihre Bitte, daß er ihr nicht böse sein möge, noch eindringlicher zu machen. »Gut«, fügte sie, sich furchtbar schämend, hinzu, »ich fühle, daß ich mich eines schrecklich dummen Ausdrucks bedient habe. Ich habe das gesagt ... um Sie zu prüfen."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20494 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 5, S. 83) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Die Frage, was aus beiden geworden wäre, wenn sie diese Scheu überwunden hätte, ist schwer zu beantworten. Wäre sein Panzer aufgebrochen oder wäre er

scheu zurück gewichen ? Schwer zu sagen.
Es steckt in ihm eine große Unsicherheit in Bezug auf seine eigene Körperlichkeit. Sein Körper ist ihm mehr Last als Freude.
Es wäre allerdings ein Fehler diese Unsicherheit auf das Anfallserlebnis zurück zu führen, zumal man die Frage stellen muss, ob es ein Anfallserlebnis überhaupt gibt. Für mich, der ich nie eine Aura hatte, gibt es das definitiv nicht. Schließlich bin ich nicht bei Bewußtsein. Ich kann zwar nicht ausschliessen, das auch das was unbewusst mit mir passiert, Spuren in mir hinterlässt. Aber meine Unsicherheit ist älter als meine Anfälle (wenn man die Fieberanfälle ausklammert). Wir stoßen hier wieder auf das Problem, dass die Idee von der epileptischen Wesensveränderung falsch ist, weil sie Ursache und Wirkung vertauscht. Die Unsicherheit in Bezug auf den eigenen Körper ist eher eine Grundkonstante, die schon da war, als noch keine Anfälle waren und die bleibt, wenn es gelingt keine Anfälle mehr zu haben.
Diese Unsicherheit zeigt sich z.B. beim Fangen eines Balls, sie erfasst aber auch jede Art von Körperkontakt. Drücken kann leicht in Erdrücken übergehen.

7. „Warum sagen sie das zu diesen Menschen ?"

Wenn wir im folgenden weniger über mein Verhalten oder Fehlverhalten als über das Myschkins reden, so muß man doch immer im Hinterkopf haben, dass wir Myschkins diesem einen Dostojewskijschen Myschkin ähnlicher sind als es uns lieb ist.
Eine Eigenschaft, die wir gemeinsam haben, an der man aber im Gegensatz zu einigen Fehlleistungen von denen ich oben erzählt habe, auch arbeiten kann, ist die Neigung uns klein machen zu wollen.
D.Janz, der ja als Arzt seine Papenheimer kennt wie kein zweiter, urteilt beispielsweise über den sinistren epileptischen Mörder Smerdjakoff in Dostojewskijs „Die Brüder Karamansoff" folgendermaßen:
„ Smerdjakoff, der allem Anschein nach ein Stiefbruder der Brüder Karamasoff ist, den der Vater als Koch und Diener unterhält, bekommt seit seinem 12. Lebensjahr „epileptische" - nach der Beschreibung große - Anfälle, die öfter mal in einen Status epilepticus münden. Er nennt ihn ..einen langen Epileptischen", womit Dostojewskij wahrscheinlich den Lehrbuchbegriff der ..Crise prolongee" übersetzt. Von der Aura erfahren wir wenig („Krampf in der Kehle"), mehr aber von einer hereditär-degenerativen Ätiologie: Der vermutliche Vater war ein Lüstling und Trinker, die Mutter eine Idiotin.
In diesen Gestalten entfaltet Dostojewskij allein schon von seiten der Anfälle eine breite Palette von Merkmalen, Anfallstypen und Modi ihrer Wiederholung, dass man stutzig werden und sich fragen kann, ob das alles seiner Selbsterfahrung entstammt. Man weiß, daß er selbst große Anfälle hatte, von den ersten fünf, die ich beschrieben fand, waren vier aus dem Wachen, zwei davon spat in der Nacht nach einer Geselligkeit und einer aus dem Schlaf. 20 Jahre spater notierte seine zweite Frau, daß er seine Anfalle ..meist während des Schlafens" hatte (Voskuil 1983). Mit 34 Jahren, also neun Jahre nach Beginn seiner Epilepsie, schrieb er an seinen Bruder: „Ich habe alle Arten von Anfällen."
Daß nicht alles auf Selbsterfahrung, sondern manches auch auf Lektüre

entsprechender Literatur zurückgeht. scheint mir naheliegend an der Beschreibung des Verhaltens von Smerdjakoff, die sehr der damals geläufigen Lehrbuchmeinung über die sog. epileptische Wesensänderung ähnelt. Angeführt werden da Unlogik. Verworrenheit, eine grenzenlose Eigenliebe (S. 359), eine widerliche und eigentümliche Familiarität (S. 360). Pedanterie (S. 364) und dass er schüchtern und kriecherisch (S. 369) wirkte, dass insgesamt etwas Düsteres und Widerliches (S.359) von ihm ausging. Man fragt sich unwillkürlich, ob Dostojewskij etwa die Beschreibung gekannt hat, die Samt (1876) zwei Jahre vorher von den „armen Epileptischen" gegeben hat, die „den lieben Gott auf der Zunge, aber den Ausbund von Canaillerie im ganzen Leibe tragen." Mit „Kanaille" beschimpft ihn auch der alte Karamasoff. Dieser Dimension von Epilepsie, die in Smerdjakoff, dem „Stinkenden", ,,die epileptogene Emiedrigung des Daseins" darstellt, widmet Tellenbach (1992) eine sehr subtile Untersuchung. Er schließt daraus, daß die Bestimmung der Wesensänderung, der „von jeher das Hauptinteresse der psychiatrischen Klinik galt, in einer spezifischen Inklination zur Welt des Unten (besteht)". Smerdjakoff dürfte als der Prototyp dieses Epileptikers angesehen werden. Er „sei der Tiefe verhaftet. Die Höhe gelingt ihm nur als Pseudohöhe."
Seine Krise bestehe „vor allem in der Gefahr, die ihm entsteht, wenn seine angemaßte Höhe bestritten wird, d. h. wenn er unter eine klägliche Mittelmäßigkeit herabsinkt". Dann zeige sich der Sadismus dieses Typus „in seiner unverstellten Aggressivität - jener Sadismus. der den Epileptiker zu den fur die Umwelt am meisten bedrohlichen Psychotiker macht".
Die in Smerdjakoff dargestellte „Nachtseite" (Bräutigam 1951-52) ist so ungeheuerlich, dass man sich in unwillkürlicher Abwehr fragt, wieviel davon Reflex irrenärztlicher Urteile als Ursache oder Folge von zeitgenössischen Klischees ist. Bekanntermaßen sind Epilepsiekranke sehr geneigt, sich mit dem Urteil der Umwelt über sie selbst zu identifizieren. Aber Dostojewskij hat auch dem Fürsten Myschkin, in dem er nach Ansicht aller Rezensenten seine eigene Natur und Wesen am Unmittelbarsten wiedergegeben hat und in dem man im Kontrast zu Smerdjakoff die Struktur einer epileptischen „Tagseite" erblicken mag, Züge mitgegeben, die nach der ganz vergessenen schönen Studie von Leonie Stollreiter (1961/62) bei aller Kindlichkeit, Naivität und Zutraulichkeit eine Affinität zu Misstrauen, Boshaftigkeit, Verleumdung, Taktlosigkeit und eine mühsam verdrängte Aggressivität belegen.“
Belegstelle angeben !!!
Soweit Janz.
Ich will nicht leugnen, dass solche Urteile auch bei mir eine nur mühsam zu verdrängende Agressivität erzeugen.
Die Tellenbachsche „Tiefe“ die so schön mit dem „Hinfallen“ der „Fallsucht“ korrespondiert und nette Metaphern als Erkenntnisersatz offeriert, war ja schon Gegenstand unserer Betrachtungen.
Generell ist nach diesen „netten“ Urteilen der Herren Doctores, die ja auch die allgemeinen Urteile des breiten Publikums wiedergeben, doch eher die Frage berechtigt, wieso und auf welche Weise Epileptiker überhaupt Selbstbewußtsein entwickeln können, wenn sie im allgemeinen so verurteilt werden.
Das fehlende Wissen um den eigenen Wert erzeugt dann genau wieder jene „kriecherischen“ Verhaltensweisen, über die die Herren Professoren dann die Nase rümpfen dürfen.
Auf jeden Fall ist es eine Konstante im Wesen eines jeden Myschkin, dass er

Schuld und Versagen immer zuerst bei sich erwartet.
Und Janz meint, diese Eigenschaft ist bei Dostoevskij so ausgeprägt, dass er sogar das klinische Zerrbild eines epileptischen Mörders aus schlechten medizinischen Lehrbüchern abschreibt.
Gleichzeitig weiss Dostojevskij ja von sich, das dieses Bild nicht zutrifft und so ergibt sich eine eigenartige Mischung aus Selbstbezichtigungen und verletztem Stolz.
Wie man sich das vorstellen muss, kann man sehr schön folgender Szene aus dem 4.Band des „Idioten" entnehmen:
„ »Aber was hat er denn nur? Fangen etwa die Anfälle bei ihm so an?« wandte sich Lisaweta Prokofjewna erschrocken an Kolja. »Beachten Sie das nicht weiter, Lisaweta Prokofjewna; ich bekomme keinen Anfall; ich werde sogleich weggehen. Ich weiß, daß ich von der Natur stiefmütterlich behandelt bin. Ich bin vierundzwanzig Jahre lang krank gewesen, bis zu meinem vierundzwanzigsten Lebensjahr. Fassen Sie auch jetzt meine Worte und Handlungen als die eines Kranken auf. Ich werde sogleich weggehen, sogleich; seien Sie dessen versichert. Ich erröte über mein Wesen nicht; denn es wäre ja wunderlich, wenn ich darüber erröten wollte, nicht wahr? Aber für die Gesellschaft tauge ich nicht ... Ich sage das nicht aus gekränktem Ehrgefühl ... Ich habe in diesen drei Tagen viel nachgedacht und bin zu der Einsicht gekommen, daß ich Ihnen bei erster Gelegenheit meinen Entschluß offen und ehrlich mitteilen muß. Es gibt Ideen, hohe Ideen, von denen ich nicht zu reden anfangen darf, weil ich unfehlbar alle Hörer zum Lachen bringen würde; eben dies hat mir Fürst Schtsch. soeben ins Gedächtnis zurückgerufen ... Ich besitze kein schickliches Benehmen, und meine Gefühle sind maßlos; meine Worte entsprechen meinen Gedanken nicht, sondern kommen anders heraus; darin aber liegt eine Herabwürdigung dieser Gedanken. Und daher habe ich kein Recht ... Außerdem bin ich mißtrauisch; ich ... ich bin überzeugt, daß mich in diesem Haus niemand kränken will, und daß ich hier mehr geliebt werde, als ich verdiene; aber ich weiß, weiß zuverlässig, daß nach einer vierundzwanzigjährigen Krankheit notwendigerweise etwas zurückbleiben mußte, so daß die Menschen manchmal nicht umhin können, über mich zu lachen ... nicht wahr?« Er blickte sich ringsum und schien eine Erwiderung, eine Antwort auf seine Frage zu erwarten. Alle standen stumm da, peinlich erstaunt über dieses unerwartete, krankhafte und, wie es schien, jeder Ursache entbehrende Benehmen. Aber dieses Benehmen gab zu einer seltsamen Episode Anlaß. »Warum sagen Sie das hier?« rief Aglaja plötzlich. »Warum sagen Sie das zu diesen Menschen? Zu diesen Menschen! Zu diesen Menschen!« Sie schien im höchsten Grad entrüstet zu sein; ihre Augen sprühten Funken. Der Fürst stand stumm und sprachlos vor ihr und wurde auf einmal ganz blaß. »Hier ist niemand, der solcher Worte wert wäre!« fuhr Aglaja heftig fort. »Alle, die hier anwesend sind, sind nicht so viel wert wie Ihr kleiner Finger und reichen an Ihren Verstand und an Ihr Herz nicht heran; Sie sind ehrlicher als sie alle, edler als sie alle, klüger als sie alle ...! Manche sind hier nicht wert, sich zu bücken und das Taschentuch aufzuheben, das Sie soeben haben hinfallen lassen ... Warum setzen Sie sich selbst herab und stellen sich unter die andern alle? Warum karikieren Sie all Ihre guten Eigenschaften? Warum besitzen Sie so gar keinen Stolz?« »O Gott, ist es zu glauben?« rief Lisaweta Prokofjewna und schlug die Hände zusammen. »Der arme Ritter! Hurra!« schrie Kolja begeistert."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20284 -20286 (vgl.

Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 256 -257) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Aglajas Reaktion ist mehr als verständlich, denn gerade das männliche Personal in diesem Roman ist von erschreckender Nichtsnutzigkeit: Wichtigtuer, Schwätzer, Schnorrer, Zyniker, Vergewaltiger, Machtmenschen mit der Intelligenz einer Kartoffel und dem Gemüt eines Fleischerhundes. Myschkin, der „Idiot" ist unter all diesen wirklichen Idioten tatsächlich eine Lichtgestalt.
Einzig die Frauen stechen ab durch Klugheit und Menschlichkeit. Vermutlich kommt das daher, dass ihre gesellschaftliche Rolle mit der von Reitpferden und Zierrosen auf der selben Stufe steht: Sie unterstreichen den Rang ihres Gatten resp. Vaters, vor allem wenn sie französisch sprechen, schön und gebildet sind, denn all das kostet Geld.

Aber diese Frauen haben alle nichts zu sagen, sie sind nur hübsches Ornament. Dadurch sind sie aber viel weniger den Zwängen und Konventionen einer Gesellschaft unterworfen, in der offenbar Bildung, Klugheit und Mitmenschlichkeit eher schädlich sind für den Erfolg. Und so können sie sich als Luxusgeschöpfe den Luxus der Menschlichkeit und der Herzensbildung leisten. Wenn wir nun Aglaja sehr gut verstehen, haben wir um so größere Probleme den Fürst (und mit ihm all die anderen Myschkins) zu begreifen von dem wir problemlos noch viele Seiten mit ähnlichen und noch abstoßenderen Selbstbezichtigungen Myschkins beibringen könnten.

Wenn man das verstehen will, führt man sich am Besten vor Augen, was es heisst, was es auch für das gesellschaftliche Ansehen heisst, wenn man von Zeit zu Zeit erst einen tierischen Schrei ausstößt, um sich dann zuckend und mit blutigem Schaum vorm Maul auf dem Boden zu wälzen.
Kein Epileptiker sieht sich jemals so, aber es kommt auch gar nicht darauf an, wie er sich sieht oder nicht sieht:
Er wird so gesehen, von allen anderen.
Jede Nullität steht über ihm oder ihr und ergeht sich dann bestenfalls in Tellenbachscher Dialektik von Höhe und Tiefe oder rümpft einfach nur die Nase. Das ist aber nur die Spitze des Eisbergs.
Man ist und bleibt, auch wenn man die Anfälle los wird, sein Leben lang der Spezialist für saudumme Fehler. Und manchmal entschuldigt man sich deswegen schon im voraus für die Fehler, die einem später mit Sicherheit noch unterlaufen werden. Die andere Strategie heisst: Alles leugnen. Beides bereitet Probleme. Insgesamt wird man ohne einen gewissen Narren- oder Idiotenbonus nicht durchs Leben kommen.
Ein nicht so naher Bekannter arbeitet beispielsweise als Briefträger. Er litt lange unter Anfällen und dürfte, nach allem, was ich von ihm weiss, ein ähliches Anfallsleiden haben wie ich. Wahrscheinlich jemand aus dem Kollegen- oder Kolleginnenkreis hat sich einen Scherz mit ihm erlaubt und ein ganzes Bündel auszutragender Briefe aus seiner Briefträgertasche entwendet. Vermutlich haben da ein paar gewettet, dass sie das schaffen, ohne dass er es merkt.
Er hat es nicht gemerkt. Schlimmer noch: Er hat auch nicht gemerkt, dass er für eine komplette Straße keine Post hatte. Das geschah an einem Freitag, Samstags hatte er frei und Montags tauchte das fehlende Bündel anonym bei einer Briefeingangsstelle auf. Die erste Frage seiner Vorgesetzten war natürlich:

„Warum haben sie uns nichts gesagt ?". Normalerweise glaubt einem in so einem Fall niemand, was tatsächlich aber so ist: Er hat es nicht gemerkt !
Ich erinnere mich noch sehr gut an die Ermahnungen meiner Mutter: „Kind, Du bist doch ein ganz gescheiter Bub, warum gibst Du Dir nicht mehr Mühe ? Mach's doch mir zuliebe." Das Problem war nur, je mehr Mühe ich mir ihr zuliebe gab, desto mehr Fehler machte ich. Wenn ich mir weniger Mühe gab, war's nicht so schlimm.
Sie war die erste und nicht die letzte Autoritätsperson, die mich mit der Forderung, mir Mühe zu geben, konfrontierte und nicht die letzte Frau, die meinte ich sollte mich einfach ihretwegen anstrengen.
Ich täte es ja gerne, aber es geht halt nicht.

8. Myschkin macht Fehler, doch Rußland verzeiht keine Fehler

Das ist das, was bleibt über alle gesellschaftlichen Veränderungen hinweg.
Nun müssen wir aber auch das gesellschaftliche Umfeld beachten und welche Logik die Petersburger Gesellschaft der 60iger Jahre des 19 Jahrhunderts hatte. Ohne uns in Details zu verlieren, wissen wir, dass sie ziemlich bürokratisch-zentralistisch war und das Rußland dies heute noch ist.
Bürokratie funktioniert aber immer nach dem gleichen Muster. Die Regeln müssen strikt befolgt werden, eigenständiges Denken ist eher schädlich („Das Denken überläßt man besser den Pferden, die haben die größeren Köpfe" wie wir in der Schule lernten) und wer Fehler zu gibt, hat verloren und wird gegebenfalls gehängt, denn einer muss ja schuld sein.
Man muss kein scharfsinniger Analytiker sein um zu begreifen, dass Myschkin sich für diese Welt nicht eignet.
Das strikte Befolgen aller Regeln wird im schon deswegen nicht gelingen, weil er es gar nicht kann. Jeder Fehler, denn er macht, vorzugsweise aber seine dümmsten, werden ihm immer als bewußter Regelverstoß ausgelegt. So wird er zur „epileptischen Kanaille".
So wenig er alle Regeln immer beachten kann, so wenig kann er aufhören eigenständig zu denken, denn gerade das kann er ja wieder sehr gut.
Und er weiss natürlich schon von Kindesbeinen an, dass er Fehler macht.
Manchmal scheint es regelrecht so zu sein, dass der Preis, den er dafür zahlen muss, sich in irgendein Problem ganz tief versenken zu können, die gleichzeitige Unfähigkeit ist einfache Fehler zu vermeiden. Und da er aus diesem Grund dem Wunsch seiner Autoritätspersonen „sich Mühe zu geben" nie gerecht werden kann, plagt ihn ein überdimensioniertes schlechtes Gewissen, das in dieser Ignorantenwelt von Rechthabern und Besserwissern das allergrößte Handikap ist, mit dem ihn die Natur ausstatten konnte.

Nun gehört er einer außerordentlich privilegierten Schicht an: Er ist Fürst und gehört damit zu jener „Nomenklatura" die über jedem Recht und Gesetz steht. Diese Privilegierung hat zwar die Kehrseite, dass von Zeit zu Zeit immer mal wieder einer aus dieser Schicht erhängt und in moderneren Zeiten (der technische Fortschritt !) erschossen wird, nachdem vorher alle Fehler und

Sünden auf sein Haupt geladen wurden. Das dient dann der Beruhigung des Volkes, das je besser dieser Mechanismus funktioniert, desto sicherer rechtlos bleibt.
Davon abgesehen, wird ein Fürst nie wegen eines Verbrechens verurteilt werden. Aus diesem Grund tut der Kaufmannssohn Rogoschin gut daran, vor und nachdem er Natasja ermordet hat alle Verdachtsmomente auf Myschkin zu lenken, der als „Unantastbarer" mit keiner Mordanklage, schon gar nicht wegen einer „femme fatale", rechnen muss.
Umso unverständlicher ist dann der Schluss, in dem Rogoschin alles zugibt. Das ist nicht die einzige Ungereimtheit mit dem Ende und insgesamt hat man eher den Eindruck, dass Dostoevskij an dieser Stelle einfach Schluß machen wollte und deswegen kurzen Prozess macht.

Aber auch und gerade in der Nomenklatura mag und schätzt man keine „Idioten", die über die Etikette genauso stolpern, wie über ihre eigenen Füsse und die dann noch liberalen Ideen anhängen, z.B. der, dass das Recht für alle gelten soll.

9. Mit Computern machen alle Fehler

Angeblich verzeiht der Computer keine Fehler. Das Wort „verzeihen" ist natürlich unangebracht, den eine Maschine hat keine Gefühle, aber in der Tat ist diese Maschine gegen jede Art von Fehlern gleichermaßen intolerant. Die Unterscheidung zwischen saudummen, dummen und „Fehlern, die wir doch alle mal machen" fällt praktisch weg. Damit wird der Computer zum Freund der Myschkins, denn alle stehen erst mal gleichermaßen dumm davor.
Unsere Fehler stechen nicht mehr so hervor und Leute, die uns sonst gerne als Trottel auslachen, müssen froh sein, wenn wir ihnen ihre Fehler erklären können.
Ja es gab und gibt sogar die Hoffnung auf eine ganz andere Kultur, auch und gerade eine ganz andere Fehlerkultur, aber auch Unternehmenskultur.

Diese Hoffnung war auch eng verknüpft mit der Hoffnung auf Firmen mit Teamwork statt Hierarchien. Inzwischen hat aber z.B. SAP genauso viele Hierarchiestufen wie ein in der Nähe, auf der anderen Seite des Rheins gelegenes großes Chemieunternehmen (ca. 15).
Hier scheint sich die alte Weisheit, dass es auf die Eigentumsverhältnisse ankommt, wieder einmal zu bewahrheiten:
SAP ist heute eine AG und die Hierarchiestufen wuchsen und stiegen mit den Aktienkursen.
Tatsächlich besteht aber die Tätigkeit der Hierarchen hier wie dort und überall nicht im Lösen von Problemen sondern im Verschieben von Verantwortlichkeiten. „Wir sind nicht schuld, die andern waren es". Wer da gut ist, ist auch ein guter Chef.
D.h. mit der Zahl der Stufen und der Wichtigtuer sinkt die Problemlösungs-kompetenz einer jeden Organisation. Man kann sogar sagen, sie ist umgekehrt

proportional zur Zahl der Hierachiestufen. Gleichzeitig wächst auch wieder der Wunsch zwischen Fehlern verschiedener Dämlichkeitsgrade zu unterscheiden.
Im Prinzip ist eine solche Entwicklung kontraproduktiv, nicht nur für die Myschkins, sondern auch für die Organisationen selbst.
Sie verträgt sich auch nicht mit der neuen Technik und ist von daher auch in dem Sinn kontraproduktiv, dass sie dazu beiträgt, dass das Potential das Computer bieten, selbst in Firmen, die vom Computer leben, nicht wirklich erschlossen werden kann.
Im Computer steckt für einen Myschkin wie mich eine Art doppelte Befreiung: Wir können den Bürokratismus an die Maschine delegieren. Die quält uns dann zwar mit der Forderung nach korrekter Eingabe, aber sie prüft auch gleich auf Korrektheit und Plausibilität. Und danach erledigt sie stur und zuverlässig ihre Arbeit.
Als Lehrling durfte ich noch Karteikarten von Hand sortieren. Obwohl mir das Alphabet durchaus bekannt ist, sortierte ich regelmäßig falsch ein.
Irgendetwas in mir rebellierte gegen den Stumpfsinn dieser Tätigkeit und spielte mir üble Streiche. Von solcher Tätigkeit erlöst zu sein, ist die erste große Befreiung.
Die zweite große Befreiung: Ich stehe gewissermaßen neben der Maschine, ich muss prüfen, ob sie in ihrer Sturheit alles richtig macht. Dieser Positionswechsel macht uns tendenziell zu Herrn statt zu Knechten.
Allerdings kann das Potential dieser Technik nicht wirklich erschlossen werden, wenn es bei den traditionellen Eigentumsformen bleibt.
Wir sollten dem Kapitalismus stiften gehen.
Wikipedia oder die meisten Open-Source-Projekte machen uns vor wie es geht und wenn die deutsche Linke endlich ihre 60iger/70iger-Jahre Nostalgie überwindet, kann ein neuer Aufbruch zu anderen Ufern gelingen.

10. Hat Myschkin keinen Humor ?

Tellenbach meint:
„Wie sehr Myschkins Bezug zur Wirklichkeit bestimmt ist von einer vollen Unmittelbarkeit, läßt sich vielleicht nirgends so leicht zeigen wie an seinem Verhältnis zum Witz - gleich zu Anfang, wo er im Gesprach mit Rogoshin und Lebedew sagt, die Generalin Jepantschin sei „die Letzte ihres ganzen Geschlechts". Das Gelächter über den Doppelsinn dieser Äußerung versteht Myschkin nicht. Er war „offenbar ganz verwundert darüber, daß er einen, wenn auch schwachen, Witz gemacht haben sollte". Nun macht es ja den Witz aus, daß er zwar auf die Wirklichkeit reflektiert, aber so, daß diese eine momentane Veränderung erfährt. Die Reflexion ist hier eine sich der Realitat bemächtigende und sie verändernde Macht, die auch Schädliches entkräften oder doch abschwächen kann. Diese Elastizitat bleibt Myschkin versagt. Das erschwert auch die Gegenwehr der Mächte, die aus der Tiefe seiner Natur andrängen; denn Myschkin ist auch ohne Reflexion auf sich selbst. Er ist, was die Bergpredigt meint, wenn sie von den „Armen im Geiste" handelt und diese selig preist: er ist Kindlichkeit, die sich ihres Reichturms nicht bewußt ist."
Belegstelle

Tellenbach ist offensichtlich ein Erwachsener, der sich seiner Kindischkeit nicht bewußt ist. Ab einem bestimmten Alter beginnen Kinder zu kichern, wenn man Worte aus dem Sexual- und/oder Analbereich verwendet.
Sie geniessen den Tabubruch.
Und genauso kichern Lebedew, Rogoschin und Tellenbach.

Nun gucken wir uns mal die Stelle, von der Tellenbach spricht genauer an:
„ »Wie könnte es auch anders sein!« versetzte der Fürst sogleich. »Fürsten Myschkin gibt es jetzt außer mir gar nicht mehr; ich glaube, ich bin der letzte. Und was meinen Vater und meinen Großvater anlangt, so besaßen die nur ein einziges Gut, auf dem sie zurückgezogen lebten. Mein Vater war übrigens Leutnant bei der Linie, vorher Fähnrich. Und nun weiß ich nicht, in welcher Weise die Generalin Jepantschina zu den Myschkinschen Fürstentöchtern gehört; sie ist ebenfalls die Letzte in ihrer Art ...« (Kann heißen: »die Letzte ihres Geschlechtes« oder »die Geringste von ihrer Sorte«. (A.d.Ü.))". *[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19510 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 11) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]*
Dem Übersetzer scheint auch die Myschkinsche Humorlosigkeit eigen, denn er übersetzt so, dass der Witz oder besser gesagt das Witzchen verloren geht.
Und so geht es weiter:
„ »Hahaha! Die Letzte in ihrer Art! Haha! Wie Sie das gedreht haben!« kicherte der Beamte.
Auch der schwarzhaarige junge Mann lächelte. Der Blonde war etwas verlegen, daß es ihm gelungen war, ein allerdings ziemlich einfaches Wortspiel zu machen.

»Seien Sie überzeugt, ich habe es ganz ohne Absicht gesagt«, erklärte er schließlich einigermaßen befangen.
»Sehr begreiflich, sehr begreiflich!« stimmte ihm der Beamte heiter bei."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19510-19511 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 12) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Auf diese in jeder Beziehung dünne Stelle stützt Tellenbach seinen Befund über die Humorlosigkeit und die „Armut im Geiste" Myschkins.
Dabei sind die „Normalen" in diesem Fall der Sektierer Lebedew, der an anderer Stelle erläutert, warum mit der Eisenbahn der Ant-Christ ins heilige Rußland gekommen sei und der spätere Mörder und Psychopath Rogoschin.

Die „Abnormalität" Myschkins hebt sich wohltuend von dieser Art „Normalität" ab.
Dabei hat Myschkin, haben die Myschkins, tatsächlich ein Problem mit einer speziellen Art von „Humor", nur Tellenbach begreift nichts.

„ Er stockte und sprach seine Gedanken nicht weiter aus. Trotz all seiner Aufregung war ihm das Gespräch sehr interessant. Einen besonderen Charakterzug bildete bei ihm die große Naivität, mit der er immer zuhörte, wenn ihn etwas interessierte, und die nicht mindere Naivität, mit der er antwortete, wenn dabei Fragen an ihn gerichtet wurden. Diese Naivität, dieses Vertrauen, das keinen Spott und keine scherzhafte Erwiderung von seiten des andern

befürchtete, spiegelten sich in seinem Gesicht wider und kamen sogar in seiner Körperhaltung zum Ausdruck. Aber obgleich Jewgeni Pawlowitsch sich sonst immer nur mit einem besonderen Lächeln an ihn wendete, so blickte er ihn jetzt bei dieser Antwort doch sehr ernst an, als ob er eine solche Antwort von ihm in keiner Weise erwartet hätte.

»So ...! aber das ist doch seltsam«, sagte er. »War diese Antwort wirklich ernst gemeint, Fürst?«

»Hatten Sie denn nicht im Ernst gefragt?« erwiderte dieser erstaunt.

Alle lachten.

»Trauen Sie dem!« sagte Adelaida. »Jewgeni Pawlowitsch hat immer alle Leute zum besten! Wenn Sie wüßten, was für Dinge er manchmal mit dem größten Ernst erzählt!«

»Meiner Ansicht nach ist das Gespräch peinlich, und wir hätten es gar nicht anfangen sollen«, bemerkte Alexandra in scharfem Ton. »Wir wollten doch spazierengehen ...« „

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20270-20271 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 248-249) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Es gibt eine gewisse Sorte von Witzbolden und Zynikern, deren „Humor" Myschkin nicht begreift. Ja er begreift noch nicht mal, dass es sich angeblich um Humor handeln soll.

Jewgeni Pawlowitsch hält an obiger Stelle eine längere Rede gegen den russischen Liberalismus. Da er weiss, dass er sich in einem eher liberalen Umfeld befindet, meint er natürlich alles nur im „Scherz". Myschkin geht ernsthaft auf ihn ein, weil er nirgends irgend eine Spur von Humor erkennen kann. Die gibt es auch nicht, denn die Behauptung „ich scherze" ist in Wirklichkeit eine Tarnung, ein Versteckspiel.

Auch ein Deutscher, der heutzutage, nach Auschwitz, antisemitische Witze erzählen möchte, wird natürlich so tun, als meine er, was er sagt nur im Scherz. Und jeder der im dafür dann die verdienten verbalen oder tatsächlichen Ohrfeigen gibt, wird sich dann vorwerfen lassen müssen, keinen Humor zu haben.

Damit erweist sich Myschkins fehlender Humor aber als Teil seiner allgemeinen Begriffsstutzigkeit gegen jede Form von Tricksen und Täuschen.

Im Prinzip muss man sich das vorstellen, wie einen Radio- oder Fernsehapparat, der hervorragend funktioniert, aber auf einem ganz bestimmten Frequenzband nichts empfängt. Sobald die Kommunikation über dieses Band läuft, ist er stumm und taub.

11. Über die "Naivität" Myschkins oder warum seine Ehrlichkeit ein Teil seiner Krankheit ist

Eines der hervorstechenden Merkmale Myschkins sind seine unbedingte Ehrlichkeit.
Wir hatten allerdings vorhin schon gesehen, dass am Anfang dieser Entwicklung auch eine Art „Urlüge" steht, die daraus resultiert, dass man seine Fehler eben nicht durch Anstrengung überwindet, sondern nur verstärkt und das man deswegen so tut, als gäbe man sich Mühe, obwohl man weiss, dass Mühe oft kontraproduktiv ist.
Die Ehrlichkeit Myschkins wird gerne ethisch interpretiert. Wobei diese Interpretation etwas Heuchlerisches hat: Einerseits gilt er deswegen als moderner Jesus, andererseits gerade deswegen als naiv und damit ist gerade seine Ehrlichkeit ein Beweis seiner Idiotie.
Das ist insgesamt eine schräge Diskussion.
Wenn man davon ausgeht, dass Kinder mit der Disposition zu Aufwach- u.ä. Epilepsien schlechter sind im tricksen und täuschen als ihre Spielkameraden, dann ist es doch eine logische Reaktion dieser Kinder, wenn sie Ehrlichkeit vor ziehen.
Auf der anderen Seite ist die moralische Verurteilung der Fähigkeit zu tricksen und zu täuschen von nichts anderem geprägt als von Ahnungslosigkeit.
Alle sozialen Tiere, ob Raben, Stare, Affen oder Menschen entwickeln ihren sozialen Zusammenhalt durch ein ständiges Wechselspiel zwischen Kooperation und Nicht-Kooperation, Verlässlichkeit (z.B. in Gefahr) und der Fähigkeit zu täuschen und zu tricksen (um z.B. mehr Futter zu bekommen) stehen in keinem Widerspruch.
Im Gegenteil: Das ständige Trainieren des wechselseitigen Beschisses vermittelt Fertigkeiten, die in wirklicher Gefahr, z.B. beim Angriff eines Fressfeindes oder umgekehrt bei der Jagd, nur von Nutzen sein können.
Wenn man soziales Verhalten mit dem Gefangendilemma simuliert, dann erweist sich als erfolgreichste Strategie ein modifiziertes "Wie Du mir, so ich Dir !", d.h. bloße Ehrlichkeit ist nicht die richtige Antwort im "Spiel" des Lebens, ständiges Bescheissen genau so wenig. Der richtige Wechsel zwischen beidem ist insgesamt eine unbedingte Notwendigkeit.
Wobei der Begriff der "Ehrlichkeit" sowie so beim Gefangendilemma eine mehr als schillernde Bedeutung erhält.
Strikte Ehrlichkeit kann aber die richtige und keineswegs naive Antwort sein, wenn man beim Tricksen eh verliert.
Wenn man dann noch zum Heiligen gekrönt wird, hat man doppelten Gewinn statt dem ansonsten fälligen sicheren Verlust.

12. Mangelnder Respekt

In jener Zeit, als die Hauptschulen noch Volksschulen hießen, Realschulen noch selten waren, vor allem auf dem Land und man sich gelegentlich sogar noch

daran erinnerte, dass diese Realschulen ursprünglich eigentlich nicht die dritte Säule in einem schichtendifferenzierten Bildungssystem sein sollten, sondern eine der Welt zu gewandete Alternative zum weltfernen Gymnasium, in dieser Zeit also besuchte ich gemeinsam mit 52 anderen Jungen die 7. „Knabenklasse" der Valentin-Ostertag-Schule, einer Volksschule, in Bad Dürkheim. Es gab daneben noch eine ungefähr gleich große Mädchen- und eine etwas kleinere gemischte Klasse. Wir waren der Geburtenberg nach dem Krieg.

Wir lebten in einer Zeit großer persönlicher Brüche und Umbrüche, die man an unserem gelegentlichen Piepsen in der Stimme gut erkennen konnte und die kommenden politischen und gesellschaftlichen Gewitter wetterleuchteten schon am Horizont und waren in Gestalt von „Negermusik" von den Beatles, den Stones, den Animals, den Yardbirds und ihren wirklich schwarzen Vorbildern namens Howlin Wolf oder Muddy Waters sogar schon bis in unser Klassenzimmer vorgedrungen.

Unser Lehrer war beim besten Willen nicht zu beneiden.

Aber wir waren nicht sein größtes Problem.

Er war als 18jähriger in die Hölle der Ostfront geraten und das Blut, das er an den Ufern des Dnepr und des Dnestr hatte fließen sehen und fließen lassen, hatte ihn traumatisiert.

Und dieses Trauma forderte seinen regelmäßigen Tribut.

Und so wechselte er oft vom Rechnen in die neuere Zeitgeschichte, genauer: Hitler und der Krieg.

Nach solchen Stunden gönnte er sich gerne eine längere Schulpause.

Und bei uns ging es während dessen hoch her.

Wobei ich eher einer der „Braven" war. Vor allem deshalb, weil ich es hasste auch nur einer Sekunde meiner kostbaren Freizeit etwas so Überflüssigem wie Hausaufgaben zu widmen.

Ich erledigte meine Hausaufgaben in der Schule. Unter der Bank, während des Unterrichts oder in den Pausen. Meistens gelang es mir, die Hausaufgaben von heute auch heute gleich zu erledigen, manchmal war ich im Rückstand und hatte dann während der Pause die Aufgabe für die nächste Stunde zu machen.

Mit meinem System der effizienten Hausaufgaben-Erledigung war ich nicht allein, sondern ich hatte ein paar Mitstreiter.

Wenn es dann gerade so ganz richtig hoch her ging und Leben im Klassenzimmer war, kam meistens der Lehrer der 8.Nachbarklasse zur Tür herein.

Er war nicht besonders groß aber wichtig! Und er wollte noch was werden und zwar Rektor. Deswegen diente sein Eingreifen auch mehreren Zwecken: Es unterstrich seine heutige und erst recht künftige Bedeutung und es machte unmissverständlich klar, dass sein gleichaltriger Kollege kein ernsthafter Konkurrent sein konnte.

Die jedem Schüler geläufige Methode in dieser Situation war und ist es, sofort sehr beschäftigt aus zu sehen und den eigenen Gesichtszügen den Ausdruck

eines friedlichen, unschuldigen Lamms zu verleihen.

Eigentlich hatte ich, weil ich meistens meine Hausaufgaben erledigte, sogar gegenüber meinen Mitschülern einen Vorsprung.

Aber es half alles nichts: Statt unter mich zu schauen, schaute ich auf und der Anblick dieses Wichtigtuers zauberte ein breites Grinsen auf mein Gesicht.

Also rief er mich jedes Mal zu sich um mir eine Ohrfeige zu verpassen. Da er mindestens einen Kopf kleiner war als ich und er deswegen Mühe hatte überhaupt zu mir hoch zu kommen, blieb die Bestrafung mehr symbolisch.

Die Klasse feixte und freute sich, dass ich den Sündenbock gab.

Am Beginn des „Idioten" begegnen sich 3 Reisende im selben Abteil: Myschkin, Rogoschin und eine Person, die zunächst nur „der Beamte" heißt.

Dostoevskij charakterisiert ihn so:

„Diese Herren Alleswisser begegnen einem manchmal, und in einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht sogar ziemlich häufig. Sie wissen alles; der ganze unruhige Forschungstrieb ihres Verstandes und ihre gesamten Fähigkeiten streben unaufhaltsam nach *einer* Seite hin, natürlich infolge des Mangels an wichtigeren Lebensinteressen und Anschauungen, wie ein moderner Denker sich ausdrücken würde. Bei dem Ausdruck »sie wissen alles« muss man übrigens an ein ziemlich beschränktes Gebiet denken: wo der und der angestellt ist, mit wem er bekannt ist, wieviel Vermögen er besitzt, wo er Gouverneur gewesen ist, was er für eine Frau genommen hat, wieviel Mitgift er dabei erhalten hat, wer sein Vetter und sein entfernterer Vetter ist usw., usw., und sonst noch allerlei von dieser Art. Großenteils gehen diese Alleswisser mit durchgestoßenen Ellbogen umher und bekommen siebzehn Rubel Gehalt monatlich. Die Leute, über die sie alle möglichen Einzelheiten wissen, würden natürlich nicht sagen können, warum jene an ihnen ein derartiges Interesse nehmen; und dabei finden viele dieser Alleswisser an diesem Wissen, das einer ganzen Wissenschaft gleichkommt, ein entschiedenes Vergnügen und gelangen dadurch zu Selbstachtung und sogar zu einem sehr hohen Grad seelischer Zufriedenheit. Und es ist auch eine verführerische Wissenschaft. Ich habe Gelehrte, Literaten, Dichter und Staatsmänner gekannt, die in dieser Wissenschaft ihre größte Befriedigung, ihr höchstes Ziel fanden und sogar entschieden nur hierdurch Karriere machten."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19508-19509 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 9-10) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Man spürt förmlich die Verachtung Dostoevskij/Myschkins für diesen Typus Mensch. Aber man sollte sich keine Illusionen machen. Myschkin reagiert reichlich hilflos auf diesen Menschen, von dem man bald darauf erfährt, dass er Lebedew heißt, und diese Hilflosigkeit resultiert schlicht und ergreifend daraus, dass ihm diese „Wissenschaft" von seinem Wesen her fremd ist.

Ich war mal Buchhändler. Als Buchhändler liebt man nicht nur Bücher, als Buchhändler ist man in erster Linie Teil eines Betriebs, der Bücher in Rang-

ordnungen sortiert. Einerseits sind da die Bestsellerlisten, andererseits das was frau/mann liest, wenn sie/er zum gebildeten Teil eines Landes gehören wollen. Beides ist nicht dasselbe, aber beides war mir immer fremd und so konnte ich nur ein schlechter Buchhändler sein.

Dabei geht es nicht darum, dass ich nicht wissen könnte, was gerade auf der Bestsellerliste oder anderen Bestenlisten steht. Ich kann ja lesen.
Aber so etwas wissen zu sollen, beleidigt meinen Verstand.
Jedes Buch hat eine eigene Qualität und manchmal besteht die einfach darin, dass es nichts taugt. Aber wenn es was taugt, wozu muss es dann in eine quantitative Relation zu einem anderen Buch gebracht werden. Wo liegt da der Informationsgehalt?
Aber bei diesem Besten- und Bestseller-Gerangel geht es doch darum, dass man diese Qualität in eine Ziffer übersetzt, d.h. quantifiziert und am Ende glaubt man zu wissen wie viel Schiller einen Goethe ergeben oder ob Brecht über oder unter Heine steht.
Das ist natürlich Schwachsinn, aber der Literaturbetrieb existiert nur, weil er aus diesem Schwachsinn eine Wissenschaft macht. Und im Literaturbetrieb sind die BuchhändlerInnen vergleichbar den einfachen Arbeitern und Angestellten einer Fabrik.
Unsere moderne Welt lebt von und in der Quantifizierung. Das Wissen um Qualität und darum, dass Qualitäten sich grundsätzlich der Messbarkeit entziehen, ist verloren gegangen.
Umgekehrt hat Myschkin erhebliche Probleme diesen Quantifizierungen zu folgen. Das Studium der Rangordnungen als „Wissenschaft" entzieht sich seiner Art die Welt zu verstehen und zu begreifen.
Für ihn ist der Wert eines Buches oder Menschen nicht quantifizierbar, weil auch seine eigene Wertigkeit sich einer Quantifizierung entzieht. Seine Fähigkeiten, bzw. fehlenden Fähigkeiten liegen zu weit auseinander um sich sinnvoll in einem Mittelwert abbilden zu lassen.
Von der Verachtung Dostoevskij/Myschkins für die Lebedews darf man sich nicht täuschen lassen. Myschkin ist Lebedew nicht gewachsen.
Überhaupt sollte man sich fragen, ob die Lebedews nicht die wahren Herren Rußlands sind. Erst als Stützen der zaristischen Selbstherrschaft, dann von Lenin fleißig mit Sowjetöl gesalbt, als Stalins willige Vollstrecker und nun als Putindemokraten.
Lebedew jedenfalls trägt auf allen Schultern Wasser. Man denke nur an die denkwürdige Szene in seinem Haus, an dem er die Nihilisten mit grosser Geste des Hauses verweist und der todkranke Ippolit offenbart, dass er Keller bei der Abfassung eines Schmähbriefs gegen Myschkin beraten hat.

13. Taxi nach Ringsted

Als wir am Kopenhagener Hauptbahnhof ankamen, hatten wir noch Zeit. Direkt neben dem Bahnhof gibt es eine originelle Kneipe. „Jenerbanen" ist eine Eisenbahner-Bierschwemme mit eigener Biermarke.

Es wird viel geraucht im „Jenerbanen" , soviel, dass man manchmal die Hand vor

den Augen nicht sieht, die Leute stehen um die Theke, die Wände sind mit Bildern bepflastert und wer ein Bier bestellt bekommt eine Rabatkarte in die Löcher gezwickt werden, Mengenrabatt für die Schluckspechte. Wenn Sie mal nach Kopenhagen kommen, schauen Sie unbedingt rein, es ist ein Erlebnis.

Wir tranken ein Bier und dann noch ein 2.tes. Zwar war mein Kollege der Meinung, dass der Nachtzug um 18:40 losfahren sollte, aber ich war der felsenfesten Überzeugung, dass die Abfahrt um 19 Uhr ist und habe das so überzeugend vertreten, dass keiner von uns beiden auf die Idee kam, einfach unsere Fahrkarten zu checken.

Nach dem zweiten Bier zahlten wir und gingen etwas „früher" um dann am Bahnsteig dem abfahrenden Zug hinterher zu schauen.

Es war der Nachtzug nach Deutschland und damit unsere einzige Möglichkeit die Nacht nicht auf harten Bänken im Bahnhof zu zu bringen.

Ich fasste mich am schnellsten: „Wir gehen zum Taxistand und fahren zum nächsten Bahnhof".

Im Eiltempo ging es zum Taxistand vor dem Bahnhof gegenüber vom Tivoli.

Der Taxifahrer war ein Palästinenser oder Jordanier.

Wir einigten uns schnell mit ihm, dass der nächste Bahnhof, Hoje Taastrup, zu nah ist, um vor dem Zug dort zu sein.

Also war das nächste Ziel Ringstedt

Nun protestierte aber unser Fahrer. Er wisse nicht, wie er fahren müsse um nach Ringsted zu kommen.

Nach einigem Hin und Her fuhr er schließlich an den Straßenrand.

In selben Moment als er an die Seite fuhr, hatte ich das Gefühl, als hätte jemand einen Staubsauger angemacht und würde damit mein Gehirn und jeden vernünftigen Gedanken darin weg saugen.

Für mich war in diesem Moment alles verloren.

Der Taxifahrer drückte mir einen Stapel Karten in die Hand und meinte, ich solle ihm darauf den Weg nach Ringsted zeigen, ich saß auf dem Beifahrersitz und ich wusste noch nicht mal mehr wie rum ich die Karte halten muss, geschweige denn, das hätte wissen können wo Ringsted ist.

Zum Glück für mich, behielt mein Kollege die Nerven und die Übersicht. Er machte dem Taxifahrer unmissverständlich klar, dass er losfahren und sein Navigationssystem nutzen sollte. Mit immer wieder wiederholtem „keep going" und der Antwort „you put me under pressure" erreichten wir schließlich mehr oder weniger in letzte Minute Ringsted. Während dessen kehrte mir auch mein Verstand wieder langsam zurück.

Der Halt am Straßenrand stak mir allerdings noch länger in den Knochen.

Wenn man dieses absolute Gefühl der Leere, der totalen Unfähigkeit zu handeln, einmal erlebt hat, vergisst man es nie mehr.

Und ich erlebte es in dieser Woche zum zweiten Mal: Montags und Freitags.

Beim ersten Mal hatte ich hilflos in einem Aufzug gestanden.

Es ist als verabschiede sich mein Ich von mir und zurück bleibt eine leere Hülle.

Was passiert da?

Eigentlich arbeitet unser Gehirn immer, selbst im Schlaf. Aber es arbeitet in verschiedenen Modi. Im Schlaf z.B. wird die Verbindung zur Außenwelt mehr oder weniger vollständig unterbrochen.

Im Wachen gibt es Modi unterschiedlicher Wachheit, vom Tagträumen bis zu einem Zustand den ich als „Hellwach" bezeichnen möchte.

Diese Zustände unterscheiden sich durch die Intensität mit der wir unsere Umwelt wahrnehmen.

Beim Tagträumen nehmen wir nur das Nötigste wahr, im Hellwach-Zustand haben wir gewissermaßen alle Antennen auf Empfang.

Hellwach sind wir, wenn es um etwas geht, im Beruf, in der Politik oder in der Liebe.

Wobei es eigentlich falsch ist, wenn ich „wir" sage, denn den Zustand „hellwach" erreichen ich nicht, weil nicht alle meine Antennen empfangen können oder weil nicht alle Signale, die meine Antennen erreichen, weiter verarbeitet werden.

Das Resultat ist dasselbe, nur die Ursache ist anders. Wobei ich persönlich eher Probleme bei der Signalverarbeitung als ursächlich ansehe d.h. die Antennen funktionieren vermutlich, aber die Fähigkeit „abzuschalten" und damit die Fähigkeit Signale weg zu blenden, damit sie das Hirn nicht beim Denken stören, ist überentwickelt und kann nicht weit genug zurück gefahren werden.

Mein Gehirn will vom Träumen niemals lassen.

So gut es geht gleicht mein Verstand diesen Umstand aus und so gelingt es mir, wenn ich Glück habe, solche eine „ich muss jetzt hellwach sein"-Situation heil zu überstehen.

Ich kann auch in so fern Glück haben, dass mir jemand aus der Patsche hilft.

Selbst wenn mir niemand aus der Patsche hilft, kann ich mich einfach nach den anderen richten und dann habe ich auch Glück.

Aber ich habe nicht immer Glück.

Und manchmal kann mir niemand helfen.

Nach dem „Hellwach"-Zustand gibt es dann noch „höchster Alarm". Das ist kein Normal- sondern ein Ausnahmezustand. Wenn dieser Level erreicht wird, schaltet mein Gehirn ab und auf meiner Stirn erscheint ein Schriftband „Wegen Überforderung vorübergehend geschlossen".

So war es an diesem Freitag im Taxi.

Zu meinem Glück und im Unterschied zu anderen Situationen konnte ich mich einfach im Sitz zurücklehnen und auf den wachen Verstand meines Kollegen hoffen.

Vor einigen Wochen wurde Günther Amendt überfahren.

Das Auto raste in Hamburg ungebremst über den Gehsteig und riss mehrere Passanten in den Tod.

Inzwischen weiß man, dass der Autofahrer ein Epileptiker war, der sich sein „Recht auf einen Führerschein" vor Gericht erkämpft hatte.

Nun wird darüber spekuliert, ob er möglicherweise einen Anfall gehabt hatte, als er mehrere Menschen überfuhr.

Er muss keinen Anfall gehabt haben, es reicht, wenn auch sein Verstand, wie meiner manchmal, vorübergehend außer Betrieb war.

Übrigens können auch vollkommen Gesunde in so einen Zustand der Starre geraten. Es muss ihnen aber mehr passieren, damit das passiert.

Die Konsequenz daraus kann nur sein, dass wir uns gegenseitig weniger überfordern. Idioten wie ich müssen zwangsläufig zu Versagern werden, manchmal sogar zu gefährlichen Versagern, wenn unser Leben so eingerichtet wird, dass man nicht nebenher vor sich hinträumen darf, weil immer die volle Aufmerksamkeit gefordert ist.

Auf der anderen Seite müssen wir Idioten uns auch der Zumutung des immer bereit und aufmerksam sein Müssens energischer widersetzen.

Es ist doch eine bittere Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet Günter Amendt, der vielen von uns ein entspannteres, stressfreieres Verhältnis zu unserer Sexualität vermittelt hat, dass ausgerechnet er von einem epileptischen Idioten überfahren wird, der mit großem Einsatz und zweifelhaftem Erfolg darum gekämpft hat als Mann nicht ohne Auto und Führerschein da zu stehen.

Für manche Männer ist ja der Verlust ihres fahrbaren Untersatzes fast eine Kastration. Nicht ohne Grund findet man im Zeitschriftenladen die Zeitschriften mit den vielen PS direkt neben den Blättern mit den großen Busen.

Wir müssen lernen wieder mit unserer Unvollkommenheit zu leben und uns nicht dafür zu schämen, sagen zu müssen: Ich kann das nicht!

Übrigens gelingt das Frauen heute schon viel besser als den Männern.

14. Die Letzten werden die Ersten sein und die Ersten werden die Letzten sein

Die Bergpredigt, aus der dieses Zitat stammt, ist eine der wenigen Stellen aus der der historische Jesus durch all die Schichten der Überlieferung hindurch direkt zu uns spricht.
Er ermahnt alle, die die Welt gerne in Sieger und Besiegte aufteilen nie zu vergessen: The times they are be changed !
Und so dringt ein Strahl der Hoffnung aus diesem Satz auf alle „looser" und eine unzweideutige Mahnung an alle „winner".
Vergesst nie: Ihr werdet die Plätze tauschen.
Keiner der an der Sonne sitzt wird immer dort sitzen bleiben und auch im Schatten kann es irgendwann hell und warm werden.
Das ist gewissermaßen die Gründungsurkunde der Sklavenreligion Christentum.

Und so sehr sich christliche Würdenträger in den kommenden Jahrhunderten bemüht haben, diesen Jesus mit aller Macht zu versöhnen, so wenig war, ist und wird es jemals möglich sein, diesem Satz seine Sprengkraft zu nehmen.

Aber gerade weil dieser Wechsel immer wieder alle festen Verhältnisse sprengt, ist es sehr schwierig dieses „die Ersten werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein" in der eigenen Person, gewissermaßen in der ersten Person Singular zu verkörpern.
Genau das aber ist unser Schicksal.
Im deutschen Schulsystem wird in jeder Schulstunde sortiert: „Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen" nur dass die Schlechten nicht gefressen, sondern ausgespuckt werden.
Als Myschkin wechselt man mit jeder Schulstunde seinen Platz. Vom Gewinner zum Verlierer und wieder zurück.
Man lernt, was es heißt aussortiert zu werden, weil man ein Nichtskönner ist und man lernt, dass einem deutlich mehr erlaubt ist, wenn man besser ist als alle anderen.
Mit dieser Gleichzeitigkeit klar zu kommen ist alles andere als einfach und deswegen darf niemand erwarten, dass wir am Ende einfache Menschen werden.
Aber in dieser Gleichzeitigkeit liegt zugleich, falls sie uns nicht zerreist, eine große Kraft und eine große Chance. Wobei es erst mal großer Kraft und großer Hilfe bedarf, davon nicht zerrissen zu werden.
Myschkin scheitert und sein Schöpfer Dostoevskij hat eher ein unglückliches Leben geführt, auch wenn er sehr Grosses geleistet hat.
Manche meinen ja, er wäre nie ein solcher Ausnahme-Schriftsteller geworden, wenn es ihm besser gegangen wäre. Das ist natürlich grober Unfug.
Es ist überhaupt eine der schlimmsten Lügen andere für sich stellvertretend am Kreuz sterben zu lassen.
Insofern ist das Christentum im doppelten Sinne eine Sklavenreligion: In dem es die Erinnerung an einen bemerkenswerten jüdischen Wanderprediger aus der Zeit des Augustus wach hält, der das Ende jeder Sklaverei und die Gleich-wertigkeit aller Menschen gepredigt hat und dessen Ideen an Sprengkraft über die Jahrtausende nichts verloren haben.
Und in dem es den Kreuzestod dieses Predigers zum angeblich notwendigen Übel erklärt, zur Untat, die uns erretten soll. Damit werden alle Sklaven getröstet: Ihr tragt wie er nur euer Kreuz. Und Gott in seiner unerforschlichen Weisheit hat Euch dieses Kreuz gebracht, damit alle frei werden.
Aber kann man am Kreuz wirklich frei sein?
Ist die Behauptung der Weg zur Freiheit gehe über Golgatha nicht überhaupt einer der schlimmsten Lügen, die unserer Freiheit im Wege stehen?
Eine Lüge, die sich übrigens nicht nur in der Bibel findet sondern auch bei Karl Marx, der in seiner „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie – Einleitung" so großartig beginnt:

„...Das *religiöse* Elend ist in einem der *Ausdruck* des wirklichen Elendes und in einem die *Protestation* gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das *Opium* des Volks.
Die Aufhebung der Religion als des *illusorischen* Glücks des Volkes ist die Forderung seines *wirklichen* Glücks."

[Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. Marx/Engels: Ausgewählte Werke, S. 543 (vgl. MEW Bd. 1, S. 378-379) http://www.digitale-bibliothek.de/band11.htm]
„ Die Kritik der Religion endet mit der Lehre, daß der *Mensch das höchste Wesen für den Menschen* sei, also mit dem *kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen*, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist,.."
[Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. Marx/Engels: Ausgewählte Werke, S. 556-557 (vgl. MEW Bd. 1, S. 385) http://www.digitale-bibliothek.de/band11.htm]

Um am Schluss so jämmerlich zu enden:
„Wo also die *positive* Möglichkeit der deutschen Emanzipation?
Antwort: in der Bildung einer Klasse mit *radikalen Ketten*, einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft ist, eines Standes, welcher die Auflösung aller Stände ist, einer Sphäre, welche einen universellen Charakter durch ihre universellen Leiden besitzt und kein *besondres Recht in* Anspruch nimmt, weil kein *besondres Unrecht*, sondern das *Unrecht schlechthin* an ihr verübt wird, welche nicht mehr auf einen *historischen*, sondern nur noch auf den *menschlichen* Titel provozieren kann, welche in keinem einseitigen Gegensatz zu den Konsequenzen, sondern in einem allseitigen Gegensatz zu den Voraussetzungen des deutschen Staatswesens steht, einer Sphäre endlich, welche sich nicht emanzipieren kann, ohne sich von allen übrigen Sphären der Gesellschaft und damit alle übrigen Sphären der Gesellschaft zu emanzipieren, welche mit einem Wort der *völlige Verlust* des Menschen ist, also nur durch die *völlige Wiedergewinnung des Menschen* sich selbst gewinnen kann."*[Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. Marx/Engels: Ausgewählte Werke, S. 566 (vgl. MEW Bd. 1, S. 390) http://www.digitale-bibliothek.de/band11.htm]*
Da befinden wir uns wieder auf der berühmten Schädelstätte, nur das am Kreuz nun das Proletariat hängen soll.
Es hat selten jemand in so kurzer Distanz den Weg von der Religionskritik zur Begründung einer neuen Religion zurück gelegt. Man kann auch sagen, da ist der Hegel mit ihm durchgegangen.
Die Formel das der Weg zum Glück durchs Leid führt, war immer schon verlogen, aber noch nie so falsch wie heute.
Auch bei Dostoevskij war es nicht das Leid sondern seine große Begabung, die ihn zum großen Erzähler gemacht hat. Und wäre er nicht ein noch viel größerer Erzähler, einer der sich nicht so gerne im Unglück und Selbstmitleid suhlt, wenn ihm sein Leben besser geglückt wäre ?
Deswegen muss es darum gehen, dass aus dieser eigenartigen Kombination aus Unfähigkeit und Begabung, die jeden Myschkin auszeichnet, Menschen emporwachsen, die ihr Potential realisieren können und an ihrer Unfähigkeit nicht scheitern.
Eine Gesellschaft die weniger Wert darauf legen würde die „Unfähigen" aus zu sondern und mehr darauf jeden in dem zu fördern und zu fordern, das er kann, wäre da hilfreich.

4. Die „platonische Liebe" und der „arme Ritter"

„ »Wie es sich damit auch verhalten mag, soviel ist klar, daß es diesem ›armen Ritter‹ nun ganz gleichgültig war, wer seine Dame war, und was sie tat. Ihm genügte es, sie sich ausgewählt zu haben und an ihre ›reine Schönheit‹ zu glauben; und nun verehrte er sie sein ganzes Leben lang; gerade darin besteht sein Verdienst, daß er, selbst wenn sie später zur Diebin würde, doch an sie glauben und für ihre reine Schönheit eine Lanze brechen müßte. Der Dichter scheint beabsichtigt zu haben, in der auffallenden Gestalt eines reinen, hochgesinnten Ritters den ganzen gewaltigen Begriff der mittelalterlichen, ritterlichen platonischen Liebe zur zusammenfassenden Darstellung zu bringen; selbstverständlich ist das alles ein Ideal. In dem ›armen Ritter‹ hat dieses Gefühl schon die höchste Stufe erreicht, die Askese; man muß gestehen, daß die Fähigkeit zu einem solchen Gefühl einen hohen Wert hat, und daß solche Gefühle einen bedeutsamen und unter Umständen sehr löblichen Charakterzug bilden, wobei ich nicht gerade Don Quijote meine. Der ›arme Ritter‹ ist eine Art Don Quijote, aber ein ernster, nicht ein komischer. Ich habe ihn am Anfang nicht verstanden und über ihn gelacht; aber jetzt liebe ich den ›armen Ritter‹, und vor allen Dingen schätze ich seine Taten hoch.«
Damit schloß Aglaja, und wenn man sie ansah, konnte man schwer daraus klug werden, ob sie im Ernst sprach oder scherzte." *[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20072-20073 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 116) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]*

„Der arme Ritter" heisst ein wunderbares Gedicht Puschkins:

„Lebte einst ein armer Ritter
Schweigsam und von schlichtem Sinn,
Und mit bleichen Wangen schritt er
Kühn und grad durchs Leben hin.

Ihm war ein Gesicht erschienen
Von geheimnisvoller Art,
Und er hat, um ihm zu dienen,
tief im Herzen es bewahrt.

Als er einst nach Gent gefahren,
Sah am Weg er wunderbar
Sich Maria offenbaren,
Die uns Christ, den Herrn, gebar.

Und entflammt im Herzensgrunde
Sah er keine Frau hinfort,
Und er sprach seit dieser Stunde
Nicht mit einer mehr ein Wort.

Seit der Zeit hat er das Gitter
Des Visiers nicht mehr bewegt

Und sich um den Hals statt Flitter
einen Rosenkranz gelegt.

Hob zum Vater nie die Hände,
Hob sie nie zum Sohn empor,
Nicht zum Heiligen Geist - am Ende
Galt er allen als ein Tor.

Nur vor ihr, der Heiligen, Schönen,
Brach er nächtelang ins Knie,
Ihr nur flossen seine Tränen,
Und sein Auge sah nur sie.

Voll der Liebe, die nicht ruhte,
Und zu frommem Traum gewillt,
Malte er mit eigenem Blute
A. M. D. auf seinen Schild.

Als im Lande Palästine,
Eh die heiße Schlacht entbrannt,
Alle reisigen Paladine
Ihre Damen stolz genannt

Tönte weithin seine Stimme
„Lumen coelum!" übers Feld,
Und er hat mit zornigem Grimme
Manchen Muselman gefällt.

Heimgekehrt in Burg und Mauer,
Blieb er von der Welt getrennt,
Voller Liebe, voller Trauer
Starb er ohne Sakrament;

Und in seiner letzten Stunde
Nahte ihm der Böse schon,
Um mit ewigem Höllenschlunde
Seine Seele zu bedrohn:

Nie bat er um Gottes Segen,
Und die Fasten hielt er nie,
Und er ging auf dunklen Wegen
Zu der Gottesmagd Marie.

Doch die Reine, Gnadenreiche
Trat vor Gott und bat für ihn
Und empfing im Himmelreiche
Ihren treuen Paladin.“
(Alexander Puschkin, Gedichte russisch und deutsch, Aus dem Russischen übertragen von Michael Engelhard, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 1999,S.667-669).

Wenn wir dieses Gedicht als Ganzes zur Kenntnis nehmen, stoßen wir auf verschiedene Merkwürdigkeiten in Aglajas Argumentation.
Z.B. behauptet sie:
„Der Dichter scheint beabsichtigt zu haben, in der auffallenden Gestalt eines reinen, hochgesinnten Ritters den ganzen gewaltigen Begriff der mittelalterlichen, ritterlichen platonischen Liebe zur zusammenfassenden Darstellung zu bringen."
Hat er das wirklich ? Und stimmt das überhaupt mit der „mittelalterlichen, ritterlichen platonischen Liebe" ? Und hat Puschkin der im Duell wegen einer Frau jung gestorben ist überhaupt etwas im Sinn mit dieser Art von Liebe ?
Es ist auch nicht irgendeine Frau, die er liebt, sondern auschliesslich eine: Maria, die „Gottesmagd".
Wir wollen diesen Fragen Punkt für Punkt nachgehen und am Ende auch der Frage, ob Myschkin, ob die Myschkins überhaupt „Ritter" und sei es auch „arme" sein können.
Da Ritter und Kavalier ursprünglich dasselbe bezeichnen wird es dabei zwangsläufig auch um die Frage gehen, wie denn sich Beziehungen zwischen Mann und Frau gestalten bzw. gestalten sollten.
Der Ritter und seine Dame sind zentral für unser jeweiliges Rollenverständnis als Männer und Frauen. Die Frage ist: Beschreiben sie auch die Zukunft dieser komplizierten Beziehung und welche Art von Beziehung wäre gut für Myschkins ?

Beginnen wir unsere Betrachtungen mit einem seltsamen Gespenst namens „platonischer Liebe":

1. Die platonische Liebe

In der Wikipedia (http://de.wikipedia.org/wiki/Platonische_Liebe) finden wir folgende Definition:
„Platonische Liebe ist die Liebe nur auf geistiger Ebene, die auf den antiken griechischen Philosophen Platon (428/427 bis 348/347 v. Chr.) zurückgeführt wird.
Nach heutiger Bedeutung bezeichnet platonische Liebe eine Liebe ohne Sex auf Basis seelischer Verbundenheit und inniger Freundschaft.
Die von Platon in seinem Werk Symposion ausführlich beschriebene platonische Liebe und Verbundenheit steht einer in erster Linie sexuell motivierten Liebe gegenüber. Nach Platon ist diese wahre Liebe nur unter „Gleichen" möglich. „Gleiche" bedeutet, dass beide Individuen eine entwickelte und bewusste Seele besitzen, egal welchen Geschlechtes. Fälschlicherweise wird unter „gleich" oftmals Homosexualität verstanden, was unzutreffend ist, da platonische Liebe frei von Sexualität ist. Platon schildert, wie der junge, schöne Alkibiades vergeblich versucht, den alten und hässlichen Sokrates zu verführen. Dieser schlägt statt der sexuellen Vereinigung eine „höhere", nichtkörperliche Form der Liebe vor, in der die Seelen zueinander finden.
Nach Platon ist die platonische Liebe die höchste Stufe der Liebe. Sie steht damit

im Gegensatz zur körperlichen Liebe. Diese bildet die 1. Stufe der Liebe. Davon ausgehend kann der Mensch die Liebe zu schönen und guten Lebenseinstellungen lernen (2. Stufe). Als 3. Stufe fungiert die Liebe zur Wissenschaft. Danach folgt als höchste Stufe die platonische, geistige Liebe. Sie entspricht dem jedem Menschen eingegebenen Streben nach Idealen wie Schönheit, Wahrheit und letztendlich Göttlichkeit. Diese Stufe erreichen nur sehr wenige Menschen (siehe im Symposion die Erzählung von Diotima). Diejenigen, die diese Liebe praktizieren, nennt Platon Philosophen. Nach diesem Ansatz fasst Platon auch die Philosophie ihrem Wesen nach als Liebe auf. "
Soweit die Wikipedia.
Plato sah sich philosophisch in der Nachfolge des Parmenides. Das Problem, das ihm dieser hinterlassen hatte, bestand aber darin, dass die allzu plumpe Verleugnung des Werden und Vergehens nicht durch zu halten war.
Die Platon'sche Lösung bestand nun darin, dass hinter den Dingen die Ideen als ewig und unzerstörbar postuliert wurden.
So konnte die Welt nun geteilt werden in eine materielle „Scheinwelt" in der Werden und Vergehen, Geburt und Tod regierten und in eine „wirkliche" Welt der ewigen und ewig mit sich selbst gleichen Ideen.
Dies „wirkliche" Welt sollte die Welt des mit sich identischen, des ewigen A = A und damit das originäre Reich des Logos sein.

Von diesen Warte her, steht die Idee der Liebe höher als die vollzogene Liebe. Die vollzogene Liebe, der Sex, ist gewissermaßen „verunreinigt" durch ihre Körperlichkeit. Je mehr die Liebe nur eine Idee ist, desto reiner, desto unzerstörbarer, desto ewiger.

Und natürlich sind auch die Dementis in Bezug auf die Homoerotik falsch, den gleich konnten nach damaligem Verständnis Mann und Frau gar nicht sein.

Ganz abgesehen davon, dass selbst Bachofen noch im 19 Jahrhundert Frauen nicht auf der Seite des Geistes gesehen hat. Bei den hohen Ideen und den niederen köperlichen Bedürfnissen, sind die „hohen Ideen und Ideale" immer männlich.

Nun sind wir aber, wie Keynes vollkommen richtig festgestellt hat, „in the long run all dead" und müssen uns fragen, was wir dann von der „Ewigkeit" vor allem von der angeblichen Ewigkeit der Ideen haben.

2. Ideen sind nicht ewig

Das ist aber nicht das einzige Problem, das uns die „ewigen Ideen" bereiten. Es gibt noch ein viel grundsätzlicheres Problem: In welches Formalin will Plato den seine Ideen legen, damit sie sich ewig halten ohne ranzig zu werden ?
Ideen bedürfen eines Kopfes. Und weil der Kopf eines Plato heute schon längst vermodert und verfault ist, benötigen sie nun einen anderen Kopf, z.B. den eines Walter Altvaters. Und irgendwann wird auch dieser Kopf vermodert und verfault sein.
Ideen existieren in keinem Kopf losgelöst von allem anderen was noch erlebt, erlitten, erfühlt und erdacht wurde. Und selbst wenn ich einer „humanistischen"

Bildung würdig gewesen wäre und Plato im altgriechischen Original lesen könnte, könnte ich dann noch altgriechisch denken ? Alle Ideen müssen in jedem Kopf immer wieder aufs Neue gebildet werden. Weil wir Vorbilder im Denken haben, können wir Abkürzungen nehmen und kommen so schneller zum Ziel. Aber das was da in jedem Kopf wieder neu entsteht, ist alles Mögliche nur eines nicht: Eine identische Kopie eines vorgeblichen Originals. Vor diesem Hintergrund sollte man auch die heute mit so viel Leidenschaft geführte Diskussion über Open Source, Open Access und Urheberrecht neu beleuchten. Ideen können nicht einfach wie ein Sack Kartoffeln gekauft und auf den Schultern nach Hause getragen werden.

Es ist nicht das Leben, das lauter Identitäten produziert, sondern die Logik, die nur funktioniert, wenn A festgehalten wird und man die Veränderung die währenddessen mit diesem A vor sich geht ignoriert, weil sie ignoriert werden können und insoweit sie ignoriert werden können.
Es ist der Logiker, der eine Welt fester Identitäten schafft, weil er sie für seine Logik braucht.
Etwas so schillerndes, fluktuierendes, Himmel hoch jauchzendes und zu Tode betrübtes wie die Liebe muss deswegen vom Logiker zu einer dünnen, abstrakten Idee gemacht werden, weil es sonst jedwede Logik von Beginn an sprengt.

Sowenig Ideen ohne Kopf existieren können, um so viel weniger kann Liebe ohne Körper und zwar vorzugsweise zwei, existieren. Schließlich ist dies ein Vorgang, der so eindeutig und eindringlich wie kein anderer jede Faser unseres jeweiligen Körpers erfasst und bei dem gleichzeitig ein fremder Körper schon durch seine bloße Annäherung zum Magneten wird, der uns erfasst und durch einander wirbelt.
Was bleibt denn übrig von der Liebe, wenn man dieses großartige Körpergefühl daraus entfernt ?
Was für eine Liebe soll das denn schon sein, die Idee der Liebe an sich, ohne Kopf und ohne Körper ?

3. Das „keuche" und „finstere" Mittelalter oder Ritter und Liebe in Eschenbachs Parzival

Bekanntlich ist der Kavalier ursprünglich ein Chevalier und damit nichts anderes als ein Ritter.
Und ein Kavalier ist einer, der wie weiland die Firma Bauknecht, „weiß was Frauen wünschen".
Der Roman vom tumben Naivling Parzival, der am Ende Gralskönig wird ist vor allem eine Erzählung darüber, dass „Parzival die Frauen mehr schätzt als Gott."
Man darf sich da von Wagner, der später eine ganz andere reichlich blutleere Geschichte vom Gralskönig erfunden hat, nicht täuschen lassen.
Zwei Dinge stehen bei Eschenbach immer im Zentrum: Kampf zwischen Männern, vorwiegend als „Tjost", d.h. indem man mit gestrecktem Galopp und angelegter Lanze auf einander los reitet um sich wechselseitig aus dem Sattel zu heben bzw. gleich um zu bringen und schöne Frauen. Frauen sind der einzige

und wirkliche Grund fürs Kämpfen.
Dabei verehrt man nicht nur das Bild der Dame, sondern greift ihr gelegentlich auch ganz direkt unter den Rock.
Ritter zu sein bedeutet im Wesentlichen immer zu wissen, wann das eine und wann das andere von der Dame gefragt ist.
Die Geschichte beginnt mit Parzivals Vater Gamureth, der bis nach Bagdad zieht um Frauen und Länder zu erobern.
Im Land der Mohren rettet er die schöne schwarze Belacane, nach Wolfram die schönste aller schönen Frauen, vor der Belagerung und wird dadurch ihr Mann.
Nachdem er ihr ein Kind gemacht hat, wird es ihm zu langweilig bei der Schönen und er verlässt sie um wieder als Ritter zu kämpfen.
Er gelangt nach Wales und in einen Ritterkampf. Der ausgelobte Preis dieses Kampfes ist die schöne Prinzessin Herzeloyde. Er gewinnt den Kampf und muss danach regelrecht auf seine rechtliche Verpflichtung hingewiesen werden, Herzeloyde zu heiraten. Das tut er dann, mit den üblichen Folgen. Er verlässt auch die schwangere Herzeloyde um wieder in Bagdad für den Kalifen und für schöne Frauen zu kämpfen.
Dabei stirbt er.
Die Königin Herzeloyde zieht sich darauf hin mit ihrem Säugling und Gefolge in die Wildnis zurück und verbietet ihrer Dienerschaft das Wort „Ritter" gegenüber dem kleinen Parzival überhaupt zu erwähnen.
Ihr Junge soll nicht wie sein Vater ein Ritter werden.
Aber offensichtlich liegt ihm das Rittertum im Blut. So schiesst er mit seiner Schleuder Vögel tot um anschliessend die toten Vögel zu beweinen. Er entwickelt damit schon früh die übliche Sentimentalität professioneller Totschläger.
Als sie schliesslich einsieht, dass sie ihn nicht vor der Welt und dem Rittertum bewahren kann, schickt sie ihn in einem Narrenkleid (nach dem Motto: besser doof als tot) und versehen mit guten Ratschlägen hinaus in die Welt.
Wie uns später erzählt wird, stirbt Herzeloyde danach an Herzeleid, weil sie sowohl Mann als auch Sohn an das Rittertum verloren hat.
Parzival zieht nun in die Welt hinaus und befolgt die Ratschläge seiner Mutter mehr oder weniger wörtlich.
So hat sie ihm geraten, er solle, wenn er einer schönen Frau begegne, diese festhalten und nicht mehr losslassen.
Das tut er dann bei der schönen Jeschute, der Frau des ????. Es kommt zu einer Vergewaltigung und dazu, dass Jeschute von ihrem Mann verstoßen wird, mit der auch heute noch gebräuchlichen Begründung sie habe sicher Spaß dabei gehabt.
Eschenbachs Tadel an Parzival ist sehr bemerkenswert:
Er verweist auf den Vater Gamuret und darauf, dass dieser sich den „süssen Hügeln der Jeschute" sicher auf eine Art und Weise genähert hätte, dass einerseits Jeschute damit einverstanden und andererseits der Ehemann nichts bemerkt hätte.
Die „ritterliche Liebe" erweist sich damit nicht als platonisch, sondern vielmehr als außerehelich, wie denn auch zum Gral keine Frauen ohne ihren „Amis" sprich Liebhaber zugelassen sind.
Zwar gibt es eine Passage mit dem Einsiedler ?Trevirerent? In dem dieser Parzival belehrt, das Ideal des Grals sei die eheliche Liebe des Gralskönigs und die Ehelosigkeit der Tempelritter.
Aber diese Belehrungen werden im weiteren Verlauf der Handlung als das

entlarvt was sie sind: fromme Sprüche.
Parzival erreicht schließlich mit seinem schwarz-weissen Halbbruder Firefiz entgültig die Gralsburg (Firefiz möchte unbedingt dabei sein: hübsche Mädchen gucken !).
Vorher haben sie sich allerdings beinah erschlagen, weil so ein richtiger Ritter natürlich erst mit der Lanze zustößt oder mit dem Schwert zuschlägt und erst danach fragt: Wer bist du ?
Auf der Gralsburg verliebt sich der Heide Firefiz so unsterblich in die „reine Jungfrau" und Gralshüterin Response de Joie, dass er auf der Stelle zum Christentum übertritt und sie heiratet. Dabei wird er im Angesicht Gottes und des heiligen Grals zum Bigamisten, den er ist ja schon mit der Königin Secundille verheiratet.
Wie man zuvor erfahren hat, ist seine Liebe zu Secundille und ihre Liebe zu ihm sehr groß.
So ist sie halt die „reine" Ritterliebe: Heute hier morgen dort.
Passenderweise stirbt dann Secundille im fernen Kaukasus und Response (nicht etwa Firefiz !) kann beruhigt sein.
Dass erinnert an Hollywood und die fünfziger Jahre und man fragt sich umwillkürlich, ob es auf Stauferburgen auch schon Hausfrauenverbände gab, die auf Sitte und Anstand geachtet haben.
Damit hätten wir nun „den ganzen gewaltigen Begriff der mittelalterlichen, ritterlichen platonischen Liebe (Aglaja)" hinreichend entwickelt und können als des Wesen eines jeden Ritters bzw. Kavaliers folgende Punkte festhalten:
1. Potentielle männliche Konkurrenten erst totschlagen, dann fragen.
Allerdings muss dies auf „ritterliche Art" geschehen, d.h. nach gewissen Regeln.
2. Immer bereit im Dienst der Liebe und der Frauen (Die Lanze ist immer im Anschlag).
3. Verbotene Früchte schmecken am besten.
4. Man(n) muss und kann immer wissen, was Frau will.

4. Parcival: König der Frauen

Hinter manchen Märchen und Sagen stecken längst vergangene und vergessene gesellschaftlich Zustände. Sie sind der Widerhall verflossener Revolutionen und Konterrevolutionen.

Der Mythos vom Heiligen Gral und vom tumben Parcival, der sich erst bewähren muss um dann Gralskönig und damit Herrscher über Wales zu werden, ist eine solche Geschichte, die man nicht oft genug erzählen kann, weil sie wie ein fein geschliffener Stein in jeder Beleuchtung uns von anderen Welten erzählt.

Die Matriarchatsforscherin Göttner-Abendroth versucht sich in „geistiger Archäologie" auf der Suche nach dem untergegangenen Matriarchat.

So wie andere aus verfärbter Erde Pfostenlöcher und aus Pfostenlöchern längst verfallene Hütten rekonstruieren, so rekonstruiert sie aus Geschichten und Geschichtchen untergegangene Kulte, Lebensgewohnheiten und Denkweisen.

Wer ihr vorwirft, das sei doch „spekulativ", vergisst, dass die wenigen Knochen aus Neandertal sich nur durch höchst spekulative Ergänzungen zum ganzen Menschen formen.

„Spekulieren" bedeutet aus wenigen Andeutungen eine ganze Geschichte zu machen. Solche Geschichten müssen nicht die wahr sein, aber sie können uns entscheidend helfen uns der Wahrheit zu nähern.

5. Der Ritter Don Quichotte

Spätestens als die schweizer Bauernhaufen im Krieg gegen den „letzten" Ritter Kaiser Maximillian die Panzerreiter reihenweise vom Pferd holten und tot-schlugen, war auch das Rittertum als militärische Einrichtung gestorben. Überlebt hat nur das Ritterideal.
Diese seltsame Mischung aus Mordlust und Frauenverehrung hat natürlich immer auch den Spott herausfordert. Schon Eschenbach ist im krassen Gegensatz zu Richard Wagner nicht frei von Spott und tiefer Ironie und wenn man ihn in Kategorien des 19 Jahrhunderts einsortieren würde, so müsste er eindeutig an die Seite des „welschen, jüdischen" Kölners Jack Offenbach gestellt werden und ist somit ein klarer Antipode des „Teutonen" Wagner.
Der „Ritter von der traurigen Gestalt" mit seinem Kampf gegen Windmühlen steht gerade zu paradigmatisch für diesen Spott.
Und seine Dulcinea ist nur der Traum von einer Frau, dem keine wirkliche Frau entspricht.

6. Der „arme Ritter"

Der „arme Ritter" wird gerne mit Don Quichotte gleich gesetzt. Das ist aber falsch.
Zunächst mal ist es falsch, weil er im Gegensatz zu Quichotte reale Kämpfe mit realen Rittern ausficht:

„Als im Lande Palästine,
Eh die heiße Schlacht entbrannt,
Alle reisigen Paladine
Ihre Damen stolz genannt.

Tönte weithin seine Stimme
„Lumen coelum!" übers Feld,
Und er hat mit zornigem Grimme
Manchen Muselman gefällt.„

Seine „Dame" ist die Jungfrau Maria, die er einmal gesehen hat und in die er sich verliebt hat. Diese Liebe ist kein bloßes ritterliches Sehnen wie bei Don Quichotte. Er will eine Frau besitzen, die er einmal gesehen hat und bei deren Anblick er sich gesagt hat:
Die oder Keine !

„Als er einst nach Gent gefahren,
Sah am Weg er wunderbar
Sich Maria offenbaren,

Die uns Christ, den Herrn, gebar.

Und entflammt im Herzensgrunde
Sah er keine Frau hinfort,
Und er sprach seit dieser Stunde
Nicht mit einer mehr ein Wort.

Seit der Zeit hat er das Gitter
Des Visiers nicht mehr bewegt
Und sich um den Hals statt Flitter
einen Rosenkranz gelegt.

Hob zum Vater nie die Hände,
Hob sie nie zum Sohn empor,
Nicht zum Heiligen Geist - am Ende
Galt er allen als ein Tor. „

Er will die Frau Maria, Gott steht im dabei eher im Wege, so wie bei anderen Männern und Frauen der Ehemann.
Wobei das Gedicht, und das mögen mir alle Katholiken und Orthodoxen verzeihen, natürlich die Frage provoziert, wie man sich das den vor zu stellen habe, das „Sah am Weg er wunderbar sich Maria offenbaren". Mir fällt da eine Fahrt durch Pilsen ein, bei der eine stark geschminkte Frau allen Lastwagen-fahrern zuwinkte um sie auf ihr spezielles Geschäft aufmerksam zu machen. Es sind nun mal Frauen in ganz besonderen Berufen, die sich Männern am „Weg" „offenbaren".

„Die Torheit des Ritters erinnert uns an den „Idiotismus" des Fürsten Myschkin und zugleich ruft die Gestalt dieses traurigen und einsamen Ritters das Bild eines anderen armen ritterlichen „Toren" – Don Quichotte von La Mancha ins Gedächtnis. Nur dass dieser Arme Ritter, statt des Namens Dulcinea, die Buchstaben A.M.D., - „Ave, Mater Dei" auf seinem Schild führt, und sein Schlachtruf heißt: „Lumen Coelum!" - ..Himmelslicht!". Aglaja sagt in Dostojewskis Roman, der arme Ritter sei „genau wie Don Quichotte, nur ein ganz ernstgenommener, ohne jede Komik". Ein „recht seltsamer" Zug der Ballade, welcher einen Zuhörer oder Leser befremden kann, ist, dass ihre christliche Stimmung etwas verdächtig, ja ketzerisch wirkt: die Mutter Christi scheint der heiligen Dreieinigkeit gegenübergestellt zu werden.
….
Hier stehen wir vor einem Knäuel von Problemen. Der arme Ritter verhält sich zum katholischen kirchlichen Brauch sehr frei, oder, besser zu sagen, recht gleichgültig. Sein Indifferentismus gegenüber der hl. Dreieinigkeit, diesem geheimnisvollen Prüfstein und Stein des Anstoßes für Religionsphilosophen, fordert ans Tageslicht eine lange Geschichte des Kampfes der Kirche gegen sogenannte Antitrinitarier und Socinianer (eigentlich schon während der Reformation). Jedoch eine extra-ordinäre Anbetung der Mutter Gottes verbietet uns, den armen Ritter als einen Vorläufer religiöser Protestanten zu qualifizieren. Seit dem IV. Jahrhundert stand das Christentum schon vor dem Problem des halbheidnischen Kultus der Gottesmutter als einer weiblichen Gottheit. Einige Spuren davon blieben in katholischen und griechisch-orthodoxen Ländern sogar

bis heute.
Aus der Sicht der Religionsphilosophie können wir im Puschkinschen „Armen Ritter" wohl das Beispiel eines unorthodoxen religiösen Gefühls sehen, die Möglichkeit eines außerkirchlichen Glaubens."
(Rostislav Danilevski, Lumen Coelum. Über ein Leitmotiv bei Goethe und Puschkin in Landauer Schriften zur Kommunikations- und Kulturwissenschaft Band 1 Herausgegeben von Gerhard Fieguth, Detlev Gohrbandt, Jan Hollm, Heinz-Helmut Luger, Stephan Merten Gerhard Fieguth (Hrsg.) Begegnungen mit Goethe. KnechtVerlag).

Es ist schon erstaunlich wieviel Mühe Rostislav Danilevski sich gibt das Offensichtliche unter einem Schwall von religionsphilosophischen Phrasen zu begraben.
Der Reiz des Gedichts liegt doch gerade darin, dass unser „armer Ritter" gegen alle Vernunft Maria liebt und ganz real als Frau begehrt.

„Nie bat er um Gottes Segen,
Und die Fasten hielt er nie
Und er ging auf dunklen Wegen
Zu der Gottesmagd Marie."

Er „ging auf dunklen Wegen" wie jeder Liebhaber, der zur Frau eines anderen geht und natürlich bittet er nicht um Gottes Segen, wenn er zur „Gottesmagd Marie" geht.

Wobei die Stellung Gottes zur Mutter seines Kindes durchaus merkwürdig ist.
Er hat zwar von ihr ein Kind, hat aber nie auch nur einen Moment daran gedacht, dafür die normale Verantwortung als Ehemann zu übernehmen.
Die Stellung Marias ist vergleichbar den beiden Haussklavinnen Bilhas und Silpas die für Jakobs Frauen Lea und Rachel jeweils Kinder bekommen, nachdem diese im Gebärwettstreit um die zwölf Söhne Israels zurück zu fallen drohen.
„Jakob hatte zwölf Söhne. Die Söhne Leas waren: Ruben, der Erstgeborene Jakobs, ferner Simeon, Levi, Juda, Issachar und Sebulon. Die Söhne Rahels waren: Josef und Benjamin. Die Söhne Bilhas, der Magd Rahels, waren: Dan und Naftali. Die Söhne Silpas, der Magd Leas, waren: Gad und Ascher."
(Genesis, 35, 22-27).
Deswegen ist sie auch „Gottesmagd" und nicht etwa Gottes Frau.
Sie ist gewissermaßen das Pflanzgefäß für seinen göttlichen Samen.
Trotzdem oder gerade deswegen müssen natürlich Maria und ihr „armer Ritter" vorsichtig sein mit ihrer verbotenen Liebe.

Um so bewundernswerter ist der Mut dieser Frau, die, als der „Böse" ihren Ritter holen will, zu Gott geht und für ihn bittet:

„Doch die Reine, Gnadenreiche
Trat vor Gott und bat für ihn,
Und empfing im Himmelreiche
Ihren treuen Paladin. „

Und wir wünschen den beiden ewiges Glück und dass ihre Liebe dafür reicht.

Zuvor wollen wir uns aber noch ein wenig an Rostislav Danilevski und seinen geistigen Pirouetten ergötzen mit denen er Puschkin, Maria, den „armen Ritter„, Dostojewskij und zu allem Überfluß auch noch den Heiden Goethe zu treuen rechtgläubigen „Gliedern" der einen orthodoxen Kirche erklärt.
Zwar teilt er mit:
„In seinen Jugendjahren (1821) dichtete Puschkin ein freigeistiges Rokoko-Poem im Stil von Voltaires Gabrieleade, wo die evangelische Geschichte der Verkündigung Maria travestierd wurde. Die Schönheit und Grazie der Verse bewahrten aber das Poem vor allem Verdacht der Plattheit. Die Gottlosigkeit der Gabrieleade bleibt eigentlich, im Grunde genommen, problematisch."
Uns macht er eher neugierig.
Trotz dieses sehr interessanten Hinweises, dass Puschkin tatsächlich Maria in erster Linie als Frau sieht, weil er sie auch früher schon so gesehen hat, resümiert er das Gedicht folgendermaßen:
„Das Himmelslicht, Lumen Coelum des Armen Ritters, bedeutet hier die höchste Gerechtigkeit und Wahrheit, welche nicht nur von einer Konfession oder Kirche vertreten werden kann, sondern auch von der Persönlichkeit durch ihre eigenen Bemühungen auf ihren individuellen Wegen erreichbar ist. Eine Anknüpfung an pietistische Traditionen wäre hier zu vermuten. Das Bild erinnert uns auch an die Idee des Lichtes, welches „das Fett oder Wasser des Lebens oder des Himmels" ist, wie der geniale Schwärmer Jakob Böhme sich in seiner Schrift ..Aurora, oder Morgenröthe im Aufgang" einmal ausgedrückt hat.".

Vor unserem geistigen Auge erscheint direkt eine Maria mit Dutt, so angezogen, dass alle körperlichen Reize verborgen bleiben müssen, wie sie mit ihrem „armen Ritter" in guter pietistischer Tradition Bibelstunden abhält.
Dieser sitzt schmachtend zu ihren Füßen aber statt eines Kusses erreicht ihn das Wort Gottes.
Vielleicht diskutieren sie dann gemeinsam über „feministische Theologie" und darüber, ob Gott, falls er eine Göttin ist, wirklich so herzlos sein kann, dass sie ihr Kind von einer anderen austragen lässt um es dann etwas so albernem wie einer abstrakten Idee, und sei es auch die Idee der Liebe, zu opfern.

Nachdem Danilevski Puschkin so zum Heiligen erklärt hat, ist dann kein geringerer als Goethe an der Reihe.
„Und das verklärte Gretchen betet vor Mater Gloriosa:" so der verklärte und verzückte Rostislav Danilevski aus Faust 2 zitierend:
„Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!"

Im allgemeine beweisst diese Stelle weniger Goethes Gläubigkeit als vielmehr dass er ein Landsmann von Papa Hesselbach ist und also auch im Blauen Bock hätte auftreten dürfen.
„Neige" reimt sich erst dann auf „Ohnegleiche" und „Strahlenreiche" wenn man es „Neiche" ausspricht, was jeder Frankfurter so tun wird.

Bleiben uns noch Rostislav Danilevskis „Schlussbemerkungen":

„Eine gewisse Ähnlichkeit verbindet die Entscheidungen in den beiden Werken. Die Leidenschaft des Armen Ritters führt ihn zwar von einer frommen in eine beinahe irdische, mindestens eine verdächtig leidenschaftliche Liebe. Fausts unersättlicher „dunkler Drang" zieht ihn umgekehrt durch die verbrecherische und sinnliche Liebschaft mit Margarethe und über andere Irrungen und Streiche des zweiten Teiles der Tragödie in die „höhern Sphären" der himmlischen Liebe. Dieser Verschiedenheit ihrer Wege ungeachtet, finden die beiden die gleiche Rettung und werden, auf das Wort ihrer Liebenden, von der irdischen Unvollkommenheit glücklich erlöst. Also sind die Motive des Lichtes und der Liebe für den deutschen wie auch für den russischen Dichter von gleicher leitender Bedeutung gewesen. Erblickt man in ihnen eine poetische Metapher Gottes, so mag es dahingestellt bleiben; für die menschliche Praxis ist aber wichtig, dass diese Leitmotive dem Menschengeist dienlich sind, indem sie ihm zum rechten Wege verhelfen, Oder, wie Puschkin in seiner Variation des Exegi Monumentum von Horaz einmal gesagt hat, „das Gefühl des Guten" im Menschen erwecken. Wahrlich ist diese Erde für Goethe und Puschkin nicht dunkel gewesen! Das Lumen Coelum, oder, wie Wladimir Solovjov anlässlich des Faust-Finales formulierte, „das geistige Licht des absoluten Ideals" warf auf die spätere Kultur Russlands seinen Abglanz. Dafür war vor allem Fedor Dostojewski Kronzeuge. Die Gestalt des Armen Ritters diente ihm als poetische Rechtfertigung seines Fürsten Myschkin, eines christlich-reinen, freilich eines utopischen Charakters, der, um Christus nachzuahmen, keine scheinheilige Frömmigkeit brauchte. Außerdem waren die Helden der Ballade Puschkins und des Dostojewski-Romans in materieller Hinsicht arm, was, vom evangelischen Standpunkt gesehen und besonders in der russischen Welt, ihre Nähe zur göttlichen Wahrheit bezeichnet. Auch in der Kultur der deutschen Zunge kommen ähnliche Figuren von Zeit zu Zeit vor, wie z.B. Hutten, oder Jürg Jenatsch bei K. F. Meyer, ein „Narr in Christo Emmanuel Quint" bei G. Hauptmann oder H. Manns franzosischer König Henri Quatre. Das sind m. E. Beweise der inneren und tiefen geistigen Verwandtschaft und vielfältiger Beziehungen der Nationalkulturen Goethes und Puschkins."

Wenn übrigens ein (Fast)-Millionen-Erbe wie Myschkin „arm" ist, was ist dann „reich" ?
„Das Lumen Coelum, oder, wie Wladimir Solovjov anlasslich des Faust-Finales formulierte, „das geistige Licht des absoluten Ideals" warf auf die spätere Kultur Russlands seinen Abglanz." Der Autor weiss hier gar nicht wie wahr er spricht. Allerdings endet er bei Dostojewskij und vergisst Lenin und Stalin.
„Das geistige Licht des absoluten Ideals" entfacht ein sehr gefährliches Feuer in dem Menschen, Häuser, Bücher alle gleichermassen verbrennen.
Insofern hat er leider noch nicht einmal unrecht, wenn er da von einer „geistigen" Verwandschaft zwischen Rußland und Deutschland spricht. Allerdings tut er Puschkin und Goethe unrecht, denn die beiden stehen gerade nicht für die „Verehrung des absoluten Ideals".
Deren beider leidenschaftliche Verehrung der Weiblichkeit als „absolutes Ideal" ins Körperlose zu entrücken, bedarf schon allerhöchster Anstrengungen der Ignoranz.
Und ich hoffe und bete, dass er auch dem heutigen Deutschland damit Unrecht tut. Die schwarz-rot-goldenen Fahnen z.B. bei Weltmeisterschaften gelten

jedenfalls mehr der Feier von Fußballerbeinen als der „Verehrung des absoluten Ideals".
Es spielt übrigens letztlich keine Rolle für welches Ideal das Feuer brennt. Ob es Kommunismus heißt, auch Demokratie kann es sogar heissen, Nation, Christliche platonische Gottesliebe oder am Ende Islam:
Es ist immer dasselbe Feuer aus Selbstgerechtigkeit, Besserwisserei und Verachtung für alles Leibliche das uns die Katastrophen beschert.

7. Der „Arme Ritter" von Alexander Block

8. Ein Yankee aus Conneticut an König Artus Hof - Mark Twain und das Rittertum

Ein Fabrikaufseher einer Waffenfabrik in Hartford (Conneticut) bekommt von einem Untergebenen eins auf den Schädel und landet prompt im 6. Jahrhundert erst auf einem Baum und dann am Hofe des König Artus.
Dank einer Sonnenfinsternis, die er vorhersagen kann, kann er sich zum Oberzauberer aufschwingen und Merlin zur Seite drängen.
Als richtigem „Businessmen" ist ihm die feudale Bärenhäuterei zuwider und er nutzt seine Vertrauensstellung beim König um das Reich des König Artus auf den rechten kapitalistischen Weg zu bringen.
Z.B. initiert er wegen der mangelhaften Hygenie eine Seifenfabrik und schickt dann Ritter übers Land um Seifenreklame zu machen. Mit fast schon missionarischem Eifer versucht er die feudale Ordnung durch Geschäftssinn zu unterspülen.
Er ist mindestens so tüchtig im Geschäftemachen wie die Ritter im Lanzenschwingen. Während aber die Ritter behaupten für die Frauen zu kämpfen, ist ihm Business Selbstzweck bei dem Frauen nur stören.
Er verkörpert gewissermaßen das „innerweltliche Mönchtum", von dem Max Weber redet, ganz perfekt.
So perfekt, dass er in große Verlegenheit kommt, als Alisante la Carteloise auftaucht und von einem verwunschenen Zauberschloss erzählt. Unser Yankee hält sie für so „glaubwürdig wie eine Damenuhr", aber es hilft nichts: Sie wird seine Dame und der König schickt ihn mit ihr auf Abenteuerfahrt.
Als ihm das mitgeteilt wird, ist er entsetzt, dass er allein mit Alisande, die er bald „Sandy" nennt, im Wald unterwegs sein soll.
„Was ? Allein mit mir durch Wald und Heide, wo ich so gut wie verlobt bin ? Das ist ja skandalös. Was sollten die Leute davon halten ?"
Und so erinnert er sich zum ersten Mal nach 4 Jahren an seine Verlobte Mieze Flannagan aus East-Hartford.
Auf der Reise behält er auch nachts seine eiserne Rüstung an, damit ihn Sandy nicht in Unterkleidung sieht.

Vermutlich wurde extra für ihn das Wort von der „toten Hose" erfunden.
Sein Kampf gegen den Feudalismus endet schliesslich in einem Gemetzel wie am Little Big Horn, verletzt durch einen Messerstich kehrt er zurück ins 19.Jahrhundert und fantasiert dort im Fiebertraum von seiner Sandy.
Man versteht nach diesem Roman, warum Männer, die Frauen verstehen immer noch Kavaliere heissen und Königshochzeiten Frauenherzen höher schlagen lassen. Bourgeoisie und Kapitalismus haben zwar das Rittertum entthront, aber die Prüderie der „Macher" hat die Frauenherzen nicht höher schlagen lassen.

9. Kann Myschkin ein Ritter sein ?

Für Myschkin und alle Myschkins ist das männliche Ideal des Rittertums eine sehr gefährliche Falle.
Einerseits ist es übermächtig, gewissermaßen die allgemein als gültige akzeptierte Norm männlichen Verhaltens überhaupt.
Andererseits ist es unerfüllbar. Zumindest für jeden Myschkin.

Wie mächtig diese Norm ist, kann man sich klar machen, wenn man berücksichtigt, dass aus dem Ritter auch ein Cowboy oder ein Actionheld amerikanischer oder chinesischer Art werden kann, ohne das sich am Prinzip etwas ändert:
Die Fähigkeit jeden Kampf mit männlichen Konkurrenten zu gewinnen ist kombiniert mit der Fähigkeit jeder Frau zu gefallen und zugleich zu wissen, was ihr gefällt.
Man kann sich Sean Connery als perfekten Ritter Gawan vorstellen und Gerd Fröbe als Zauberer Klingsor und dann spielt „Goldfinger" im Gralsland. Die Muster, die sich z.B. im „Parzival" des Wolfram finden, wiederholen sich in Hollywood tausendfach.
Und immer ist der perfekte Mann starker, gewandter Totschläger, Überwinder alles Bösen und perfekter, zärtlicher Frauenversteher in einer Person.
Die Orginalität (oder auch nicht) liegt einzig in der Variation dieser Grundkostellation.
Dass dieses Ideal auch für normale Männer unerfüllbar ist, muss man nicht lange diskutieren. Es gilt aber als erstrebenswert. Mann muss sich bemühen dem so nahe wie möglich zu kommen.

Dieses dem Ideal nahe kommen wollen, führt aber bei Myschkin und den Myschkins nur dazu, dass sie gewissermaßen als Einbeinige versuchen Tango zu tanzen und damit im günstigsten Fall nur auf Mitleid rechnen können. Ansonsten ist ihnen der Spott sicher.
Natürlich erliegt trotzdem der Einbeinige immer wieder der Versuchung Tango tanzen zu wollen, vor allem wenn die Frau schön und begehrenswert ist !

Das Ritterideal erklärt gerade das zu männlichen Kerntugenden was der „epileptischen Kanaille" abgeht:
Schnelles Reaktionsvermögen.
Wenn zwischendurch mal die Geigen jauchzen in diesen Ritterfilmen, darf auch

mal Empathie gezeigt werden. Das beeindruckt dann die Frauen.
Aber im Vordergrund steht ganz eindeutig die Fähigkeit schnell, entschlossen und richtig zu handeln, nicht die Fähigkeit sich ein zu fühlen und eigenes und fremdes Tun kritisch zu reflektieren.
Wer den Ball nicht fängt, weil der immer gerade dort ist, wo er ihn nicht erwartet, wird die Tugenden des schnellen Zupackens nicht haben können.

Der Yankee Mark Twains, ist zwar als Kaufmann und „Macher" ein Gegenbild zum Ritter, aber sein Einsatz im Reiche König Arturs endet nicht nur in einer Katastrophe, er ist eine. Ganz speziell was sein Verhältnis zu seiner Dame, Sandy, wie er sie nennt, angeht.
Wenn man diese Geschichte gelesen hat, versteht man, warum der „Moneymaker" den Chevalier bei den Frauen nicht verdrängen kann.

Für Myschkins sind beide Männer-„Ideale" unerreichbar. Ob das allerdings wirklich ein Verlust ist, kann man bezweifeln.

Wie wir gesehen haben, war auch der „arme Ritter" Puschkins ein Ritter. Aglaja sieht ihren Myschkin als Ritter im Dienste Natasjas und sie möchte, dass er in ihre Dienste tritt.
Sie vermutet, dass Myschkins Gefühle zu Natasja mehr dadurch bestimmt sind, dass er sich endlich als Ritter erweisen kann, als durch Liebe. Sie ist überhaupt die klügste Person in diesem Roman.
Aber sie begeht einen verhängnisvollen Irrtum und erkennt nicht, dass er nicht ihr Ritter werden darf, sondern von jeglichem Rittertum und Zwang zum Rittertum erlöst werden muss.
Es wäre für beide eine Befreiung.
Diese Befreiung verfehlt sie und verzehrt sich stattdessen in Eifersucht darüber, dass „ihr" Ritter der falschen Dame dient. Sie übersieht dabei ganz, dass die 2 Wochen mit Natasja für ihn die schlimmsten Wochen seines Lebens waren, eben weil er als Ritter ohne Furcht und Tadel eine absolute Fehlbesetzung ist.
Aber auch er möchte unbedingt ein Ritter sein und Natassja retten, vor allem vor dem bösen Drachen Rogoschin. Und das, obwohl er weiss, dass er gegen diesen nicht die geringste Chance hat.

5. Rogoschin und Myschkin

1. Ein paar fragwürdige Behauptungen

In Kindlers Literaturlexikon schreibt Matthias Freise über Dostojevskij und den Idioten u.a. Folgendes:
„Die angedeuteten Wahlverwandschaften in ihrem Viereck können sich nicht realisieren, weil sich männlicher Eros (Rogoschin) und männliche Agape (Myschkin) mit ihren weiblichen Äquivalenten überkreuzen. Die einzig mögliche Beziehung in dieser Konstellation deutet die homoerotische Schlussszene des

Romans an."

Es ist schon eine besondere Kunst in einem vergleichsweise kurzen Satz so viele fragwürdige Behauptungen unter zu bringen.

Was behauptet Freise im einzelnen ?

1. Rogoschin verkörpert den Eros
2. Myschkin verkörpert die körperlose christliche Liebe (Agape) im Gegensatz zur körperlichen Liebe.
3. Die Frauen Aglaja und Natassja bilden dazu „Äquivalente". Allerdings schweigt er sich darüber aus, welche welches „Äquivalent" bilden soll.
4. Die „Wahlverwandschaften" können sich nicht realisieren, weil sich Agape und Eros überkreuzen (Was immer der Autor damit sagen wollte).
5. Die Schlussszene ist „homoerotisch"
6. Dass sich Rogoschin und Myschkin lieben und zu einander finden, wäre die „einzig mögliche" Beziehung in diese Konstellation gewesen.

Das sind viele Vermutungen, denen wir im folgenden im einzelnen nachgehen wollen.

2. Rogoschin und Eros

Eros ist der Sohn der Aphrodite und des Ares. Er ist der freche Bengel mit den Flügelchen, der seine goldenen Pfeile verschiesst und damit unbändiges Verlangen nach einer anderen Person in uns weckt.
Eros ist aber auch die Liebe zur Weisheit bei Plato und der Lebenstrieb bei Freud. Was im übrigen zeigt, dass Freud's Konzept der Triebsublimierung bei Plato abgeschrieben ist.
Wie auch immer. Eine Verbindung Rogoschin – Eros läßt sich auf keine Weise herstellen.
Dazu ist sein Verlangen zu besitzergreifend und entbehrt jener spielerischen Leichtigkeit, die den Knaben Eros auszeichnet und die Erotik erst zu einer prickelnden Angelegenheit macht.
Ohne dass wir dafür einen griechischen Gott angeben können oder wollen, ist es aber offensichtlich, dass Rogoschin weniger von der Liebe als vom „Haben-wollen" bestimmt ist.
Darauf möchte ich später näher eingehen.
Aber erst wollen wir uns Myschkin und Agape widmen.

3. Myschkin und Agape

Unter Agape versteht man die christliche Nächstenliebe. Auch das gemeinsame

Essen, das ja den eigentlichen Anfang des Christentums bildet und im Abendmahl nur als schwacher Abglanz überlebt hat, bezeichnet man als Agape.

Generationen von Theologen haben diesem Begriff jegliche Fleischeslust ausgetrieben.

Das bedeutet aber, dass Myschkin nach Freise Frauen überhaupt nicht liebt, sondern ihnen nur in christlicher Nächstenliebe begegnet.

Schon auf der Zugfahrt nach Petersburg stellt aber Rogoschin Myschkin folgende Frage:

„ »Sind Sie ein großer Freund des weiblichen Geschlechts, Fürst? Sagen Sie es mir schon vorher!«

»Ich? N-n-nein! Ich bin ja ... Sie wissen vielleicht nicht, ich kenne ja infolge meiner angeborenen Krankheit die Frauen überhaupt nicht.«

»Nun, wenn's so ist«, rief Rogoschin, »so bist du ja ein richtiger Jurodiwy, Fürst, und solche Menschen wie dich liebt Gott.«

»Und solche Menschen liebt Gott der Herr«, wiederholte der Beamte."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19525
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 21-22)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Ein Jurodiwy ist ein Narr in Christo. Eine Art Verrückter, der in seiner Verücktheit heilig ist. Das würde sich mit Freises Agape decken.
Aber stimmt es auch ?
Es ist immer wieder frappierend zu sehen, dass die Epilepsie Myschkins von seiner Umgebung, aber auch von der Masse der Leser und Kommentatoren weg geblendet wird, so als sei sie gar nicht existent.
Das fängt schon damit an, dass Dostojewskij dem Roman den Titel der „Idiot" gegeben hat. Warum ist Myschkin ein Idiot ? Nun, ganz einfach: Jeder der diese Krankheit hat, zählt in dem Moment, in dem er stürzt, zu den Idioten. Und es ist ja nicht so, dass das nur die Betroffenen so sehen.
Aglaja versichert dem Fürsten in der Parkbank-Szene ganz treuherzig, dass alle sagen würden, er hätte es am Kopf, aber eigentlich sei doch sein Hauptverstand ganz in Ordnung.
Und nun tun Freise und Rogoschin so, als sei Myschkins Unerfahrenheit die Folge einer religiös motivierten Entscheidung und nicht die Folge seiner Krankheit.
Aber Myschkin verzichtet nicht aus christlicher Tugendhaftigkeit auf Beziehungen zu Frauen, sondern er hat als Epileptiker Probleme solche Beziehungen auf zu bauen.

Warum ?

Zunächst kommt er aus einer Heilanstalt. Das ist nicht der Ort, an dem man(n) üblicherweise Frauen kennenlernt.

Sodann wählen Frauen ihre Partner sehr stark nach Status, d.h. wer man ist, bestimmt die Attraktivität mindestens so stark wie die Frage wie man aussieht. Wer ist man aber, wenn man Fürst und Idiot in einem ist ?

Die Verunsicherung, die von ihm ausgeht ist eine doppelte: Er findet seinen Platz in den allgegenwärtigen Rangordnungen nicht, weil er gut und schlecht zugleich

ist und deswegen auch keinen hat.

Und die Frauen, die im allgemeinen ein feines Gespür dafür entwickeln, wo so ein Kerl ein zu sortieren ist (Irrtum und Enttäuschung eingeschlossen), können durch ihn nur irritiert werden. Einerseits kann er an einem Tag die Jepantschinschen Damen und Natasja faszinieren und in seinen Bann ziehen, andererseits folgt daraus nichts, weil er das Terrain, das er so gewinnt nicht entschlossen ausbauen kann.

Dazu kommt seine Passivität. Er ist kein Krieger und er ist kein Jäger. Er will im Gegenteil selbst gejagt und erlegt werden.

Damit wird er aber zur Frau. Nicht im sexuellen Sinne aber im „Gender"-Sinn.

Und damit wird er z.B. für Freise zum verkappten und seiner Neigung nicht bewußten Homosexuellen. Denn nur die dürfen „weiblich" sein.

4. Lieben Rogoschin und Myschkin sich ?

Freise behauptet das: „Die einzig mögliche Beziehung in dieser Konstellation deutet die homoerotische Schlussszene des Romans an."

Schauen wir uns zunächst jene Schlussszene an. Voran geht ihr die geplante Hochzeit Myschkins mit Natasja. Natasja verschwindet im Brautkleid mit Roschgoschin. Myschkin sucht beide und findet schließlich Rogoschin. Der fordert ihn auf ihm unauffällig in seine Wohnung zu folgen. Dort beginnt Myschkin zu ahnen, dass etwas schlimmes passiert ist. Er schaut in Rogoschins Bett und erkennt dort die getötete Natassja. Danach beginnt er fürchterlich zu zittern und Rogoschin hält einen Monolog:

„ »Siehst du, ich habe Sorge deinetwegen, weil du immer so zitterst. Die Nacht wollen wir hier zusammen verbringen. Betten sind, außer dem da, hier nicht vorhanden; ich habe gedacht, ich wollte von den beiden Sofas die Kissen herunternehmen und hier bei dem Vorhang für uns beide, für dich und für mich, eine Lagerstatt herrichten, so daß wir nebeneinander liegen können. Denn wenn sie hereinkommen und anfangen, sich umzusehen oder zu suchen, werden sie sie gleich sehen und forttragen. Sie werden mich befragen, und ich werde erzählen, daß ich es gewesen bin, und sie werden mich sofort abführen. Also mag sie jetzt hier liegenbleiben, neben uns, neben mir und dir ...«

»Ja, ja!« stimmte ihm der Fürst lebhaft zu.

»Also wir wollen jetzt nichts verraten und sie nicht forttragen lassen.«

»Um keinen Preis!« versetzte der Fürst. »Ja nicht, ja nicht!«

»Das war auch meine Meinung, daß wir das um keinen Preis tun und sie niemandem herausgeben wollten! Die Nacht wollen wir hier ganz still verbringen. Ich bin heute nur eine Stunde lang von Hause weggewesen, am Vormittag; die übrige Zeit war ich immer bei ihr. Und dann ging ich am Abend fort, um dich zu holen. Ich fürchte nun noch, daß es bei der Hitze riechen wird. Spürst du einen Geruch oder nicht?«

»Vielleicht spüre ich etwas; ich weiß es nicht; aber morgen früh wird es gewiß

riechen.«

»Ich habe sie mit Wachstuch zugedeckt, mit gutem amerikanischem Wachstuch, und über dem Wachstuch mit einem Leinentuch, und vier offene Flaschen mit Schdanowscher Flüssigkeit habe ich danebengestellt; die stehen jetzt noch da.«

»Das hast du gerade so gemacht wie ... wie der in Moskau?«

»Weil man es riechen wird, Bruder. Aber wie sie daliegt ... Am Morgen, wenn es hell wird, dann sieh sie dir an! Was ist mir dir? Du kannst ja gar nicht aufstehen?« fragte Rogoschin erstaunt und ängstlich, als er sah, daß der Fürst so zitterte, daß er nicht imstande war, sich zu erheben.

»Die Beine sind mir schwach«, murmelte der Fürst. »Das kommt von der Angst; ich kenne das ... Wenn die Angst vorübergeht, dann werde ich auch wieder stehen können ...«

»Warte noch; ich werde unterdes das Lager für uns zurechtmachen; dann kannst du dich hinlegen ... und ich werde mich zu dir legen ... und dann wollen wir hören ... denn ich weiß noch nicht ... ich weiß jetzt noch nicht alles; das sage ich dir im voraus, damit du alles darüber im voraus weißt ...«

Während Rogoschin diese unklaren Worte murmelte, begann er, die Lagerstatt herzurichten. Offenbar hatte er sich eine solche schon vorher im stillen ausgedacht, vielleicht schon am Morgen. In der vorhergehenden Nacht hatte er selbst auf dem Sofa gelegen. Aber zwei Personen nebeneinander konnten auf dem Sofa nicht liegen; und er wollte jetzt durchaus zwei Lager nebeneinander herstellen; deshalb schleppte er jetzt mit großer Anstrengung von den beiden Sofas allerlei verschieden große Kissen durch das ganze Zimmer bis dicht an den einen Eingang des Vorhangs. Nun hatte er eine leidliche Lagerstatt zurechtgemacht; er trat zum Fürsten, faßte ihn zärtlich und behutsam unter den Arm, hob ihn auf und führte ihn zu dem Lager; indes stellte sich heraus, daß der Fürst auch allein gehen konnte; denn »die Angst war vorübergegangen«; aber er zitterte doch noch immer.

»Weißt du, Bruder«, begann Rogoschin auf einmal, nachdem er den Fürsten sich auf das linke, bessere Lager hatte legen lassen und sich selbst, ohne die Kleider abzulegen, rechts von ihm hingestreckt und beide Hände hinter den Kopf gelegt hatte, »es ist heute heiß, und da wird es natürlich riechen ... Die Fenster zu öffnen, fürchte ich mich; aber meine Mutter hat Töpfe mit Blumen, viele Blumen, und die duften sehr schön; ich habe daran gedacht, sie herüberzuholen; aber die alte Pafnutjewna würde etwas merken; denn sie ist sehr neugierig.«

»Ja, das ist sie«, bestätigte der Fürst.

»Soll ich vielleicht Bukette und Blumen kaufen und sie ganz damit bedecken? Aber ich glaube, sie würde mir gar zu leid tun, wenn sie so unter den Blumen daläge!«

»Hör mal ...«, begann der Fürst, wie wenn er verwirrt wäre und überlegte, wonach er eigentlich fragen wollte, und es immer gleich wieder vergäße. »Hör mal, sage mir doch: womit hast du sie getötet? Mit einem Messer? Mit eben jenem Messer?«

»Ja, mit eben jenem ...«

»Warte noch! Ich will dich noch etwas fragen, Parfen ... ich werde dich noch nach vielem fragen, nach allem ... aber sage mir lieber zuerst, zuallererst, damit ich das weiß: wolltest du sie vor meiner Hochzeit töten, vor der Trauung, an der Kirchentür, mit dem Messer? Wolltest du das oder nicht?«

»Ich weiß nicht, ob ich es wollte oder nicht ...«, antwortete Rogoschin

trocken, wie wenn er sogar über die Frage einigermaßen verwundert wäre und sie nicht verstände.

»Hast du das Messer niemals nach Pawlowsk mitgenommen?«

»Nein, niemals. Ich kann dir über dieses Messer nur soviel sagen, Ljow Nikolajewitsch«, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu: »Ich habe es heute früh aus einem verschlossenen Schubkasten herausgenommen; denn die ganze Sache geschah heute morgen zwischen drei und vier Uhr. Es hat bei mir immer in einem Buch gelegen ... Und ... und ... und da ist noch etwas, was mir wunderbar vorkommt: das Messer ist sieben oder sogar neun Zentimeter tief eingedrungen ... dicht unter der linken Brust ... aber Blut ist nur so etwa ein halber Eßlöffel voll auf das Hemd herausgelaufen, nicht mehr ...«

»Das, das, das«, stammelte der Fürst und richtete sich in furchtbarer Erregung auf, »das, das kenne ich; das habe ich gelesen ... das nennt man innere Verblutung ... Es kommt vor, daß kein einziger Tropfen herausfließt. Das ist so, wenn der Stoß gerade ins Herz gegangen ist ...«

»Halt, hörst du?« unterbrach ihn auf einmal Rogoschin hastig und setzte sich erschrocken auf dem Lager aufrecht. »Hörst du?«

»Nein!« erwiderte ebenso hastig und erschrocken der Fürst und sah Rogoschin an.

»Es geht jemand! Hörst du? Im Saal ...«

Beide begannen zu horchen.

»Ich höre es«, flüsterte der Fürst in festem Ton.

»Geht jemand?«

»Ja.«

»Wollen wir die Tür zuschließen oder nicht?«

»Wir wollen sie zuschließen ...«

Sie schlossen die Tür zu und legten sich beide wieder hin. Sie schwiegen lange.

»Ach ja!« flüsterte der Fürst auf einmal in der früheren aufgeregten, hastigen Manier, wie wenn er wieder einen Gedanken erhascht hätte und ängstlich befürchtete, ihn wieder zu verlieren; er sprang sogar auf seinem Lager ein wenig in die Höhe. »Ja ... ich wollte ja ... diese Karten! Die Karten! Ich höre, du hast mit ihr Karten gespielt?«

»Ja, das habe ich getan«, erwiderte Rogoschin nach einigem Stillschweigen.

»Wo sind denn ... die Karten?«

»Die Karten sind hier ...«, versetzte Rogoschin, nachdem er noch länger geschwiegen hatte. »Da ...«

Er zog ein gebrauchtes, in Papier gewickeltes Spiel Karten aus der Tasche und reichte es dem Fürsten. Dieser nahm es, aber mit einer Art von Befremden. Ein neues, trauriges, trostloses Gefühl schnürte ihm das Herz zusammen; er wurde sich auf einmal bewußt, daß er in diesem Augenblick und schon längst immer nicht von dem redete, wovon er reden mußte, und immer nicht das tat, was er tun mußte, und daß diese Karten, die er in den Händen hielt, und über die er sich so freute, jetzt zu nichts helfen konnten, zu gar nichts. Er stand auf und schlug die Hände zusammen. Rogoschin lag da, ohne sich zu rühren, und schien seine Bewegung weder zu hören noch zu sehen; aber seine Augen leuchteten hell durch die Dunkelheit und waren weit geöffnet und starr. Der Fürst setzte sich auf einen Stuhl und begann ihn angstvoll anzusehen. So verging etwa eine halbe Stunde; auf einmal fing Rogoschin an, laut und stoßweise zu schreien und zu lachen, wie wenn er vergessen hätte, daß sie nur flüsternd reden durften:

»Den Offizier, den Offizier ... erinnerst du dich, wie sie den Offizier beim Konzert mit dem Spazierstöckchen ins Gesicht schlug, erinnerst du dich? Hahaha! Und wie der Leutnant hinzusprang ... Der Leutnant ... der Leutnant ...«

Der Fürst sprang in neuem Schrecken vom Stuhl auf. Als Rogoschin verstummt war (und das geschah plötzlich), beugte sich der Fürst leise zu ihm herab, setzte sich neben ihn und begann mit stark klopfendem Herzen und nur mühsam atmend ihn zu betrachten. Rogoschin drehte den Kopf nicht zu ihm hin und schien seine Anwesenheit ganz vergessen zu haben. Der Fürst sah ihn an und wartete; die Zeit verging; es begann hell zu werden. Rogoschin fing mitunter plötzlich an zu murmeln, laut, scharf und unzusammenhängend; er schrie und lachte; der Fürst streckte dann seine zitternde Hand nach ihm aus und berührte leise seinen Kopf und sein Haar, streichelte dieses und streichelte seine Wangen ... mehr vermochte er nicht zu tun! Er selbst begann wieder zu zittern, und seine Beine waren auf einmal wieder wie gelähmt. Eine ganz neue Empfindung quälte sein Herz mit grenzenlosem Kummer. Unterdessen war es ganz hell geworden; er legte sich endlich ganz kraftlos und verzweifelt auf das Kissen und schmiegte sein Gesicht an das blasse, regungslose Gesicht Rogoschins. Tränen strömten aus seinen Augen auf Rogoschins Wangen; aber vielleicht fühlte er damals schon seine eigenen Tränen nicht mehr und wußte nichts mehr von ihnen; wenigstens wies der weitere Verlauf darauf hin.

Als viele Stunden nachher die Tür geöffnet wurde und Leute hereinkamen, fanden sie den Mörder in voller Bewußtlosigkeit und in starkem Fieber. Der Fürst saß, ohne sich zu rühren, neben ihm auf dem Lager und fuhr jedesmal, wenn der Kranke aufschrie oder zu phantasieren begann, ihm mit seiner zitternden Hand eilig über das Haar und die Wangen, wie wenn er ihn liebkosen und beruhigen wollte. Aber er verstand nicht mehr, wonach man ihn fragte, und erkannte nicht mehr die Leute, die hereingekommen waren und ihn umringten. Und wenn Schneider selbst jetzt aus der Schweiz gekommen wäre, um sich seinen ehemaligen Schüler und Patienten anzusehen, so würde er in Erinnerung an den Zustand, in dem sich der Fürst manchmal im ersten Jahr seiner Kur in der Schweiz befunden hatte, jetzt eine verzweifelte Handbewegung gemacht und wie damals gesagt haben: »Ein Idiot!«"
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. S. 20895-20903 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 5, S. 354-360) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Es ist eine ganz fürchterliche, schreckliche Szene, die uns Dostoevskij hier beschreibt und er beweist hier seine ganze Meisterschaft, weil man einerseits das Maul offen sperren muss über dieses unglaubliche Geschehen und andererseits aber weiss: Genauso kann es gewesen sein.
Aber beschreibt Dostoevskij hier wirklich „einen homoerotischen Moment" oder beschreibt er nicht vielmehr, wie zwei erwachsene Männer angesichts der fürchterlichen Tat eines von ihnen, an der sich auch der andere mitschuldig fühlt, erst zu Knaben werden, während sie miteinander reden vor unseren Augen und Ohren regelrecht regretieren, und so tun als könnten sie sich vor der Strafe in einer Hecke verstecken und unsichtbar werden, um sich dann beide ganz aus dieser Welt zu verabschieden.
Dass Myschkin bevor er entgültig aus der Welt tritt diesen Mörder Rogoschin streichelt, zeigt die starke weibliche Seite an und ihn ihm. Aber es ist ein Vorurteil alle Männer, die auch weiblich Seiten in sich tragen, per se für schwul

zu halten.

5. Das „Weib" Myschkin

Bekanntlich unterliegt die Frage was „weiblich" und was „männlich" ist auch gesellschaftlichen Konventionen. Neben den unbestreitbaren und jederzeit sichtbar zu machenden biologischen Unterschieden existieren Zuschreibungen, die eindeutig gesellschaftlicher Konvention entspringen und die die Vertreter beider Geschlechter auf Rollenmuster festlegen, denen im Zweifel schwer zu entkommen ist, auch wenn einem die zugeschriebenen Rollen keineswegs liegen.

Dabei sind lange Haare als Ausdruck von Weiblichkeit noch das harmloseste Klischee, obwohl mann damit in den späten 60igern und frühen 70igern des 20.Jahrhunderts als junger Mensch wahre Hassorgien bei einem Teil des älteren (vorwiegend) männlichen Publikums auslösen konnte.
Diese Hassorgien waren natürlich oft auch eine Abwehr eigener unterdrückter homoerotischer Neigungen.
Aber das ist nur ein Teilaspekt. Auch und gerade heterosexuelle Männer müssen unbedingt „männlich" sein, weil sie andernfalls in die Kategorie der „Schlappschwänze", „Weicheier" und „Warmduscher" eingereiht werden. D.h. dass sie ansonsten ihre Männlichkeit abgesprochen bekommen und das ist ja schon fast eine Höchststrafe für jeden Mann.
Myschkin ist in diesem Sinne kein Mann und vielleicht wird er auch deswegen sogerne mit Jesus verglichen, einem anderen bekannten männlichen Nicht-Mann.
In Hesses Aufsatz von 1919 über Dostoevskij/Myschkin geht er auf eine Szene im 2.Teil ein, bei der eine Horte „Nihilisten" den Fürst melken wollen und ihn zu diesem Zweck erst verleumden. Hesse erklärt, dass er von dieser Szene am meisten irritiert ist und er leidet aus dieser Szene her, dass der freundliche Myschkin wie der freundliche Jesus die existierende Ordnung in Frage stellen.
Aber welche Ordnung ist das ?
Unter anderem die zwischen Mann und Frau.
Schauen wir uns die Szene näher an:
Die Truppe trifft in Lebedews Landhaus ein und wird erst von Lebedew nicht vorgelassen. Als Myschkin das erfährt befiehlt er sie vor zu lassen.
Bevor sie aber eintreten, erhält er von Mutter und Tochter Jepantschin den folgenden Rat:

„ »Es wird sehr gut sein, wenn Sie diese Angelegenheit sogleich und persönlich erledigen«, sagte Aglaja, die mit besonders ernstem Wesen zum Fürsten hintrat. »Und uns allen wollen Sie, bitte, erlauben, Ihre Zeugen zu sein. Man will Sie mit Schmutz bewerfen, Fürst; Sie müssen sich feierlich rechtfertigen, und ich freue mich schon im voraus herzlich für Sie.«

»Auch ich würde wünschen, daß diese garstige Prätention endlich einmal zu Ende käme!« rief die Generalin. »Gib es ihnen ordentlich, Fürst; schone sie nicht! Ich habe schon so viel von dieser Affäre hören müssen, und es ist mir oft genug die Galle übergelaufen. Aber es wird interessant sein, diese Menschen einmal anzusehen. Rufe sie herein, und wir wollen uns wieder hinsetzen. Aglajas Rat war gut. Haben Sie von dieser Angelegenheit etwas gehört, Fürst?« wandte sie sich an Fürst Schtsch."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20090
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 127)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]
Die Szene schliesst unmittelbar an eine „Armer Ritter-Szene" an und beginnt mit der Aufforderung an Myschkin hart, kurz ein Mann zu sein.
Der unsägliche Auftritt dieser „Kämpfer für Gerechtigkeit" löst einerseits immer wieder den Unwillen der „Generalin" aus, die von Myschkin ein energisches Auftreten erwartet. Er aber entwickelt ein Versöhnungsbedürfnis, den Wunsch alles unter einer „Wir mögen uns doch"-Sosse zu beerdigen, wie es unsere von früherer Hitler-Verehrung und Bomben-Trauma geprägten und am Förster im Silberwald und der verzuckerten Sissi hängenden 50-iger-Jahre-Mütter nicht besser hinbekommen hätten.
Paradigmatisch dafür mag der folgende Auftritt sein:
„ »Verzeihung, meine Herren, Verzeihung!« entschuldigte sich der Fürst eilig; »bitte, verzeihen Sie! Ich habe es nur deswegen gesagt, weil ich meine, es würde wohl das beste sein, wenn wir gegeneinander völlig aufrichtig wären; aber wie Sie wollen; ganz wie Sie wollen! „
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20125
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 150-151)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]
Ich würde mich nicht wundern, wenn direkt nach einem solchen Ausbruch Doris Day zur Tür herein käme und erbaut wäre.
Die Jepantschinenschen Damen sind allerdings weniger begeistert.
Nachdem Myschkin sich auch noch dafür entschuldigt, dass er einem angeblichen „Erben" Geld geben will, was Dostoevskij so schildert:
„ »Ich bitte Sie um Entschuldigung!« sagte der Fürst, indem er an Burdowski herantrat. »Ich habe Ihnen schweres Unrecht getan, Burdowski; aber ich habe es Ihnen nicht als Almosen geschickt, glauben Sie mir! Ich habe Ihnen auch jetzt Unrecht getan, vorhin.« (Der Fürst war sehr niedergeschlagen; er sah müde und schwach aus, und seine Worte waren unzusammenhängend.) »Ich sprach von Gaunerei ... aber das bezog sich nicht auf Sie; ich habe mich geirrt. Ich sagte, daß Sie ebenso ein kranker Mensch seien wie ich. Aber Sie sind nicht ebenso wie ich; Sie geben ja Stunden und unterstützen Ihre Mutter. Ich sagte, Sie brächten Ihre Mutter in Unehre; aber Sie lieben sie; sie sagt es selbst ... ich wußte das nicht ... Gawrila Ardalionowitsch hatte mir vorhin noch nicht alles mitgeteilt ... ich habe Unrecht getan. Ich wagte es, Ihnen zehntausend Rubel anzubieten; aber das war Unrecht von mir; ich hätte es in anderer Weise machen müssen; aber jetzt ... geht es nicht mehr, weil Sie mich verachten ...«"
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20150-151
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 167)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]
Diese „Güte" ist schwer zu ertragen, Aglaja und ihre Mutter ertragen sie nicht:

„ »Aber das ist ja das reine Irrenhaus!« rief Lisaweta Prokofjewna.
»Gewiß, es ist ein Irrenhaus!« sagte Aglaja, die sich nicht mehr beherrschen konnte, in scharfem Ton.
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20151
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 167)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Das Paradoxe und Ordnungswidrige (wie Hesse zurecht meint) dieser ganzen Szene besteht u.a. darin, dass hier die beiden Frauen männliches, entschiedenes Handeln fordern, während Myschkin das schwache, hilflose Weib ist, das alle Widersprüche und Gegensätze dieser Welt durch Liebe versöhnen will.
Und kurz nachdem Lisaweta Prokofjewna festgestellt hat, in einem Irrenhaus zu sein und nicht nur Myschkin, sondern auch ihren Mann wegen seiner Passivität gerüffelt hat, wendet sie sich dem jungen, todkranken Ippolit zu und wird plötzlich wieder zur besorgten Mutter, die den Todkranken am liebsten an ihr großes Herz drücken möchte.
Es ist schon erstaunlich wie Dostoevskij hier die Geschlechterrollen durcheinander wirbelt, ohne jemals Judith Butler gelesen zu haben.
Auf der anderen Seite ist dieser Befund auch wieder nicht so erstaunlich, denn es ist ja gerade die Schwäche und Stärke aller Myschkins, dass sie in der hergebrachten Ordnung nicht einfach zu Hause sein können.

6. Rogoschin Kaufmannssohn

Der Streit ob die Henne vor dem Ei oder das Ei vor der Henne da war, endet bekanntlich damit, das man begreift, dass es vor der Henne eine Art Proto-Henne gegeben hat und vor dem Ei ein Proto-Ei.

Dadurch endet der Prioritätsstreit in der Geschichte einer Entwicklung.

Max Weber hat in seiner „Protestantischen Ethik" darauf insistiert, bewiesen zu haben, dass eine geistige Revolution der materiellen Revolution Industrialisierung und Kapitalismus voraus ging und diese vorbereitete. Er wollte dieses Konzept als Gegenkonzept zu Karl Marx verstanden wissen.

Dieser Wechsel von einer Gesellschaft, in der mann/frau arbeitete um zu leben und in der Krankheiten, Mißernten, Heuschrecken und Herrschaft manchmal das Leben und Überleben schwer, fast unmöglich machten, zu einer Gesellschaft, in der mann/frau nur ein Recht auf Leben haben soll um zu arbeiten, in der aber auch alle Reichtumsquellen so überreich fließen, dass der einzige Mangel, den diese Gesellschaft kennt, der Mangel an Arbeit ist, dieser Wechsel war mindestens so umwälzend, wie jener vom im Wasser abgelegten Schleim zum Ei mit fester Schale, das bebrütet wird.

Entsprechend müssen sich auch erste verschiedene Inseln des Proto-Kapitalismus bilden, bevor alle diese Inseln zum neuen, zum angeblichen „Promise-Land" zusammen wachsen können.
Und bei der Bildung dieser Inseln sind die verschiedenen christlichen häretischen Strömungen, die seit dem Mittelalter spriessenden Sekten, so etwas wie die Hefe im Mehl.

Allerdings nährt der Geist alleine niemand, und so ist, wie Marx richtig festgestellt hat, eine neue Art seinen Lebensunterhalt zu verdienen, die Grundvorraussetzung für alles übrige. Diese neue Art seinen Unterhalt zu bestreiten, wird zur neuen Lebensart. Und diese neue Lebensart steht im schroffen Gegensatz zur alten. Dieser Gegensatz muß notwendigerweise eine

Ideologieproduktion in Gang setzen, die die Sehnsucht nach Erlösung aus dem irdischen Jammertal in eine Sehnsucht nach einem neuen Jerusalem, der Stadt auf den Bergen, übersetzt.

Und dieses neue „Jerusalem" und das ist ihr unauflösliches Paradox, verkündet im Namen der Liebe das allumfassende Streben nach Besitz und Reichtum zum Ziel des Lebens überhaupt.

Wir leben um zu haben und wir arbeiten hart um noch mehr zu haben.

Und dadurch, dass wir haben und in dem was wir haben, nehmen wir teil am ewigen Leben. Unser Tod ist nichts, weil unser Werk uns überlebt.

Das ist der Kern des neuen Evangeliums.

Ihr alpha und omega und ihr wirkliches Vaterunser.

Rußland in den 60iger Jahren des 19.Jahrhunderts ist in der selben Situation wie Japan oder China zur selben Zeit:

Die Entwicklung, die da erst in England und dann in New England ins Rollen gekommen ist und danach dank Frankreich und Napoleon auch auf den europäischen Kontinent übergegriffen hat, droht diese alten Staaten zu untergraben und unter sich zu begraben. Deswegen versucht der Staat die zarten Pflänzchen einer eigenständigen Entwicklung durch politisches Handeln zu ergänzen und zu beschleunigen. Während dies in Japan gelingt, scheitert es in China und Rußland.
In Japan gelingt der Schulterschluss der herrschenden Samurei mit der Bürokratenkaste und gemeinsam mausern sie sich zu einer japanischen Bourgeoisie. In Rußland entdeckt die Adelskaste hauptsächlich Baden-Baden, Bad Ems und Paris, während die Bürokratenkaste zwischen sklavischer Unterwürfigkeit und revolutionärer Phrasendrescherei hin- und herschwankt. Lebedew ist dafür der Prototyp.
Und der Schmähartikel über Myschkin in einem Petersburger Skandalblättchen, den Keller verantwortet und Lebedew diktiert hat, beginnt mit: „Proletarier und Edelinge"

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20102
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 134)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

In den 70iger Jahren unseres Jahrhunderts soll man auf studentischen Vollversammlungen der Uni Göttingen den Vorsitzenden des christdemokratischen Stundentenverbands RCDS mit den Worten: „Das Wort hat nun der Genosse RCDS-Vorsitzende" ans Rednerpult gebeten haben.

„ Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten; sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krise beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüm, um in dieser altehrwürdigen

Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen. So maskierte sich Luther als Apostel Paulus, die Revolution von 1789-1814 drapierte sich abwechselnd als römische Republik und als römisches Kaisertum, und die Revolution von 1848 wußte nichts Besseres zu tun, als hier 1789, dort die revolutionäre Überlieferung von 1793-1795 zu parodieren. So übersetzt der Anfänger, der eine neue Sprache erlernt hat, sie immer zurück in seine Muttersprache, aber den Geist der neuen Sprache hat er sich nur angeeignet, und frei in ihr zu produzieren vermag er nur, sobald er sich ohne Rückerinnerung in ihr bewegt und die ihm angestammte Sprache in ihr vergißt."
[Marx: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. Marx/Engels: Ausgewählte Werke, S. 11625-11626
(vgl. MEW Bd. 8, S. 115) http://www.digitale-bibliothek.de/band11.htm]

Die russischen „Revolutionäre" zogen sich den Blaumann an und traten als Arbeiterführer auf. Aber darunter verbargen sie nur ihre Ärmelschoner und ihre sonstige Beamtenuniform.
Und so war ihre „Revolution" auch eher eine Konterrevolution. Sie bekämpfte den Kapitalismus bis aufs Messer. Nicht um ihn zu überwinden, sondern um das geschundene Land weiter als Beute zu behalten.

Die Bürokratie wurde mit „Sowjetöl" gesalbt (Lenin!), die Türschilder gewechselt, während die Futterkrippen blieben. Inzwischen wurden die Türschilder ein weiteres Mal gewechselt und angeblich ist Rußland jetzt ein kapitalistisches Land. Aber gibt es dort auch Kapitalisten ? Haben die Neureichs in St.Moritz wirklich etwas mit Akkumulation, mit Reichtumsproduktion als Selbstzweck, am Hut ?

Kapitalismus bedeutet nicht einfach nur Reichtum, es bedeutet mit dem, was man hat, nicht zufrieden zu sein.
Es bedeutet eine Maschine anzuschieben und in Gang zu halten, die heute bessere Zahlen produzieren soll als gestern und die morgen noch mehr davon liefert. Alle Leidenschaft gehört diesem schneller, weiter und höher. Weswegen auch die Leidenschaft für eine Frau ein entscheidender Störfaktor ist. Fast so schlimm wie Trunksucht.

Der „Yankee aus Conneticut" verkörpert diesen Geist.

Der Vater Rogoschins verkörpert diesen Geist und deswegen muss er auch seinen Sohn verprügeln als er tausende Rubel vergeudet für eine Frau. Deswegen ist er sich nicht zu schade zu der Dame zu gehen und um die Herausgabe des Schmucks zu betteln. Und deswegen stirbt er vor Kummer über seinen verkommenen, mißratenen Sohn.

Während der Vater stirbt, liegt der Junge besoffen in Pskow im Dreck, so besoffen, dass schon die streunenden Hunde an ihm zu nagen beginnen und er sich in der Kälte fast selbst den Tod holt.

Unser Kaufmannssohn wird damit zum besoffenen Gutsbesitzer. Eine der typischen nutzlosen Existenzen, wie sie in Gestalt von „Leutnants" die damalige Welt Rußlands, Preußen oder Österreichs heimsuchen.

In jener gespenstischen Szene, als Myschkin Rogoschin zu Hause besucht und sie Brüder sein sollen und ihre Anhänger tauschen, wenn Rogoschin schon das

Messer richtet, mit dem er später Natassja tötet und zuvor Myschkin bedroht, in dieser Szene entdeckt Myschkin ein Bild an der Wand und frägt:

„»Das ist wohl dein Vater?« fragte der Fürst.
»Ja, das ist er«, antwortete Rogoschin mit einem unangenehmen Lächeln, als ob er vorhätte, im nächsten Augenblick irgendeinen ungenierten Scherz über seinen verstorbenen Vater zu machen.
»War er ein Altgläubiger?«
»Nein, er ging in die Kirche; aber er sagte allerdings, der alte Glaube sei richtiger. Auch vor den Skopzen hat er Achtung gehabt. Dies hier war sein Arbeitszimmer. Warum fragst du danach, ob er altgläubig war?« „
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19973 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 49) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Die „Altgläubigen" erkannten nicht den Zaren als Herrn über die Kirche an und die Skopzen ließen sich als Männer die Hoden und wenn sie besonders fromm waren den Penis abschneiden, während sich die Frauen Brüste und Klitoris entfernen liessen. Sie wollen sich damit vor der Sünde der sexuellen Wollust schützen, in dem sie die „Werkzeuge" dazu, die sie als Werkzeuge des Satans sehen, abschnitten.

Sie töten die Wollust und stempeln sie zur Todsünde, während sie der wirklichen Todsünde der Habsucht und des Haben-wollens rettungslos verfallen.

Insofern hat Rogoschins Rebellion gegen den Vater zwei Seiten: Er wendet sich gegen eine Welt, die wirkliche, körperliche Liebe zur „Sünde" erklärt und die Liebe zum Besitz zur Tugend, aber bleibt einer, der dem Haben-wollen verfallen ist.
Seine Rebellion will nicht das Besitzen- und Beherrschen-wollen hinter sich lassen. Er will statt abstrakter Rubelscheine die schönste Frau Petersburgs besitzen.

7. Die Hölle sind nicht die anderen

Blosses Existieren ist weniger als Leben. Das ist kein ontologisches Problem, sondern ein immens lebenspraktisches.

Als wir jung waren, waren wir neugierig und so wollten wir wissen, was uns unsere Lehrer und Erzieher verschwiegen hatten.
Auf diese Weise wurde ich zum Mitorganisator einer Veranstaltung mit einem ehemaligen kommunistischen Dachau-Häftling. Dieser, ein auf sein Können stolzer, selbstbewußter Metallarbeiter, wie sie vor allem für Mannheim so typisch sind, erzählte sehr spröde und sehr genau, ohne allzu viel Pathos, mehr so wie man ein Gewinde dreht. Aber gerade deswegen hat sich mir manches eingebrannt. Am meisten aber das folgende:

Ein ehemaliger Reichtagsabgeordneter der DVP, ein führender Mann seiner

Partei, der auch von seiner Körpergrösse groß und beindruckend war, war von der SA und ihrem Ludwigshafener Kommandanten Eicke in Dachau als Hund abgerichtet worden. Er wurde an eine Kette gelegt, bekam einen Freßnapf und eine Hundehütte und wenn die SA vorbei kam, musste er bellen.

Jener Eicke war in den turbulenten 20iger Jahren in Ludwigshafen erst Bombenleger, dann Werkschützer bei der IG und zuletzt innerparteilicher Konkurrent des Pfälzer Gauleiters Bürckel gewesen. Bürckel schaffte es ihn nach Nürnberg in eine Irrenanstalt zu verfrachten und somit aus dem Weg zu räumen. Aus dieser Irrenanstalt wurde Eicke von Himmler befreit. Danach wurde er der Kommandant des Lagers Dachau und der eigentliche Erfinder des KZ-Systems. Es ist noch zu wenig bekannt und beachtet, dass dieses System wesentliche Anregungen aus den Irrenhäusern erhielt. Genauso wie später die Irrenhäuser im Rahmen der Euthanasie dem Probelauf für Auschwitz dienten.

Nun kann man in Bezug auf jenen Reichstagsabgeordneten, dessen Menschsein ausgelöscht wurde, während man ihm weiter das bloße Existieren gestattete, sagen, dass dies in einem Ausnahmezustand geschah.

Und man kann all den intellektuellen Befürwortern von Ausnahmezuständen, wenn sie den Formalismus des Rechtsstaats beklagen, nur von Herzen wünschen, dass sie ihre Einlassungen nicht eines Tages in einer Hundehütte bedauern müssen.

Die „Souveränität" die einer gewinnt, der andere von Staats wegen quälen darf, hat zur Kehrseite den Verlust jeder Souveränität, ja am Ende gar des Menschseins für den oder die Gequälte.

Natürlich hat „Souveränität" auch eine andere Seite: Wie souverän beherrsche ich mich und mein Handwerk, was kann ich nützliches tun für mich und meine Mitmenschen. Aber das ist eine andere Art von Souveränität. Eine die nicht über den anderen steht, sondern mit ihnen auf der Reise ist.

Und die deswegen auch keinen Ausnahmezustand braucht um bei sich zu sein.

Bevor man behauptet, dass wir zur Freiheit verurteilt seien, muss man erst den Begriff der Freiheit näher bestimmen. Das geht nur, wenn man auf den lächerlichen Versuch verzichtet die Determiniertheit unseres Lebens zu verleugnen. Da aber das Leben und die Welt nicht aus Kausalketten sondern aus Wechselwirkungen bestehen, sind Welt und Leben genügend unbestimmt, um auch dem freien Willen Raum zu lassen.

Aus dieser bestimmt-unbestimmten Welt folgt aber, dass unser Wissen und Können den Grad unserer Freiheit wesentlich mitbestimmt.

Deswegen sind die Anderen, die Nächsten, nicht die Grenze oder gar Feinde unserer Freiheit, sondern eine wesentliche Bedingung.

Was wir gegenüber der Welt vermögen, hängt nicht nur von uns ab. Es ist unser gemeinsames Vermögen oder Unvermögen. Dieses gemeinsame Vermögen bestimmt den gesellschaftlich und historisch möglichen Grad unserer Freiheit.

Insofern wird unsere Freiheit durch alle Anderen, unsere Nächsten, garantiert genauso wie wir die Garanten der Freiheit der Anderen sind bzw. sein müssen.

Wenn es so ist, dann ist unser Leben und das Leben unserer Mitmenschen

geglückt.

Aber Leben glückt nicht nur.

Weil wir immer aus einem Kranz von Möglichkeiten wählen was dann wirklich wird, haben wir mit der Möglichkeit der Wahl die Möglichkeit der schlechten Wahl. Und damit auch die Möglichkeit zum Schlechten, zum Bösen.

Insofern sind wir die Schöpfer unserer eigenen Hölle.

Das blasierte „die Hölle, das sind die Anderen" drückt sich mit seinem selbstgerechten Ekel vor der eigenen Verantwortung.

Einer Verantwortung, die um so größer ist, als der, der sich da ekelt, ja nicht weit davon entfernt war dem Teufel die Hand zu geben.

Für unseren ehemaligen Reichstagsabgeordneten sind es dagegen in der Tat die „Anderen", die SA, die zu seiner Hölle werden.

Aber das liegt nicht daran, dass sie „Andere" sind, sondern daran, dass sie die falsche Wahl getroffen haben. Die Freiheit, die sie hatten, haben sie mißbraucht um nun die Freiheit mit den Füßen zu treten.

Die Freiheit, die ich habe, ist nicht zum mindesten die Freiheit kein Eicke, kein Menschenquäler, sein zu müssen.

Ich bin in meinem Sein nicht allein auf der Welt. Es ist im Gegenteil eine wesentliche Bestimmung von mir, mich in vielen anderen zu spiegeln.

Erst das macht mich zum Menschen. Erst in der Beziehung zu anderen, einer Beziehung, die immer eine Wechselbeziehung ist, bin ich überhaupt. Ohne dieses Universum an Beziehungen kann ich möglicherweise gerade so nur existieren, wobei sogar dies fraglich ist.

Deswegen sind die Anderen auch nicht die Hölle für mich, sondern ohne sie gibt es keinen Himmel, kein Paradies, kein gelobtes Land.

Das Land, in dem Milch und Honig fliessen, ist vor allem ein Land in dem ich mit meinen Problemen nicht allein bin.

Im Paradies oder in der Blochschen Heimat kann ich nur dann sein, wenn ich die Sicherheit habe, dass mich jemand fängt, wenn ich falle.

Dies ist auch das Geheimnis manchen religiösen Bekenntnisses.

Wir erinnern uns an Bonnhöfers Gebet:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag."

Ein wunderbares Gebet, das wie alle Gebete nur einen Fehler hat: Es vertraut auf eine fremde Macht außer uns, wo wir doch auf niemand außer uns selbst vertrauen dürfen.

Marxens Diktum vom „Opium" meint genau dies. Was allerdings meistens bei

diesem Diktum vergessen wird: Marx kritisiert nicht die Sehnsucht, Marx kritisiert die Zustände in denen dieses Verlangen nach Geborgenheit nur ein jenseitiger Traum ist.

Wenn die Hölle aber nicht die Anderen sind, was ist dann die Hölle ?

Die Hölle ist das Getrenntsein von den Anderen.

Bei alten Völkern war die härteste Strafe der Ausschluss aus der Gemeinschaft des Stammes. Eine härtere Strafe konnte es nicht geben.

Deswegen gibt es keine Hölle, wenn ich von den Anderen, von meinen Mitmenschen, erkannt und anerkannt werde.

Das Problem aller Seinsphilosophen besteht darin, dass sie wie weiland St.Max schon vom „Einzigen und seinem Eigentum" ausgehen, d.h. sie versetzen den Menschen von Anfang an in die Hölle und bekommen ihn da nicht mehr heraus. Sie ignorieren, dass jeder von uns vor allem ein tausendfacher Spiegel seiner Mitmenschen ist.
Sie hängen an ihren Abstraktionen in denen sich das leere Sein in all seiner Ödnis über die Welt ergiesst.

Trotzdem ist ihre Philosophie nicht ohne Realitätsbezug. Denn in der Tat ist das Alleinsein, das auf sich gestellt sein eine moderne Krankheit.

Allein zu sein mit der Welt und ihren Problemen ist aber bereits die Hölle.

„Alleinsein" heisst hier zurück geworfen sein nur auf sich.

Bonhoeffer hat das durchaus auch so gesehen:

„So habe ich mich noch keinen Augenblick allein und verlassen gefühlt. Du und die Eltern, Ihr alle, die Freunde und Schüler im Feld, Ihr seid immer ganz gegenwärtig. […] Wenn es im alten Kinderlied von den Engeln heißt: zweie, die mich decken, zweie, die mich wecken, so ist diese Bewahrung am Abend und am Morgen durch gute unsichtbare Mächte etwas, was wir Erwachsene heute nicht weniger brauchen als die Kinder."

So sehr dieses Alleinsein aber eine moderne Krankheit ist, so wenig ist es Schicksal. Der Spruch, wonach es kein richtiges Leben im falschen geben soll, ist nichts als die faule und bequeme Ausrede von Intellektuellen, die die Stammtischparole des „da kann man eh' nichts dran machen" nur auf ein höheres Niveau gehoben haben.

Das richtige Leben wird nicht eines schönen Tages vom Himmel fallen, sondern kann nur aus dem Boden des jetzigen, falschen Lebens emporwachsen.

Umso nötiger ist es, dass wir die zarten, frostgefährdeten Keime neuen Lebens schützen und hegen.

Wenn allerdings Menschen, wie Bonnhöfer, in der Geborgenheit zu Hause sind, dann oft nicht wegen der Gesellschaft in der sie leben, sondern trotz dieser Gesellschaft.

Nicht nur der Nazistaat war, unsere Gesellschaft heute ist oft so organisiert, dass sie das Alleinsein schon fast erzwingt.

Damit Gesellschaft dagegen Geborgenheit ermöglicht, muss sie ein Sozialstaat

sein. D.h. sie muss ihre Mitglieder vor den grossen Risiken des Lebens schützen.

Allerdings sind Gesellschaft und Staat immer bürokratische Gebilde und damit sachlich organisiert.

Wenn wir also sagen: Die Hölle ist dort, wo wir allein sind und zu bloßen Sachen werden, dann können Staat und Gesellschaft dieses Problem immer nur zur Hälfte lösen. Dass wir mehr sind als eine Sache und die menschliche Wertschätzung erhalten, die wir zum Leben brauchen, kann uns kein Staat garantieren.

Dazu brauchen wir die Anderen und ihre Liebe und Zuneigung. Wobei man Liebe und Zuneigung tötet, wenn man sie, wie Plato das tut, in ein bloßes Gespenst, in eine „reine" Idee verwandelt. Liebe und Zuneigung müssen, damit sie überhaupt sind, auch „unrein", nämlich körperlich, existieren.

Lieben können wir uns aber nur, wenn wir uns als Gleiche, d.h. auf Augenhöhe begegnen.

Wir bedürfen daher auch der Gleichheit.

Nun sind für manchen ja gerade die SA-Männer in ihren gleichen Uniformen das Muster an Gleichheit oder besser gesagt Gleichmacherei.

Das ist aber falsch.

In der SA oder vergleichbaren Orten findet man nicht den Anderen. An solchen Orten werden viele Einzelne zu einer Art Masse verbacken, die man zu jeder Art von Pogrom gebrauchen kann.

Obwohl sich die Individuen einer solchen Masse gleichen wie ein Klon dem anderen, ist doch jeder Einzelne von seiner Exklusivität überzeugt.

Irgendeine Form von Herrenmenschen-Ideologie ist normalerweise das Bindemittel, das aus den isolierten Sandkörnern den Stein werden lässt, der den Rest der Menschheit erschlägt.

Und obwohl sie in Rudeln auftreten, sind doch die Individuen in dieser Masse einsam und meist zu wirklicher Beziehung unfähig.

Es muss übrigens nicht die SA sein.

Von Franz-Josef Degenhardt gibt es ein Lied: „Du bist anders als die andern" das dies z.B. für die Beschäftigten in Frankfurt/Main Niederrad oder irgendeiner anderen Bürostadt auf der Welt treffend beschreibt.

In diesen Massen steckt keine Kraft, nur Gewalt.

Die Kraft, die dagegen Bonhöffer beschwört, ist die Kraft die ihm andere geben. Diese Kraft nennt er auch Gott. Diese Kraft verliert aber überhaupt nichts von ihrem Zauber, wenn wir sie aus dem Jenseits ins Diesseits versetzen. Es ist die Kraft, die wir erzeugen, weil und indem wir zusammen sind und uns lieben.

Fehlt diese Kraft, dann sind wir allein.

Dieses Alleinsein hat überhaupt nichts zu tun mit der Einsamkeit, die wir manchmal brauchen um bei uns selbst zu sein oder zu uns selbst zu kommen.

Diese Art von Einsamkeit, die wir z.B. in der Medidation erfahren schärft im Gegenteil gerade unser Bewußtsein dafür, dass wir ein Teil von einem grösseren

Ganzen sind.

Mit Anderen zu sein garantiert uns nicht das Paradies, aber es ist der einzige Weg, der dorthin führt.

Mit Anderen sind wir aber bloß dann wirklich zusammen, wenn die Anderen für uns nicht nur Mittel sind. Nur das Zusammensein als Selbstzweck, die Begegnung mit Anderen als Wert an sich kann Gelingen ermöglichen.

Daraus erwächst aber ein Problem:

Unsere Fähigkeiten Anderen wirklich als Anderen zu begegnen sind gewissermassen limitiert. Wir können nicht mit Hundertausenden oder gar Millionen gut Freund sein. Auf der anderen Seite ist die westliche Beschränkung auf den kleinsten Familienkreis nicht das Maß aller Dinge und mit Sicherheit nicht der Modell aus dem sich eine wirklich menschliche Gesellschaft entwickeln kann.

Weil wir nicht mit allen gut Freund sein können, werden wir mit vielen von diesen Anderen eine rein sachliche Beziehung haben und nur mit einigen von diesen Anderen eine wirklich menschliche Beziehung.

Dass sich die Nachbarschaft um alte Menschen, die krank und allein sind oder um Kinder, die sich im Spielen vergessen, kümmert, scheint woanders normaler zu sein als bei uns. Auf jeden Fall hat mir kürzlich eine Vietnamesin den Unterschied zwischen Deutschland und ihrer Heimatstadt Hanoi auf diese Weise erklärt.

Wobei wir allerdings in unsere Wohlstandsberechnungen statt des Bruttosozialprodukts mehr die Vielfalt und der Reichtum unserer mitmenschlichen Beziehungen einfliessen lassen sollten. Vielleicht ist dann das arme Vietnam reicher als die reiche Bundesrepublik.

Dass unsere Beziehungen sachlich werden, schließt ein, dass andere Menschen für uns zur Sache werden.

Und am Ende dieses Wegs dienen wir nur noch irgendeiner Sache und werden von Sachen regiert.

Wobei die Befreiung der Menschen von Ausbeutung und Unterdrückung auch zu einer „heiligen Sache" werden kann, die dann unsere Entfremdung von uns selbst erst recht ins Unerträgliche steigert.

So sind nicht die Anderen die Hölle für uns, sondern wir und alle Anderen begeben uns auf den Weg in die Hölle, in dem wir uns und alle Anderen zu Sachen, zu Dingen machen, die anderen Sachen unterworfen sind.

Andererseits kann auch eine solche sachliche und bürokratische Konstruktion, wie sie unser Sozialstaat darstellt, eine wesentliche Voraussetzung dafür sein, dass menschliche Beziehungen erblühen können.

Das Problem, das wir zu lösen haben, besteht demnach darin, wie wir unseren Reichtum an persönlichen Beziehungen entwickeln können, wie wir unsere monadische Existenzweise überwinden, ohne in den falschen Ehrgeiz zu verfallen mit einigen Milliarden Menschen befreundet sein zu wollen.

Dazu müssen unsere sachlichen Beziehungen so geordnet sein, dass sie unser

Menschsein ermöglichen, erleichtern und nicht verhindern.

Das geht aber nur, wenn wir uns auch auf der sachlichen Ebene als Gleiche begegnen.

Wobei Gleichheit eben heisst, dass wir alle gleich viel wert sind und nicht, dass wir als Klone durch das Leben laufen.

Wir brauchen einen neuen Gesellschaftsvertrag auf der Basis von Freiheit, Gleichheit und Mitmenschlichkeit, bei der wir uns auf der sachlichen Ebene gegenseitig soweit den Rücken frei halten, dass wir unseren Mitmenschen als Menschen begegnen können.

Damit lassen wir dann das bloße Existieren hinter uns und begründen unser Menschsein „von starken Händen wunderbar geborgen".

Von Händen, die auch unsere eigenen Hände sind.

Das Problem der Nähe und der Ferne hat noch einen anderen Aspekt. In der Nähe ist die wichtigste Form in der wir uns begegnen das Schenken.

Wir schenken uns Liebe und Aufmerksamkeit und bekommen sie wieder, wir beschenken uns wechselseitig mit unserem Wissen und werden dadurch und zwar beim Geben und beim Nehmen klüger.

Aber wir schenken uns nicht nur immaterielle Dinge.

Gehen wir einen Moment zurück in eine Zeit, in der die Märkte noch viel ferner waren als heute. So gelangen wir schließlich in ein Dorf, ein gutes Stück entfernt von der nächsten Stadt.

Dort steht ein Kirschbaum, gross und schon etwas älter. Der Kirschbaum gehört jemand. Die Kirschen sind reif und der Baum hängt voll.

Der oder die, dem oder der dieser Kirschbaum gehört, wird nun die nähere und weitere Verwandschaft mobilisieren um die Kirschen zu pflücken. Die Frauen werden eine Einkoch-Orgie starten und trotzdem bleibt in einem guten Jahr noch genug übrig um auch die Nachbarschaft, vor allem die Kinder, zu beschenken.

Kirschen halten sich nicht sehr lange und deswegen wird der Eigentümer sich nehmen, was er braucht und her schenken, was er entbehren kann.

Als ich ein Kind war, schlachteten meine Eltern einmal im Jahr 1 bzw. 2 Schweine. Und wenn dann Schlachtfest war, bekamen Verwandte, Bekannte und Nachbarn von der Wurstsuppe und vom Kesselfleisch reichlich ab. Es war schließlich der Teil, den man nicht konservieren konnte.

Und das Schlachtfest war auch deswegen ein Fest, weil wir von der Fülle, die wir für einen Moment hatten, andere beschenken konnten.

Nun gibt es Leute, die diese Kultur des Schenkens als eine Vorform des Äquivalententauschs ansehen, als eine Art frühen Tauschhandel.

Das trifft aber nicht zu. Das leitende Prinzip ist nicht die Äquivalenz von Geschenken und Wiedergeschenken. Das leitende Prinzip ist: Ich gebe von dem, von dem ich mehr als genug habe, dem der es brauchen kann.

Ich werde natürlich jemand, der auch schon genug hatte und dann die Fülle

lieber verrotten ließ, als zu teilen, nichts geben. Insofern herrscht schon Äquivalenz. Aber nur insofern.

Typisch für eine solche Kultur des Schenkens ist im Gegenteil gerade normalerweise die Nicht-Äquivalenz. Es wird nicht in Gramm gemessen. Wer, wenn ihm jemand zulächelt, sein Zurücklächeln nach Freundlichkeitsgrad dosiert, dem wird eines Tages zur Strafe jede Art von Freundlichkeit und wirklicher Freude aus dem Gesicht gewichen sein und stattdessen einer Freundlichkeitsmaske Platz gemacht haben.

Da wir uns aber nah sind, kann ich darauf vertrauen, dass ich von dem, den ich heute beschenke, morgen auch beschenkt werde. Dabei geht es nicht darum, dass die Geschenke gleichwertig sind, denn in diesen Beziehungen herrscht das Prinzip: Jeder nach seinen Möglichkeiten. Es geht darum, dass ich nicht nur schenke, sondern auch beschenkt werde.

Sobald wir aber die Nähe verlassen, versagt dieses Prinzip.

An die Stelle von Schenken tritt Raub oder Handel.

Wobei Raub auch dann vorliegt, wenn irgendein Herr seinen Teil von den Kirschen erpresst z.B. durch den Verweis auf „althergebrachte" Rechte.

Handel, das heisst Äquivalententausch, ist dagegen ein Fortschritt. Wobei Raub und Handel durchaus lange Zeit neben- und miteinander existieren können. Der „gnädige Herr" raubt mir meine Kirschen um sie an einen Händler für den Markt zu verkaufen.

Das weckt in mir das Verlangen, meine Kirschen selbst und ohne Umweg verkaufen zu können. Sobald ich das erreicht habe, findet die Kultur des Schenkens in Bezug auf die Kirschen ihr Ende. Im Extremfall gönne ich mir und meinen Nächsten keine Kirschen mehr, weil ich sie lieber zum Markte trage.

Trotzdem geht die Kultur des Schenkens nicht unter. Schließlich ist es eines unserer elementarsten Bedürfnisse uns im Anderen zu spiegeln und von dort ein freundliches Bild zurückgeworfen zu bekommen.

Und gerade Güter, wie Freundlichkeit oder Wissen haben die unschätzbare, fantastische Eigenschaft sich durch teilen zu vermehren, so wie weiland auf der Hochzeit zu Kanaan Brot und Wein.

Wenn wir also auf dem Weg in die Wissensgesellschaft sind, dann sollten wir uns an die Arbeit machen und eine neue Kultur des Schenkens etablieren.

Zuvor wollen wir aber noch ein wenig bei den Deformationen verweilen, die uns zugefügt werden, wenn wir diese Kultur des Schenkens, der Liebe und der Zuneigung schon als Kinder nicht erfahren.

Kurz gesagt: Wir wollen und müssen Rogoschin auf seinem Weg in die Hölle folgen.

8. Rogoschins Hölle

„Es war dies ein großes, finsteres, dreistöckiges Haus, ohne allen architektonischen Schmuck, von schmutziggrüner Farbe. Einige, allerdings nur sehr spärliche derartige Häuser, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gebaut sind, haben sich namentlich in diesen Straßen Petersburgs (obwohl sich doch in dieser Stadt so vieles ändert) fast unversehrt erhalten. Sie sind solide gebaut, mit dicken Mauern und sehr wenigen Fenstern; im Erdgeschoß sind die Fenster manchmal vergittert. Meist befindet sich unten ein Wechselgeschäft. Der Skopze, der in dem Wechselgeschäft sitzt, wohnt oben. Ein solches Haus macht von außen und von innen einen ungastlichen, unfreundlichen Eindruck; es sucht sich gleichsam zu verstecken und zu verbergen; aber warum eigentlich schon der bloße Anblick des Hauses einen solchen Eindruck macht, das ist schwer zu sagen."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19966
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 44-45)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Dieses Haus wurde, wie wir erfahren vom Großvater, gebaut um mit sich und der Welt allein zu sein. „Ich brauche keinen von Euch" ist seine architektonische Botschaft an die Welt.

Wer in so einem Haus groß geworden ist, hat früh gelernt sein Leben nur für sich zu leben.

Und der Skopze im Wechselgeschäft ist einer, der seine Genitalien verstümmelt um nicht von Fleischeslust vom Dienst an der Sache abgelenkt zu werden.
Die Heilige Sache aber, der er dient, ist aus Rubel neue Rubel zu zeugen. Nur diese Art von Vermehrung ist gottgefällig.

„»Ja, so verhält sich das alles«, bestätigte Rogoschin mit trüber, finsterer Miene. »Auch Saloschew hat es mir damals gesagt. Ich ging damals, Fürst, in einem Schnurrock, den mein Vater schon vor zwei Jahren abgelegt hatte, über den Newski-Prospekt, und sie kam aus einem Laden heraus und stieg in ihren Wagen. Da stand ich auf der Stelle in Flammen. Ich begegnete meinem Freund Saloschew; der sah anders aus als ich; er geht wie ein Friseurgehilfe, immer die Lorgnette im Auge; wir aber mußten bei unserm Vater in Schmierstiefeln gehen und uns an fastenmäßiger Kohlsuppe delektieren. ›Die ist nichts für dich‹, sagte er; ›das ist‹, sagte er, ›eine Fürstin; sie heißt Nastasja Filippowna, mit dem Familiennamen Baraschkowa, und lebt mit Tozki; Tozki aber weiß jetzt nicht, wie er von ihr loskommen soll, weil er nämlich schon ganz in die soliden Jahre hineingekommen ist (er ist fünfundfünfzig) und eine der ersten Schönheiten von ganz Petersburg heiraten will.‹"
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19518-19519
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 17)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Man muss sich klar machen, dass dieser Vater, der seine Kinder in Schnürstiefeln gehen lässt, der ihnen seine abgetragenen Röcke vermacht und sie mit Kohlsuppe ernährt mehr als 3 Millionen Goldrubel sein eigen nennt.

Diesem Vater unterschlägt der Sohn nun einen Pfandbrief über 10 tausend Rubel

um sie ihn Ohrringe für eine Angebetete zu verwandeln.

Dabei weiss Lebedew (der immer alles weiss).

„»Und der Selige war imstande, nicht nur um zehntausend, sondern schon um zehn Rubel willen einen in jene Welt zu spedieren.«"
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19521
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 19)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

„ »Er erfuhr sogleich alles; Saloschew hatte es jedem, der ihm begegnete, ausgeschwatzt. Der Vater nahm mich, schloß mich im oberen Stockwerk ein und prügelte mich eine ganze Stunde lang. ›Und das ist nur eine Vorbereitung für dich‹, sagte er; ›heute abend komme ich, um dir gute Nacht zu sagen.‹ Sollte man's glauben? Der alte Mann fuhr zu Nastasja Filippowna hin, verbeugte sich tief vor ihr und flehte sie unter Tränen an; endlich holte sie ihm das Etui herbei, warf es ihm hin und sagte: ›Da hast du deine Ohrringe, alter Graubart; sie sind für mich jetzt um das Zehnfache im Wert gestiegen, nun ich weiß, daß Parfen sie einem so strengen Vater zum Trotz beschafft hat. Grüße Parfen Semjonowitsch von mir und bestelle ihm meinen Dank!‹"
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19522
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 19-20)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Der Sohn flieht um nicht totgeprügelt zu werden.

Und er ist sicher nicht zum ersten Mal so „erzogen" worden.

Diese Art von „Erziehung" hinterlässt jene deformierte Charaktere, denen Adorno seine Studie über den „autoritären Charakter" gewidmet hat.

Unter der Überschrift „The Rebel and the Psychopath" schreibt er u.a.:
„Or masochistic transference to authority may be kept down on the unconscious level while resistance takes place on the manifest level. This may lead to an irrational and blind hatred of *all* authority, with strong destructive connotations, accompanied by a secret readiness to »capitulate« and to join hands with the »hated« strong."

[Band 9: Soziologische Schriften II: Part IV: Qualitative Studies of Ideology.
Theoder W. Adorno: Gesammelte Schriften, S. 6596
(vgl. GS 9.1, S. 479)
http://www.digitale-bibliothek.de/band97.htm]
„Oder die masochistische Übertragung auf die Autorität wird im Unbewußten zurückgehalten, und die Opposition findet auf manifester Ebene statt. Das kann zu irrationallem und blinden Haß gegen jede Autorität führen, vermischt mit starken destruktiven Akzenten, gepaart mit der geheimen Bereitschaft zu „kapitulieren" und sich mit dem "verhaßten" Stärkeren zu verbünden."
Soweit Adorno.
Dazu passt:

„ »Warum hast du wieder über das Porträt meines Vaters gelächelt?« fragte Rogoschin, der jede Veränderung in dem Gesicht des Fürsten, jede darüber

hinhuschende Regung mit der größten Aufmerksamkeit beobachtete.

»Warum ich gelächelt habe? Es kam mir der Gedanke, wenn dir dieses Unglück nicht zugestoßen und diese Liebe nicht über dich gekommen wäre, dann würdest du vielleicht genau so werden wie dein Vater, und zwar in sehr kurzer Zeit. Du würdest allein und wortkarg in diesem Haus sitzen, mit einer gehorsamen, schweigsamen Frau, würdest nur selten und in strengem Ton reden, keinem Menschen trauen, den freundschaftlichen Verkehr mit Menschen auch gar nicht vermissen und nur schweigend und mit finsterer Miene Geld zusammenhäufen. Höchstens würdest du gelegentlich die Bücher der Altgläubigen loben und dich für das Bekreuzen mit zwei Fingern interessieren, und auch das vielleicht erst, wenn du alt geworden wärest ...«

»Spotte nur! Ganz genau dasselbe hat sie neulich gesagt, als sie dieses Porträt ebenfalls betrachtete! Es ist erstaunlich, wie ihr in allen Dingen so ein und derselben Ansicht seid ...«

»Ist sie denn schon bei dir gewesen?« fragte der Fürst interessiert.

»Ja. Sie betrachtete das Porträt lange und stellte viele Fragen über den Verstorbenen. ›Du würdest ganz genau ebenso sein‹, sagte sie endlich lächelnd zu mir. ›Du hast starke Leidenschaften, Parfen Semjonowitsch, solche Leidenschaften, daß du durch sie ohne weiteres nach Sibirien zur Zwangsarbeit kommen würdest, wenn du nicht auch Verstand besäßest; denn du hast einen guten Verstand‹, sagte sie (so drückte sie sich aus, ob du es nun glaubst oder nicht; es war das erstemal, daß ich von ihr eine solche Äußerung hörte!). ›All diese jetzigen Tollheiten würdest du sehr bald beiseite werfen. Und da du ein Mensch ohne alle Bildung bist, so würdest du anfangen, Geld zusammen-zuscharren, und würdest wie dein Vater mit deinen Skopzen in deinem Haus sitzen; möglicherweise würdest du zuletzt auch selbst zu ihrem Glauben übertreten, und dein Geld würdest du so liebgewinnen, daß du nicht zwei Millionen, sondern vielleicht zehn Millionen zusammenbringen und auf deinen Geldsäcken Hungers sterben würdest; denn du bist in allen Dingen leiden-schaftlich, alles treibst du bis zur Leidenschaft.‹ Genauso redete sie, fast genauso mit diesen selben Worten. Sie hatte noch nie vorher so mit mir geredet! Sie redet ja sonst immer mit mir nur von törichten Dingen oder macht sich über mich lustig; und auch damals hatte sie lachend angefangen; aber dann war sie ganz ernst und düster geworden; sie ging durch dieses ganze Haus und besah es und schien eine Art Schreck darüber zu bekommen. ›Ich werde das alles umändern und anders einrichten‹, sagte ich; ›oder ich kaufe auch vielleicht zur Hochzeit ein anderes Haus.‹ „

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19987-19989
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 59-61)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Der Rebell und der Psychopath sind Grenzgänger geboren aus Lieblosigkeit und Besitzgier.

9. Myschkins Furcht vor Rogoschin

6. Liebt er sie oder liebt er sie nicht ? - Myschkin und die Frauen

Nicht wenige, darunter unser Held Tellenbach, bezweifeln das Myschkin überhaupt an Fraueninteressiert ist:
„Daß er dieses Widersprüchliche im Status seines Erwachsenseins nicht als Widerspruch erlebt und daß somit dieser Widerspruch in ihm auch nicht nach Auflösung drängt: darin liegt das Eigenartige der Verschränkung von Unerwachsenem und Erwachsenem in Myschkin, der idios kosmos dieses >Idioten<. Ob dies auch für die Form seiner Geschlechtlichkeit gilt, m.aAV.: ob es sich hier um ein Konglomerat von erwachsenem und unerwachsenem Eros handelt, wäre eigens zu untersuchen. Das Erotische ist ja nicht in jedem Menschen ein unbedingt bestimmendes Daseinsmoment. Vom Narren etwa - man denke nur an Don Quijote - vom Narren also und seinem ernsten Spiel konnte man dies nicht behaupten, wohl aber z.B. vom Heiligen, weil hier das Erotische bestimmt ist, von dem konsumiert zu werden, was bei Goethe „höhere Begattung", bei Nietzsche „Genie der Herzens" heißt. Daß eine derartige Metamorphose in Myschkins Beziehung zu Nastasja immer wieder intendiert wird, scheint mir deutlich; aber daß auch sie vom Status des >erwachsencn Kindes< geformt wird, ist nicht ohne Bedeutung für ihr Scheitern."

In Heidelberg, so hört man, soll man der Meinung sein, dass ein Vogel auf der Neckarbrücke normalerweise ein Spatz und kein Kolibri ist. Aber selbst für so exotische Vögel wie Kolibris ist das „Erotische ein bestimmendes Daseins-moment".
Es muss sich um sehr seltsame Vögel oder Menschen handeln, die nicht vom Erotischen wenigstens (mit)bestimmt sind.
Wenn Tellenbach für Myschkin unterstellt, daß er kein Interesse an Sexualität hat, dann sollte man irgendeine Spur von Beweis erwarten. Aber da ist nichts außer dem allgemeinen Gerede vom Kind.
Und deswegen gibt es auch keinen Grund Tellenbach zu folgen.

Was allerdings irritiert, und zwar nicht nur Tellenbach, ist, dass Myschkin zwar die Zuneigung fast sämtlicher Frauen in diesem Roman gewinnt und sogar relativ schnell und leicht, dass seine zwei Versuche zu einer engeren Beziehung mit Natasja und Aglaja zu kommen, aber grandios scheitern.
Und dass sein Vorgehen dabei, ganz vorsichtig formuliert, seltsam ist.
So hat er eine panische Scheu davor, überhaupt von Liebe zu reden und seine Gefühle so zu nennen. Und er hat eine ebenso panische Scheu davor überhaupt aktiv zu werden.
Im Grunde gleicht er jener Prinzessin Dornröschen, zu der der erlösende Prinz

auch nur durch dichtes Dornengestrüpp vordringen kann um sie mit einem Kuß aus der Erstarrung zu erlösen.
Nur mit dem Unterschied, dass Prinzessinen normalerweise auf ihren Prinzen warten und die Prinzen ausreiten um Prinzessinnen zu suchen.
Der Fall, dass eine Prinzessin zu ihrem verwunschenen Prinzen reitet und ihn befreit ist ziemlich selten.

Myschkin ist kein Krieger. Deswegen kann er auch kein Chevalier oder Kavalier sein. Myschkin möchte aber der „weisse Ritter" sein, der die Frau vor dem bösen Drachen rettet. Aber normalerweise ist er dafür zu langsam und zu ungeschickt.

Zweimal hat er Glück: In der Schweiz kann er eine in jeder Hinsicht arme Frau vor dem Spott der Kinder schützen.

Und an Natasjas Geburtstag als sie verlobt werden soll, opfert er sich und erklärt er werde sie heiraten.

Wobei es ja gar kein Opfer ist, denn er liebt sie.

Es passiert sogar zum ersten, letzten und einzigen Mal, dass er sagt: „Ich liebe diese Frau !". Ansonsten bestreitet er immer, dass er liebt und behauptet seine Gefühle seien anderer Natur.

Aber weil er kein Krieger und kein Jäger ist, sondern einer, der schon zu Zeit der Jäger und Sammler besser auf die Kinder aufgepaßt hätte, kann er selten zum richtigen Zeitpunkt richtig handeln.

So sitzt er auf der Parkbank neben Aglaja als habe er überhaupt keine Hände und als sei sein Mund nur zum Sprechen gemacht. D.h. nur sein Verstand arbeitet und versagt prompt an der Überforderung.
Umgekehrt macht er Natasja sofort einen Heiratsantrag u.a. um sie vor einer arrangierten Heirat bzw. dem unberechenbaren Rogoschin zu retten. Dabei ist nicht klar, ob es sich dabei um mehr als eine Verstandesentscheidung gehandelt hat. Auf jeden Fall befindet er sich in einer Gesprächsituation und selbst wenn er da, weil er sehr erregt ist, nicht gerade brilliert, ist er doch weit davon entfernt hilflos oder ungeschickt zu sein.
In jenen „fürchterlichen 2 Wochen" in denen er mit Natasja zusammen war, konnte aber Reden unmöglich ausreichen.
Und deswegen wurden diese Wochen auch fürchterlich.

1. Der „arme" Ritter Myschkin

Zwar weiss Myschkin, dass ihm die Fähigkeiten zum Rittertum fehlen, aber das wird ihn nicht gehindert haben, schon als Junge davon zu träumen, wie er den Drachen tötet, die Prinzessin rettet um dann von ihr mit allem was sie hat belohnt zu werden.

Man lässt nicht so leicht von so einem Traum, nur weil man ein Idiot ist.

Und so nutzt er auch die Gelegenheiten, die ihm sein Leben bietet, sich als Ritter zu erweisen, so gut er kann.

1. Maria und das Glück

Myschkin erzählt den Jepantschinschen Frauen bei seinem Antrittsbesuch von seinem früheren Leben und davon, wie glücklich er war, in der Schweiz, in der Heilanstalt.

Und zur Begründung dieses seines Glückszustandes erzählt er ihnen die Geschichte von der schwindsüchtigen, krebskranken Maria und den Dorfkindern und davon wie er diese Dorfkinder von der Feindschaft zur Freundschaft mit Maria bekehrt hat.

„ »Nun gut«, sagte Adelaida wieder in ihrer hastigen Art. »Aber wenn Sie ein solcher Kenner von Gesichtern sind, dann sind Sie sicherlich auch verliebt gewesen; ich habe also richtig vermutet. Erzählen Sie uns also davon!«

»Ich bin nicht verliebt gewesen«, antwortete der Fürst ebenso leise und ernst wie vorher; »ich ... ich war auf andere Weise glücklich.«

»Wie denn? Wodurch denn?«

»Nun gut, ich will es Ihnen erzählen«, sagte der Fürst; er schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19650
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 105)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

„ »Dort ... dort gab es viele Kinder, und ich bin die ganze Zeit über mit Kindern zusammen gewesen, nur mit Kindern. Es waren die Kinder jenes Dorfes, eine ganze Schar, die die Schule besuchte. Unterrichtet habe ich sie nicht, oh nein; dazu war ein Schullehrer dort, Jules Thibaut; ich habe sie wohl auch dies und das gelehrt; größtenteils aber war ich ohne solche Absicht mit ihnen zusammen, und die ganzen vier Jahre habe ich in dieser Weise verlebt. Weiter hatte ich keine Wünsche. Ich sagte ihnen alles, ohne ihnen etwas zu verheimlichen. Ihre Eltern und Verwandten waren alle auf mich ärgerlich, weil die Kinder zuletzt ohne mich gar nicht mehr leben konnten und mich immer umdrängten, und der Schullehrer wurde schließlich mein ärgster Feind. Ich hatte dort viele Feinde, alle um der Kinder willen. Sogar Schneider machte mir Vorwürfe. Und was fürchteten sie eigentlich? Man kann einem Kind alles sagen, geradezu alles; mich hat oft die Wahrnehmung überrascht, wie schlecht die Erwachsenen die Kinder kennen, sogar die Väter und Mütter ihre eigenen Kinder. Man darf den Kindern nichts unter dem Vorwand verheimlichen, sie seien noch zu klein, und es sei für sie noch zu früh, dies und jenes zu wissen. Welch ein trauriger, unglücklicher Gedanke! Und wie gut merken es die Kinder selbst, daß die Väter sie für zu klein und unverständig halten, während sie doch in Wirklichkeit alles verstehen! Die Erwachsenen wissen nicht, daß die Kinder selbst in den schwierigsten Angelegenheiten oft einen sehr guten Rat geben können. Oh Gott, wenn einen so ein hübsches Vögelchen vertrauensvoll und glücklich anblickt, da schämt man sich ja, es zu betrügen! Vögelchen nenne ich die Kinder, weil die Vögelchen das Schönste sind, was es auf der Welt gibt. Übrigens waren alle Leute im Dorf namentlich wegen eines bestimmten Falles über mich aufgebracht ...

Thibaut aber beneidete mich einfach; am Anfang schüttelte er immer den Kopf und wunderte sich darüber, wie es zuging, daß die Kinder bei mir alles begriffen und bei ihm fast nichts; aber als ich ihm dann sagte, wir beide könnten sie nichts lehren, sondern umgekehrt sie uns, da lachte er mich aus. Und wie mochte er mich nur beneiden und verleumden, da er doch selbst in stetem Verkehr mit den Kinder lebte! Durch den Verkehr mit Kindern aber wird die Seele gesund..."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19651-19652
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 106)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Dieses Loblied auf die Weisheit der Kinder erinnert und das sicher nicht zufällig, an ein anderes Loblied auf die Kinder:

„Zu derselben Stunde traten die Jünger zu Jesu und sprachen: Wer ist doch der Größte im Himmelreich?
Jesus rief ein Kind zu sich und stellte das mitten unter sie
und sprach: Wahrlich ich sage euch: Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.
Wer nun sich selbst erniedrigt wie dies Kind, der ist der Größte im Himmelreich.
Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.
Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft werde im Meer, da es am tiefsten ist."
[Luther-Bibel 1912: Das Matthäusevangelium. Die Luther-Bibel, S. 8514
(vgl. Mt 18, 1-6)
http://www.digitale-bibliothek.de/band29.htm]

Die Perspektive des Kindes wird hier zur höheren moralischen Warte.
Und das Verhältnis zu den Kindern, zu den „Geringsten", den Schwächsten zum Prüfstein. „Wer aber ärgert dieser Geringsten einen..".

Aber nicht nur das, denn: „ Durch den Verkehr mit Kindern aber wird die Seele gesund".

Kinder sind der Beginn jeder Art von Moral.

Aus der Sorge um sie sind wir soziale Wesen geworden und sie und der Umgang mit ihnen sind der wirkliche Masstab dafür, wie gerecht es in einer Gesellschaft zu geht.

Zugleich war unsere Kindheit, so sie gut war, unser wirklicher Garten Eden und die Rückkehr dorthin ist das, was wir mit Bloch „Heimat" nennen.

Und je besser es gelingt dorthin zurück zu kehren, in einen Zustand in dem wir Halt finden, weil wir wissen, dass wir in der Not von anderen gehalten und gerettet werden, desto näher sind wir dem Paradies.

Deswegen können durch den Umgang mit Kindern auch kranke Seelen gesunden.

Myschkins Geschichte geht schließlich so weiter:

„ Die Kinder liebten mich zuerst nicht. Ich war so groß und immer so unbeholfen; ich weiß, daß ich unschön bin ..., dazu kam endlich noch, daß ich Ausländer war. Die Kinder machten sich anfangs über mich lustig, und dann fingen sie sogar an, mit Steinen nach mir zu werfen, als sie gesehen hatten, daß ich Marie küßte. Ich habe sie aber nur ein einziges Mal geküßt ... Nein, lachen Sie nicht!« warf der Fürst hastig ein, um ein Lächeln seiner Zuhörerinnen zu hemmen, »von Liebe war dabei ganz und gar nicht die Rede. Wenn Sie wüßten, was für ein unglückliches Geschöpf sie war, würden Sie selbst sie ebenso bemitleiden, wie ich es tat."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19653
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 107)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Er hat sie geküsst, aber er liebt sie nicht. Sie tut ihm leid. Sollen wir das glauben ? Das können wir glauben, denn wer wie er zu den Ersten und den Letzten zugleich gehört, muss mitleiden mit den Letzten, denn es sind seine Brüder und Schwestern. Diese Solidarität ist im wohlverstanden eigenen Interesse. Trotzdem überrascht wie heftig er sich dagegen wehrt, er könnte auch die Frau begehrt haben. Wäre das eine Sünde ?

„Sie war aus unserem Dorf. Ihre Mutter war eine alte Frau, die in ihrem kleinen, ganz baufälligen, zweifenstrigen Häuschen das eine Fenster mit einer Art Ladentisch versehen hatte; aus diesem Fenster verkaufte sie mit Erlaubnis der Dorfobrigkeit Schnüre, Zwirn, Tabak, Seife, alles immer für ganz wenige Groschen, und davon lebte sie. Sie war krank: die Füße waren ihr dauernd geschwollen, so daß sie immer auf einem Fleck sitzen mußte. Marie war ihre Tochter, zwanzig Jahre alt, schwächlich und mager; schon längst hatte sich bei ihr die Schwindsucht zu entwickeln begonnen; aber trotzdem ging sie immer auf Tagelohn zu schwerer Arbeit in die Häuser: sie scheuerte die Fußböden, wusch Wäsche, fegte die Höfe und versorgte das Vieh. Ein durchreisender französischer Kommis verführte sie und nahm sie mit sich fort, ließ sie aber eine Woche darauf unterwegs im Stich und machte sich heimlich davon. Sich durchbettelnd, kehrte sie wieder nach Hause zurück, ganz schmutzig, in Lumpen, mit zerrissenen Schuhen; sie war eine ganze Woche lang zu Fuß gewandert, hatte im Freien übernachtet und sich stark erkältet; ihre Füße waren wund, die Hände geschwollen und rissig. Übrigens war sie auch vorher nicht hübsch gewesen; nur die Augen waren still, gut und unschuldig. Sie war im höchsten Grade schweigsam. Einmal, noch vor jenem Vorfall, fing sie bei der Arbeit auf einmal an zu singen, und ich weiß noch, daß alle sich wunderten und zu lachen anfingen: ›Marie singt! Was stellt das vor? Marie singt!‹ Sie wurde schrecklich verlegen, und ihr Gesang verstummte dann für ihr ganzes Leben. Damals hatten die Leute sie noch freundlich behandelt; aber als sie krank und heruntergekommen zurückgekehrt war, da hatte niemand mit ihr auch nur das geringste Mitleid. Wie grausam die Menschen in solchen Fällen sind! Was für herzlose Anschauungen sie von solchen Dingen haben! Als erste empfing die Mutter sie mit Zorn und Verachtung: ›Du hast mich jetzt entehrt!‹ Sie war auch die erste, die sie der Schande preisgab: als man im Dorf hörte, daß Marie zurückgekommen sei, da kamen alle eilig herbeigelaufen, um sie zu sehen, und fast das

ganze Dorf versammelte sich in dem Häuschen der Alten: Greise, Kinder, Frauen, Mädchen, alle, alle, eine ergrimmte Menge. Marie lag hungrig und zerlumpt auf dem Fußboden zu den Füßen der Alten und weinte. Als alle herbeigelaufen kamen, bedeckte sie ihr Gesicht mit dem aufgelösten, wirren Haar und drückte es gegen den Boden. Alle Umstehenden betrachteten sie, als ob sie ein Scheusal wäre. Die alten Männer brachen den Stab über sie und schalten sie, die jungen Leute machten sich sogar über sie lustig, die Frauen schimpften auf sie und verdammten sie und sahen sie mit solcher Verachtung an wie eine ekle Spinne.
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19653 - 19655
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 108)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Er hat tatsächlich Angst vor der Liebe, die man auch „Sünde" nennt. Und er hat mehr als einen Grund dazu. Das ganze Dorf verachtet Maria, weil sie auch einmal als Frau begehrt werden wollte, weil sie glücklich sein wollte. Sollte er versuchen sie erneut glücklich zu machen, wäre ihm und ihr die allgemeine Verachtung sicher.
Und eine zweite Sünde wartet auf ihn, denn wie der Hausierer würde er sie sicher nicht für immer, sondern nur für eine Nacht begehren und damit, vielleicht, - dazu müssten wir Maria fragen -, ein sowieso schon erniedrigtes und beleidigtes Wesen noch mehr erniedrigen.
Aber warum verachtet ein ganzes Dorf eine arme Frau, die nichts anderes versucht hat als einmal im Leben glücklich zu sein ?

„Die Mutter ließ das alles geschehen, saß selbst dabei, nickte mit dem Kopf und billigte diese Roheiten. Die Mutter war damals schon sehr krank und dem Tode nahe (zwei Monate darauf starb sie auch wirklich); sie wußte, daß sie bald sterben werde, wollte sich aber trotzdem bis zu ihrem Tod nicht mit ihrer Tochter versöhnen; sie redete sogar kein Wort mit ihr, jagte sie zum Schlafen auf den Flur hinaus und gab ihr fast nichts zu essen. Sie mußte ihre kranken Füße oft in warmes Wasser stellen; Marie wusch sie ihr alle Tage und versorgte ihre Mutter; aber diese nahm alle Dienstleistungen der Tochter schweigend hin, ohne ihr auch nur ein einziges freundliches Wort zu sagen. Marie ertrug alles, und als ich dann später mit ihr bekannt wurde, nahm ich wahr, daß sie diese Behandlung sogar selbst für gerecht erachtete und sich selbst für das allerschlechteste Geschöpf hielt. Als die Mutter dauernd an das Bett gefesselt war, kamen die alten Frauen des Dorfes der Reihe nach zu ihr, um sie zu pflegen; das ist dort so Sitte. Nun bekam Marie überhaupt nichts mehr zu essen; im Dorf aber jagten alle Leute sie fort, und nicht einmal Arbeit wollte ihr jemand geben. Alle behandelten sie wie eine Verworfene, und die Männer betrachteten sie gar nicht mehr als Weib, solche unflätigen Schimpfworte gebrauchten sie ihr gegenüber. Manchmal, indes nur sehr selten, warfen sie ihr, wenn sie sich sonntags betrunken hatten, des Spaßes halber ein paar Groschen hin, einfach auf die Erde, und Marie hob sie schweigend auf. „
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19655 - 19656
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 108-109)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Franz de Waals erzählt uns in „Der Affe in uns" (S.221-223) folgende

Geschichte:
„Sündenböcke

Der Sieg hat hundert Väter, die Niederlage aber ist eine Waise, sagt man. Die Verantwortung für etwas zu übernehmen, was schiefgegangen ist, zählt nicht zu unseren Stärken. In der Politik betrachten wir Schuldzuweisungen als normal. Da niemand die Schuld gern vor seiner Haustüre hat, tendiert sie zur Wanderschaft. Das ist eine unschöne Weise der Konfliktlösung: statt zu vermitteln, zu versöhnen und zu feiern, werden die Probleme, die an der Spitze entstehen, nach unten durchgereicht.
Jede Gesellschaft hat ihre Sündenböcke, die extremsten Fälle aber beobachtete ich bei neugegründeten Makakengruppen. Bei diesen Tieraffen gibt es strenge Hierarchien, und während die weiter oben auf der Leiter ihre Rangordnung festlegten - was ziemlich unangenehm werden kann -, war für sie nichts einfacher, als sich en masse gegen die Armen am unteren Ende zu wenden. Ein Weibchen namens Black wurde so oft attackiert, daß die Ecke, in die es sich flüchtete, bei uns nur noch "Blacks Corner" hieß. Dort kauerte Black, während der Rest der Gruppe sich um sie scharte, wobei meistens nur gegrunzt und gedroht wurde; manchmal wurde Black aber auch gebissen oder bekam händeweise Haare ausgerissen.
Was den Umgang mit Primaten angeht, hat es meiner Erfahrung nach keinen Zweck, der Versuchung nachzugeben, den Sündenbock aus der Gruppe zu entfernen: schon am nächsten Tag hatte ein anderes Individuum seinen Platz eingenommen. Offensichtlich braucht man ein Auffangbecken für Spannungen. Aber als Black ihr erstes Junges bekam, veränderte sich alles, denn das Alphamännchen schützte den Säugling. Der Rest der Gruppe weitete die Animositäten gegenüber Black auf deren ganze Familie aus, also wurde auch dieses kleine Affenbaby bedroht und angegrunzt, doch dank des Schutzes von höchster Stelle hatte es nichts zu fürchten und war von dem ganzen Theater nur ziemlich irritiert. Black gewöhnte sich bald an, in der Nähe ihres Sohnes zu bleiben, wenn Probleme auftauchten, denn dann wagte niemand, gegen sie handgreiflich zu werden.
Sündenböcke sind so effizient, weil sie ein zweischneidiges Schwert darstellen. Erstens löst ein Sündenbock Spannungen zwischen dominanten Individuen. Einen unschuldigen, harmlosen Außenstehenden zu attackieren ist für sie eindeutig weniger riskant, als sich gegenseitig anzugreifen. Zweitens scharen sich so die Höherrangigen um eine gemeinsame Sache. Während sie dem Sündenbock drohen, binden sie sich aneinander, manchmal umarmen oder besteigen sie sich auch, womit sie zeigen, daß ihre Reihen fest geschlossen sind. Natürlich ist das eine reine Farce: Primaten suchen sich oft Feinde, die kaum Probleme bereiten. Bei einer Gruppe von Tieraffen pflegten alle Mitglieder zum Wasserbassin zu stürmen und ihre eigenen Spiegelbilder zu bedrohen. Im Gegensatz zu Menschen und Menschenaffen erkennen sich Tieraffen in ihren Spiegelbildern nicht wieder, und so hatte diese Gruppe Feinde gefunden, die sich bequemerweise nicht wehrten. Die Schimpansen von Arnheim hatten ein anderes Ventil. Wenn bei ihnen Spannungen bis zum kritischen Punkt eskalierten, begann einer von ihnen in Richtung der Löwen und Geparden im angrenzenden Safaripark zu bellen. Die Großkatzen waren perfekte Feinde. Bald bellte die gesamte Kolonie mit „Wraaa!" aus vollem Hals diese gräßlichen Bestien an, vor denen sie, durch einen Graben, einen Zaun und einen Streifen Wald

getrennt, sicher waren. Die Spannungen waren bald vergessen.
In einer gut etablierten Gruppe gibt es in der Regel kein bestimmtes Individuum, das immer wieder in die Ecke gejagt wird. Vielmehr ist das Fehlen eines Prügelknaben ein sicheres Anzeichen, daß die Hierarchiefragen geklärt sind. Aber die Transposition von Aggressionen, wie Fachleute das nennen, muß nicht notwendigerweise bis zur untersten Stufe der sozialen Leiter fortgesetzt werden. Alpha droht Beta, und der schaut sich sofort nach Gamma um. Dann droht Beta Gamma und schielt gleichzeitig nach Alpha, denn für ihn wäre es ideal, wenn jetzt Alpha für Beta Partei ergriffe. Die Transposition von Aggressionen kann über vier bis fünf Stufen weitergehen, bis sie schließlich im Sand verläuft.
Die Intensität der Aggressionen ist oft gering - ungefähr das Äquivalent von Schimpfworten oder Türen schlagen -, erlaubt den Höherrangigen aber noch immer, Dampf abzulassen. Und alle Gruppenmitglieder wissen, was da vor sich geht: bei den ersten Anzeichen von Spannungen an der Spitze gehen die Untergeordneten in Deckung.
Der Ausdruck „Sündenbock" geht auf das Alte Testament zurück. Bei den Feierlichkeiten am Versöhnungstag wurde zunächst ein Ziegenbock geopfert, ein zweiter aber kam mit dem Leben davon. Auf ihn übertrug man symbolisch alle Sünden des Volkes, und dann schickte man ihn buchstäblich in die Wüste. Auf diese Weise befreiten sich die Menschen von Schuld. Ähnlich nennt das Neue Testament Jesus „das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinweg nimmt" (Johannes 1:29).
Modernen Sündenböcken gibt man die Schuld für etwas, was sie gar nicht zu verantworten haben; sie werden dämonisiert und verfolgt. Das gräßlichste Beispiel der Menschheitsgeschichte dafür lieferte der Holocaust, aber es gibt noch ein ganzes Spektrum weiterer Möglichkeiten, auf Kosten anderer Dampf abzulassen, beispielsweise die Hexenverfolgungen im Mittelalter, Vandalismus durch Fans unterlegener Sportmannschaften und das Verprügeln von Ehefrauen nach Konflikten am Arbeitsplatz. Und die Hauptmerkmale dieses Verhaltens - die Unschuld des Opfers und das Lösen von Spannungen durch Gewalt - sind bei Menschen und anderen Tieren verblüffend ähnlich."

Soweit de Waals.

Es ist eine sehr grausame Welt, diese Welt der Hierarchien und der Hierarchen. In dieser Welt gibt es immer jemand und muss es mit Notwendigkeit immer jemand geben, der am unteren Ende der Leiter steht.
Und dem oder der geht es schlecht, denn die „Schwachen und Kranken müssen zugrunde gehen und man soll ihnen dazu helfen."(Nietzsche,Antichrist).
Man täte den Affen unrecht, wenn man Nietzsche eine Affenmoral unterstellen würde, denn immerhin rettet der Oberaffe in diesem Fall die Situation, in dem er mit dem rangniedrigsten Weibchen schläft. Damit macht er die Letzte zur Frau des Ersten und rettet sie dadurch.

Überhaupt scheinen die Affengruppen ihre Methoden zu haben, diese mörderische Konsequenz von Hierarchien ab zu mildern. Die einfachste Methode dafür ist, dass sich einer von den Ersten schützend vor die Letzten stellt.
Das meint auch der berühmte Satz: „Was ihr getan habt einem der Geringsten, das habt ihr mir getan !". Der Schullehrer und der Pfarrer, als die 2 Dorfintellektuellen in der örtlichen Hierarchie eher „oben" zu Hause, denken gar

nicht daran Maria zu schützen, sondern sie hetzen am Schlimmsten.

Deswegen gibt es für Maria keine Rettung:

„Sie fing schon damals an, Blut zu husten. Schließlich waren ihre Lumpen schon vollständig zu Fetzen geworden, so daß sie sich schämte, sich im Dorf blicken zu lassen; barfuß ging sie schon von ihrer Heimkehr an. Da begann die ganze Kinderschar (es waren über vierzig Schulkinder) sie zu verhöhnen und sogar mit Schmutz nach ihr zu werfen. Sie bat den Hirten, er möchte ihr erlauben, die Kühe zu hüten; aber der Hirt jagte sie weg. Da fing sie an, ohne seine Erlaubnis mit der Herde auf den ganzen Tag auszuziehen. Da sie dem Hirten sehr viel Nutzen brachte und er dies bemerkte, so trieb er sie nun nicht mehr fort und gab ihr sogar manchmal die Überreste seines Mittagessens, Brot und Käse. Er hielt das für eine große Gnade von seiner Seite. Als die Mutter gestorben war, schämte sich der Pastor nicht, Marie in der Kirche vor allem Volk an den Pranger zu stellen. Marie stand, so wie sie war, in ihren Lumpen, am Sarg. Es hatten sich eine Menge Leute eingefunden, um zu sehen, wie sie weinen und hinter dem Sarg hergehen werde; da wandte sich der Pastor (er war noch ein junger Mann, und sein ganzer Ehrgeiz ging darauf, ein großer Prediger zu werden) an alle Anwesenden und zeigte auf Marie. ›Die ist es, die an dem Tod dieser achtenswerten Frau die Schuld trägt‹ (das war unwahr, da die Mutter schon seit zwei Jahren krank gewesen war); ›da steht sie vor euch und wagt nicht aufzublicken, weil Gottes Finger sie gezeichnet hat; da ist sie nun, barfuß und in Lumpen, ein abschreckendes Beispiel für diejenigen, die vom Pfad der Tugend abirren möchten! Und wer ist es? Es ist ihre eigene Tochter!‹, und in dieser Art immer weiter.
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19656 - 19657
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 109-110)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Wenn man sich diesen Prediger in all seiner Arroganz vor Augen führt, kann man nur mit Matthäus antworten:

„ Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft werde im Meer, da es am tiefsten ist."
[Luther-Bibel 1912: Das Matthäusevangelium. Die Luther-Bibel, S. 8514
(vgl. Mt 18, 1-6)
http://www.digitale-bibliothek.de/band29.htm]

„Und denken Sie sich: diese Gemeinheit gefiel fast allen; aber ... nun ereignete sich etwas ganz Besonderes: die Kinder traten für Marie ein; denn zu dieser Zeit waren die Kinder alle schon auf meiner Seite und hatten Marie liebgewonnen. Das war so zugegangen. Ich wollte gern etwas für Marie tun; es war dringend nötig, daß ihr jemand Geld gab; aber Geld hatte ich dort nie auch nur eine Kopeke in meinem Besitz. Ich hatte eine kleine Brillantnadel; die verkaufte ich an einen Trödler, der in den Dörfern herumzog und mit alten Kleidern handelte. Er gab mir dafür acht Franken, obwohl sie gut vierzig wert war. Lange Zeit bemühte ich mich, Marie allein zu treffen; endlich begegneten wir einander außerhalb des Dorfes, an einem Zaun, auf einem Seitenpfad, der in die Berge

führte, bei einem Baum. Dort gab ich ihr die acht Franken und sagte ihr, sie möchte damit sparsam umgehen, da ich nicht mehr hätte; und dann küßte ich sie und sagte, sie solle nicht denken, daß ich irgendwelche unlautere Absicht hätte; ich hätte sie nicht etwa geküßt, weil ich in sie verliebt wäre, sondern weil sie mir sehr leid täte und ich sie gleich von Anfang an durchaus nicht für eine Schuldbeladene, sondern nur für eine Unglückliche gehalten hätte. Ich wollte sie gern gleich bei dieser Begegnung trösten und ihr deutlich machen, daß sie sich gar nicht für soviel schlechter als alle zu halten brauche; aber sie schien das gar nicht zu verstehen. Ich merkte das gleich, obwohl sie fast die ganze Zeit über schwieg und mit niedergeschlagenen Augen vor mir stand und sich furchtbar schämte. Als ich zu Ende war, küßte sie mir die Hand, und ich griff sofort nach der ihrigen und wollte sie ihr küssen; aber sie zog sie schnell weg. In diesem Augenblick erspähten uns auf einmal die Kinder, ein ganzer Schwarm; ich erfuhr später, daß sie mir schon lange nachspioniert hatten. Sie fingen an zu pfeifen, in die Hände zu klatschen und zu lachen; Marie aber lief eiligst davon. Ich wollte zu den Kindern etwas sagen; aber sie warfen nach mir mit Steinen. Noch an demselben Tag erfuhren alle, was vorgefallen war, das ganze Dorf; alle fielen sie wieder über Marie her und wurden ihr noch mehr feind. Ich hörte sogar, daß man vorhatte, sie zu einer Strafe zu verurteilen; indes ging das, Gott sei Dank, noch so vorüber. Aber dafür ließen ihr die Kinder gar keine Ruhe mehr; sie verhöhnten sie noch ärger als vorher und bewarfen sie mit Schmutz; sie jagten ihr nach, und sie floh dann vor ihnen mit ihrer schwachen Brust, ganz außer Atem, und die Kinder schreiend und schimpfend hinter ihr her. Einmal begann ich sogar, mich mit ihnen herumzuschlagen. Dann versuchte ich mit ihnen zu reden und redete zu ihnen jeden Tag, sooft ich nur dazu die Möglichkeit hatte. Manchmal blieben sie stehen und hörten zu, obwohl sie immer noch schimpften. Ich erzählte ihnen, wie unglücklich Marie sei; bald hörten sie denn auch auf zu schimpfen und gingen schweigend fort. Allmählich kam es dazu, daß wir miteinander Gespräche führten; ich verheimlichte ihnen nichts, sondern erzählte ihnen alles. Sie hörten sehr neugierig zu und begannen bald, Marie zu bemitleiden. Einzelne fingen an, wenn sie ihr begegneten, sie freundlich zu grüßen; es ist dort Sitte, wenn man einander begegnet, ob man sich nun kennt oder nicht, sich zu grüßen und guten Tag zu sagen. Ich kann mir vorstellen, wie erstaunt Marie darüber war. Eines Tages verschafften sich zwei kleine Mädchen etwas Essen, trugen es ihr hin, gaben es ihr und kamen dann zu mir, um es mir zu sagen. Sie erzählten mir, Marie habe geweint, und sie hätten sie jetzt sehr lieb. Bald fingen alle an, sie liebzuhaben, und gleichzeitig auf einmal auch mich. Sie kamen nun oft zu mir und baten immer, ich möchte ihnen etwas erzählen; ich muß wohl gut erzählt haben, weil sie mir sehr gern zuhörten. In der Folgezeit lernte und las ich immer nur in der Absicht, es ihnen nachher zu erzählen, und so habe ich ihnen in den ganzen nächsten drei Jahren immer etwas erzählt. Als mir dann alle, auch Schneider, Vorwürfe darüber machten, daß ich mit den Kindern wie mit Erwachsenen spräche und ihnen nichts verheimlichte, antwortete ich ihnen, man müsse sich schämen, den Kindern etwas vorzulügen; sie erführen ja doch alles, wie sehr man es ihnen auch zu verbergen suche, und erführen es vielleicht auf eine häßliche Weise; wenn sie es aber von mir hörten, so sei das nicht der Fall. Ein jeder brauche sich nur an seine eigene Kindheit zu erinnern. Aber sie stimmten mir nicht bei ..."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19658 - 19661 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 110-112)

Hierarchie produziert Gewinner und Verlierer. Und es ist ein grausames Schicksal bei den Verlierern zu sein. Das ist bei Menschen nicht anders als bei Affen. Aber es gibt ein Gegenmittel gegen diese Grausamkeit. Dieses Gegenmittel heisst Liebe, Zuneigung, Vertrauen. Das ist es, was er die Kinder lehrt. Und sie verstehen es. Zwei kleine Mädchen als erste. Das ist wenig überraschend, denn Hierarchiebildung ist schon bei Schimpansen ein sehr männliches Geschäft.
Im übrigen auch ein teures Geschäft, den Schimpansenhorden haben in der Regel einen Frauenüberschuss.
Schimpansenmänner bringen sich gegenseitig um. Ausserdem müssen sie, je höher sie steigen, je mehr befürchten tief zu fallen. Das strengt an, das produziert jede Menge Stress und deswegen werden Schimpansenmänner nicht so alt wie Schimpansenfrauen.
Die Gegenwelt dazu finden wir bei den Bonobos mit ihrem Matriarchat und ihrem Grundsatz sich im Zweifel lieber einmal mehr zu lieben als zu erschlagen.
Aber hören wir dazu wieder Franz de Waals:
„Bei denen, die mit Bonobos arbeiten, haben sich das Schockiertsein und die Ungläubigkeit der Anfangsjahre abgenutzt. Wir haben uns an die auf dem Kopf stehende Geschlechterordnung so sehr gewöhnt, daß wir uns noch nicht einmal vorstellen würden, es könnte sich anders verhalten. Es kommt uns ganz natürlich vor.
Die Skeptiker schaffen es offensichtlich nicht, sich davon freizumachen, wie es bei unserer eigenen Spezies zugeht. Während der Lesereise für mein Buch *Bonobos: Die zärtlichen Menschenaffen* war der Höhepunkt - oder vielleicht der Tiefpunkt - eine Frage, die ein höchst angesehener deutscher Biologieprofessor stellte. Nach meinem Vortrag stand er auf und bellte in fast anklagendem Ton: „Was ist mit diesen Männchen nicht in Ordnung?!" Das weibliche Dominanzverhalten schockierte ihn. Ich bin umgekehrt schon immer der Ansicht, daß sich Bonobomänner angesichts der reichlichen sexuellen Aktivitat der Bonobos und des niedrigen Aggressionsniveaus eigentlich nicht viel beklagen können. Man sollte meinen, daß sie weniger Streß haben als ihre Menschen- und Schimpansenvettern. Meine Antwort an den Professor - daß es den Bonobomännern anscheinend ganz gut gehe - schien ihn jedoch nicht zu befriedigen. Dieser Menschenaffe erschüttert unsere Überzeugungen hinsichtlich unserer Herkunft und unseres Verhaltens in den Grundfesten.
Was ist also so gut daran, ein Bonobomann zu sein? Zum einen ist das Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Individuen bei wildlebenden Bonobos fast eins zu eins. Ihre Gesellschaft setzt sich aus gleich vielen Angehörigen beider Geschlechter zusammen, wohingegen Schimpansengesellschaften oftmals doppelt so viele Frauen wie Männer aufweisen. Da beide Arten bei der Geburt ein Geschlechterverhältnis von eins zu eins haben und da es außerhalb der Gruppen keine umherziehenden männlichen Einzelgänger gibt, muß die Sterblichkeit unter Schimpansenmänner außerordentlich hoch sein. Das überrascht kaum, wenn man bedenkt, wieviel Krieg zwischen konkurrierenden Gemeinschaften dieser Spezies geführt wird und wieviel Verletzungen und Streß aus den ständigen Machtkämpfen resultieren. Unter dem Strich kommt heraus, daß Bonobomänner länger und gesünder leben als ihre Macho-Vettern.
Eine Weile hatte man angenommen, Bonobos hätten eine Familienstruktur wie wir: Erwachsene Männer, so fand man, unterhielten stabile Bindungen zu

bestimmten Bonobofrauen. Endlich ein Menschenaffe, der uns die Ursprünge der Monogamie erhellt, glaubten wir. Doch dann erfuhren wir dank der gründlichen Feldforschung von Kano und anderen, daß dies in Wirklichkeit Bindungen zwischen Müttern und Söhnen waren. Ein erwachsener Bonobomann folgt seiner Mutter durch den Wald und profitiert von ihrer Zuwendung und ihrem Schutz - vor allem wenn sie einen hohen Status hat. Faktisch ist die Hierarchie der Bonobomänner eine matriarchalische. Statt unter ihresgleichen ständig wechselnde Koalitionen zu bilden. wetteifern sie an den Schürzenzipfeln ihrer Mütter um Positionen.
Ein typisches Beispiel dafür ist Kame, ein wildes Alphaweibchen, die nicht weniger als drei erwachsene Söhne hatte, von denen der älteste das Alphamännchen war. Als Kame im Alter schwächer wurde, zögerte sie, ihre Kinder zu verteidigen. Der Sohn des Betaweibchens muß das gemerkt haben, denn er begann Karnes Söhne herauszufordern. Seine eigene Mutter unterstützte ihn dabei und schreckte nicht davor zurück, in diesem Rahmen auch das Alphamännchen zu attackieren. Die Reibereien eskalierten, bis die beiden Mütter sich schlugen und auf dem Boden herumwälzten, wobei das Betaweibchen Kame niederrang. Von dieser Erniedrigung erholte sich Kame nie wieder, und bald fielen ihre Söhne auf mittlere Ränge zurück. Nach Karnes Tod wurden sie ganz an den Rand verdrängt, und die Söhne des neuen Alphaweibchens nahmen die Spitzenpositionen ein.
Hätte es sich um Schimpansen gehandelt, hätten Karnes Söhne sich zusammen geschlossen, um ihre Positionen zu verteidigen.Bei Bonobos jedoch sind männliche Allianzen nur schwach ausgebildet, und genau das erlaubt es den Bonobofrauen, sich so stark durchzusetzen. Auch wenn sie selten sind, straft die Beobachtung solcher Machtkämpfe die Vorstellung Lügen, daß die Bonobogesellschaft durch und durch egalitär sei. Spannungen gibt es durchaus, die Männer konkurrieren stark miteinander, und auch bei den Frauen kommt das vor. Ein hoher Rang scheint sich in erheblichem Maß auszuzahlen. Weil die Bonobofrauen ihnen gegenüber toleranter sind, finden Männer an der Spitze leichter Zugang zu Nahrungsmitteln, und sie haben auch mehr Sexualpartnerinnen. Das heißt, wenn es einer Mutter gelingt, einen Sohn in die höheren Ränge zu bringen, dann fördert sie ihre Nachkommenschaft mittels der Enkel, die er zeugt. Die Bonobos verstehen diesen Zusammenhang natürlich nicht, aber die natürliche Auslese muß Mütter gefördert haben, die das Statusstreben ihrer Söhne aktiv unterstützten.
Bedeutet das, daß die Bonobogesellschaft im Grunde eine umgekehrte Schimpansengesellschaft ist? Kaum. Meiner Ansicht nach ist der Schimpanse weit eher ein zoon politikon (politisches Tier).
Das hat mit der Art und Weise zu tun, wie Koalitionen gebildet werden, und auch mit der Andersartigkeit der weiblichen Hierarchie. Sowohl bei den beiden Menschenaffenarten als auch bei Menschen wird die weibliche Hierarchie weniger angefochten und muß daher auch nicht so stark durchgesetzt werden. Frauen denken, wenn es um sie selbst geht, weniger in Hierarchien, und ihre Beziehungen sind nie so förmlich wie die zwischen Männern.
Zweifellos aber gibt es Frauen, die mehr Respekt erheischen als andere. Es Kommt weit häufiger vor, daß ältere Frauen jüngere dominieren als umgekehrt. Innerhalb derselben sozialen Schicht scheinen ältere Frauen das Sagen zu haben. Traditionellerweise üben Frauen ihren größten Einfluß im Rahmen der Familie aus, wo sie sich nicht an die Spitze kämpfen, bluffen oder renommieren

müssen. Dorthin gelangen sie einfach mit dem Älterwerden. Persönlichkeit, Bildung und Familiengröße sind sicherlich wichtige Faktoren, und es gibt viele subtile Formen, wie Frauen miteinander konkurrieren können, aber wenn sonst sämtliche Bedingungen gleich sind, ist das Alter schon die halbe Miete, wenn es um die Position einer Frau unter anderen Frauen geht.
Auf Menschenaffen trifft dasselbe zu. In freier Wildbahn halten die älteren Frauen die jüngeren, die frisch von außen zur Gruppe stoßen, unter der Knute. Mit der Pubertät verlassen die weiblichen Individuen ihre Gemeinschaft und schließen sich einer anderen an. Schimpansinnen müssen sich auf dem Territorium ihrer neuen Gruppe selbst einen Platz erobern, und das oft in Konkurrenz zu den schon dazugehörigen Schimpansinnen. Junge Bonobofrauen mit ihren engeren weiblichen Bindungen suchen sich eine „Sponsorin" unter den dazugehörigen, groomen sie und haben Sex mit ihr, woraufhin die ältere die jüngere unter ihre Fittiche nimmt und sie beschützt. Im Lauf der Zeit wird die junge Bonobofrau selbst zur Sponsorin neuer Zuwandererinnen, und so schließt sich der Kreis. Auch dieses System tendiert zum Senioritatsprinzip. Selbst wenn weibliche Hierarchien nicht perfekt nach dem Alter gestaffelt sind, erklärt sich daraus doch ein gutes Stück weit ihre Sozialordnung.
Dominanzkämpfe zwischen weiblichen Menschenaffen sind weit seltener als zwischen männlichen. Und wenn es dazu kommt, spielen sie sich immer unter weiblichen Individuen derselben Altersstufe ab. In einer Gruppe, der über dreißig Jahre alte Frauen angehören, wird man niemals eine zwanzigjährige an der Spitze finden. Das hat nichts mit physischer Stärke zu tun - die ist bei einer Zwanzigjährigen am größten -, vielmehr scheint es jüngeren Frauen völlig an der Willenskraft zu fehlen, eine der erfahrenen, abgebrühten älteren Damen herauszufordern. Ich kenne Alphaweibchen, deren Position über Jahrzehnte nicht angetastet wurde. Natürlich gibt es eine Obergrenze, wie lange sich eine Menschenaffenfrau an der Macht halten kann, die sowohl von ihrer körperlichen als auch von ihrer geistigen Gesundheit abhängt, aber Frauen erreichen diesen Punkt erst Jahrzehnte nach den Männern.
Wie ältere Frauen die jüngeren in ihre Schranken verweisen, ist faszinierend, denn die meiste Zeit geschieht das ohne offene Aggression. Da die Jüngeren, deren eigene Mutter nicht mehr zugegen sind, die Älteren als Mutterfiguren betrachten, müssen letztere, um ein Signal zu setzen, nichts weiter tun, als ein Vorspiel abzulehnen, nichts von ihrem Fressen abzugeben oder bei einem Groomversuch sich umzudrehen und wegzugehen. Die ältere Frau zieht die emotionalen Daumenschrauben an. Vielleicht kriegt die jüngere dann einen Wutanfall, aber die ältere betrachtet das Schauspiel ungerührt: So etwas hat sie schon öfter gesehen. Die Gründe für eine Abfuhr sind oft minimal. Auch Stunden nachdem die Jüngere einen Nachkommen der Älteren gezwickt, sich ein Stück Nahrung genommen hat, das die Ältere haben wollte, oder nicht vom Alphamännchen gewichen ist, als die Ältere ihn groomen wollte, wird die Jüngere möglicherweise noch zurückgewiesen. Für menschliche Beobachter jedenfalls sind die weiblichen Interaktionen ganz eindeutig schwerer mitzuverfolgen als die direkten Konfrontationen unter den Männern.
Da männliche Dominanz auf Kampfkraft und Unterstützung durch Freunde basiert, wirkt sich das Alter ganz anders auf männliche Hierarchien aus. Älter zu werden ist für männliche Wesen niemals von Vorteil. „
(Franz de Waals „Der Affe in uns" (S.93-97))
Soweit de Waals.

Wenn Liebe und Hierarchiebildung die beiden hauptsächlich Verfahren sind, um bei sozialen Tieren einen selbstmörderischen Kampf aller gegen alle zu verhindern, dann zeigen die Bonobos, dass Liebe durchaus das überlegene Prinzip sein kann. Dass dadurch das weibliche Geschlecht auch dominant wird, ist für die Männer nicht von Nachteil. Sie führen ein besseres Leben als Schimpansenmänner.

Zugleich ist es ziemlich merkwürdig, dass nach den Moralmasstäben des 19. und des 20. Jahrhunderts das Verhalten der Bonobos als höchst unmoralisch zu gelten hätte, während kriegsführende Schimpansen sehr gut zu den kriegführenden Staaten und den Krieg verherrlichenden Philosophen jener Zeit passen.

Selbst de Waals spricht noch von „Schockiertsein" in Bezug auf die Bonobos, so als wäre die Existenz von Heimtücke, Mord und Totschlag bei den Schimpansen nicht wesentlich schockierender als das fröhliche Ducheinandervögeln der Bonobos.

Myschkin scheint auch deswegen Irritationen bei der Dorfobrigkeit und selbst bei Schneider aus zu lösen, weil er mit den Kindern „ wie mit Erwachsenen spräche und ihnen nichts verheimlichte". Es ist ein seltsames Moralempfinden, das sich regt, wenn ein Idiot, wie Myschkin, den Kindern erklärt, dass Liebe auch eine körperliche Seite hat, - er, der doch mit seinem eigenen Körper genügend Probleme hat - , während es stumm bleibt, wenn eine Frau zu Tode gehetzt wird. Ja es ist sogar noch schlimmer: Der gewissermassen amtliche Vertreter von Gewissen und Moral, der Pastor hetzt noch in absolut demagogischer Weise. Und Myschkin gelingt es dagegen eine Art Kinderaufstand zu organisieren.
So wie in New York manche Samenbomben in Brachgründstücke werfen, damit dort Parks entstehen, verbreitet er die Botschaft, dass Liebe, Zuneigung und Verständnis die richtigen Gegenmittel sind gegen diese Gewinner/Verlierer-Welt. Es ist eine sanfte Revolution, die er anzettelt. Es ist eine Revolution der Liebe, und das, wo er sich doch andererseits vor der Liebe fürchtet.

„ Daß ich Marie geküßt hatte, war zwei Wochen vor dem Tod ihrer Mutter gewesen, und als der Pastor jene Leichenrede hielt, waren schon alle Kinder auf meiner Seite. Ich erzählte ihnen sofort wieder, wie sich der Pastor benommen hatte, und sagte ihnen, wie ich darüber urteilte; alle waren sie über ihn empört, einige so sehr, daß sie ihm die Fenster einwarfen. Dies verbot ich ihnen, weil das nicht mehr recht war; aber im Dorf hatten alle sofort alles erfahren und beschuldigten mich nun, ich verdürbe die Kinder. Dann erfuhren alle auch, daß die Kinder Marie lieb hatten, und bekamen darüber einen gewaltigen Schreck; Marie jedoch fühlte sich schon ganz glücklich. Man verbot den Kindern, mit ihr zusammenzukommen; aber sie liefen heimlich zu ihr, nach dem ziemlich weit (fast eine halbe Werst) vom Dorf entfernten Weideplatz der Herde; sie brachten ihr dies und das zum Essen mit, manche aber liefen auch einfach hin, um sie zu umarmen, zu küssen und ihr zu sagen: ›Je vous aime, Marie!‹, und dann Hals über Kopf wieder zurückzurennen. Marie verlor infolge dieses unerwarteten Glücks fast ihren Verstand; so etwas hätte sie sich nie träumen lassen; sie schämte sich und freute sich zugleich. Besondere Freude machte es den zu ihr

hinlaufenden Kindern und namentlich den kleinen Mädchen, ihr mitzuteilen, daß ich sie, Marie, liebte und sehr viel mit ihnen von ihr spräche. Sie berichteten ihr, daß ich ihnen alles erzählt hätte und daß sie sie jetzt sehr lieb hätten und bemitleideten und ihr immer treu bleiben würden. Dann kamen sie zu mir gelaufen und erzählten mir mit Gesichtchen, die von freudigem Eifer strahlten, sie hätten soeben mit Marie gesprochen, und sie lasse mich grüßen. Abends ging ich oft nach dem Wasserfall; dort befand sich ein nach dem Dorf zu ganz verdeckter Platz, um den herum Pappeln standen; da versammelten sich die Kinder abends um mich; manche liefen sogar heimlich aus dem Dorf weg. Ich glaube, ihr ganz besonderes Entzücken war meine Liebe zu Marie, und dies war während meines ganzen dortigen Aufenthalts der einzige Punkt, in dem ich sie täuschte. Ich ließ ihnen ihren Glauben, daß ich Marie liebte, das heißt, in sie verliebt sei, und sagte ihnen nicht, daß ich sie in Wirklichkeit nur sehr bemitleidete; ich sah an allem, daß es ihnen besser so gefiel, wie sie sich das selbst ausgedacht und unter sich zurechtgelegt hatten, und darum schwieg ich und tat, als hätten sie es erraten. Und wie feinfühlig und zärtlich waren diese kleinen Herzen: unter anderm meinten sie, das dürfe doch nicht sein, daß ihr guter Léon Marie so liebe und diese Marie so schlecht gekleidet sei und keine Schuhe habe. Denken Sie sich, sie beschafften ihr Schuhe und Strümpfe und Wäsche und sogar einige Kleidungsstücke; auf welche kluge Weise sie das zustande brachten, ist mir unbegreiflich; der ganze Schwarm wirkte dabei zusammen. Wenn ich sie darüber befragte, lachten sie nur lustig, und die kleinen Mädchen klatschten in die Hände und küßten mich. Manchmal ging auch ich heimlich zu Marie hin. Sie war schon sehr krank und konnte kaum noch gehen; schließlich war es ihr gar nicht mehr möglich, dem Hirten irgendwelche Dienste zu leisten; aber sie zog doch jeden Morgen mit der Herde aus. Sie setzte sich abseits hin; es war da an einem abschüssigen, beinah senkrechten Felsen ein Vorsprung; dort setzte sie sich im innersten Winkel, wo niemand sie sehen konnte, auf einen Stein und saß da fast regungslos den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zu der Stunde, wo die Herde heimging. Sie war infolge der Schwindsucht schon so schwach, daß sie meist mit geschlossenen Augen, den Kopf gegen den Felsen gelehnt, dasaß und, mühsam atmend, halb schlummerte; ihr Gesicht war so mager geworden wie bei einem Skelett, und an Stirn und Schläfen trat ihr der Schweiß heraus. In diesem Zustand fand ich sie immer vor. Ich kam stets nur auf einen Augenblick und wünschte auch nicht, von den Leuten gesehen zu werden. Sobald ich mich zeigte, fuhr Marie sofort zusammen, öffnete die Augen und stürzte auf mich zu, um mir die Hände zu küssen. Ich entzog sie ihr nicht mehr, weil ihr dies eine Wonne war; die ganze Zeit über, während ich bei ihr saß, zitterte und weinte sie; einige Male versuchte sie allerdings auch zu reden; aber es war schwer, sie zu verstehen. Vor Aufregung und Entzücken war sie wie von Sinnen. Mitunter kamen auch die Kinder mit mir; sie stellten sich dann gewöhnlich in der Nähe auf und bewachten uns vor irgend etwas und vor irgend jemand; das war für sie ein ganz besonderes Vergnügen. Wenn wir fortgingen, blieb Marie wieder allein, regungslos wie vorher, mit geschlossenen Augen, den Kopf an den Felsen gelehnt; vielleicht träumte sie von irgend etwas. Eines Tages war sie am Morgen nicht mehr imstande, zu der Herde hinauszugehen, und blieb in ihrem öden Haus. Die Kinder erfuhren es sogleich und kamen an diesem Tag fast alle zu ihr gelaufen, um sie zu besuchen; sie lag mutterseelenallein auf ihrem Bett. Zwei Tage lang waren es nur die Kinder, die sie pflegten, indem sie abwechselnd hinkamen; aber als dann

im Dorf bekannt wurde, daß Marie wirklich schon im Sterben liege, stellten sich auch die alten Frauen aus dem Dorf bei ihr ein, saßen an ihrem Lager und versorgten sie. Es schien, daß man im Dorf mit Marie Mitleid zu fühlen begann; wenigstens hielt man die Kinder nicht mehr zurück und schalt sie nicht mehr wie früher. Marie lag die ganze Zeit im Halbschlummer, der aber infolge des furchtbaren Hustens sehr unruhig war. Die Kinder wurden von den alten Frauen fortgejagt, kamen aber doch ans Fenster gelaufen, manchmal nur auf einen Augenblick, nur um zu sagen: ›Bonjour, notre bonne Marie!‹ Sowie diese sie aber sah oder hörte, kehrte ihr die Lebenskraft zurück, und sie versuchte mit Anstrengung, ohne auf die alten Frauen zu hören, sich aufzurichten und auf den Ellbogen zu stützen, nickte den Kindern zu und dankte ihnen. Sie brachten ihr wie früher mitunter ein paar gute Bissen mit; aber sie aß fast gar nichts mehr. Ich versichere Ihnen, dank den Kindern ist sie beinah glücklich gestorben. Die Kinder machten, daß sie ihr schweres Leid vergaß; sie hatte das Gefühl, daß sie von ihnen Vergebung empfangen habe; denn sie hielt sich bis zu ihrem Lebensende für eine große Sünderin. Die Kinder schlugen gleichsam wie kleine Vögel mit den Flügelchen an das Fenster der Kranken und riefen ihr jeden Morgen zu: ›Nous t'aimons, Marie.‹ Sie starb sehr bald. Ich hatte geglaubt, sie würde weit länger leben. Am Tag vor ihrem Tod kam ich vor Sonnenuntergang zu ihr; sie schien mich zu erkennen, und ich drückte ihr zum letzten Mal die Hand; ach, wie ausgetrocknet war diese Hand! Und am folgenden Morgen kam unerwartet jemand zu mir und sagte mir, daß Marie gestorben sei.
Nun ließen sich die Kinder nicht zurückhalten: sie schmückten ihren Sarg reich mit Blumen und setzten ihr einen Kranz auf den Kopf. Der Pastor schmähte in der Kirche die Tote nicht mehr; die wenigen Menschen, die sich zur Beerdigung eingefunden hatten, waren nur aus Neugier gekommen; aber als der Sarg weggetragen werden sollte, da stürzten die Kinder alle mit einem mal herbei, um ihn selbst zu tragen. Da dazu ihre Kraft nicht ausreichte, so halfen einige von ihnen wenigstens nach Möglichkeit, und die übrigen liefen hinter dem Sarg her, und alle weinten. Maries Grab ist seitdem von den Kindern beständig schön in Ordnung gehalten worden: sie schmücken es jedes Jahr mit Blumen und haben ringsherum Rosensträucher gepflanzt."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19661 - 19665
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 112 - 115)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Nach dem Tod Marias endet die vorübergehende Schonzeit für Myschkin und die Kinder. Die Dorfobrigkeit fühlt sich herausgefordert:

„Aber von dieser Beerdigung an begann mich das ganze Dorf um der Kinder willen zu befehden. Die Hauptanstifter waren der Pastor und der Schullehrer. Den Kindern wurde jeder Verkehr mit mir streng verboten, und Schneider verpflichtete sich sogar, darüber zu wachen. Wir kamen aber doch zusammen und verständigten uns von weitem durch Zeichen; auch schickten sie mir kleine Briefchen. In der folgenden Zeit schob sich das alles wieder zurecht; aber damals fühlten wir uns ganz wohl dabei, und ich war den Kindern durch diese Verfolgung sogar noch nähergerückt."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19666
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 115-116)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

„Schneider aber disputierte mit mir viel über meine verderbliche ›Methode‹, mit den Kindern umzugehen. Aber von einer wirklichen ›Methode‹ war bei mir ja gar nicht die Rede! Zuletzt (es war schon kurz vor meiner Abreise) sprach Schneider mir gegenüber einen recht seltsamen Gedanken aus: er sagte zu mir, er habe jetzt die sichere Überzeugung gewonnen, daß ich selbst ein vollständiges Kind sei; ich hätte nur an Wuchs und Gesicht Ähnlichkeit mit einem Erwachsenen; aber was die Entwicklung der Seele, des Charakters und vielleicht auch des Verstandes anlange, sei ich kein Erwachsener, und ich würde so bleiben, auch wenn ich sechzig Jahre alt würde. Ich lachte darüber herzlich; er hat natürlich unrecht; denn ich bin ja doch kein kleines Kind! Eines ist allerdings daran wahr, nur eines: ich bin wirklich nicht gern mit Erwachsenen, mit Großen zusammen (ich habe das schon längst an mir beobachtet); ich bin nicht gern mit ihnen zusammen, weil ich sie nicht verstehe. Was sie auch mit mir sprechen und wie gut sie auch gegen mich sein mögen, ich fühle mich doch stets in ihrer Gesellschaft bedrückt und bin heilfroh, wenn ich so bald wie möglich zu meinen Kameraden gehen kann, und meine Kameraden waren immer die Kinder, aber nicht, weil ich selbst ein Kind war, sondern weil es mich einfach zu den Kindern hinzog. „
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19667
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 116-117)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Den „seltsamen" Gedanken von Schneider hat sich später Tellenbach zu eigen gemacht.
In der Tat fehlt auch Kindern oft der Respekt vor Hierarchien und Hierarchen und vieles was uns unter dem Motto „Kindermund tut Wahrheit kund" amüsiert, ist oft ein aus Unwissenheit geschehener Regelverstoss, der allerdings meist eher die Regeln als die Kinder der Lächerlichkeit preisgibt.
Myschkin dagegen hat ein prinzipielles Problem mit der erwachsenen Ordnung. Nicht weil er ein Kind geblieben ist, sondern weil sie gegen seine Natur ist.

Die „epileptische Kanaille" lässt grüssen !

Natürlich ist Schneiders Theorie auch ein Versuch seinen Patienten zu schützen. Gerade weil Myschkin das Bewußtsein für die Bedeutung einer hierarchischen Ordnung fehlt, fehlt ihm auch jedes Bewußtsein für die Gefahr, in die er sich begibt, wenn er diese Ordnung in Frage stellt. Hier ähnelt er tatsächlich einem Kind.

Es ist auch nicht so, dass er jede Art von Hierarchie ablehnt. Wenn Feuerwehrleute Brände löschen, dann benötigen sie eine klare Kommando-struktur, bei der in jedem Moment klar ist, wer die Verantwortung trägt und wer die Entscheidung trifft. Das schliesst selbstverständlich auch die Eigenver-antwortlichkeit jedes Feuerwehrmanns mit ein. Denn, wenn ein Balken vom Dach zu stürzen droht, muss man rennen und kommt mit Sprüchen, wie „auf jedem Schiff das dampft und segelt, gibt's einen, der die Sache regelt und der bin ich." (Westerwelle) nicht weiter.
Vor allem da auf dem Grund des Meeres viele Schiffe liegen, die von solchen Kapitänen gesteuert wurden.
Andererseits kann man gegen ein Feuer nicht erfolgreich koordiniert vorgehen,

wenn niemand da ist, der koordiniert und wenn der nicht das letzte Wort hat.

Unser Myschkin wird sich am besten von jedem Feuer und jeder Feuerwehr fern halten und zwar einfach deswegen, weil er im Falle eines Falles zu lange braucht, bis er begreift, dass er rennen muss. Er wäre deswegen eine Gefahr für sich und andere.

Wenn wir uns nun vorstellen, dass der Brand gelöscht ist, dann kommt vielleicht der Bürgermeister mit seinen Beigeordneten vorbei, um sich ein „Bild von der Lage" zu machen. Die bringen auch eine Hierarchie mit, die in der Regel auch mehrere städtische Beamte und einen grossen oder kleinen Tross Pressevertreter einschliessen.
Diese Hierarchie ist aber im Gegensatz zu der Hierarchie der Feuerwehrleute während des Einsatzes in diesem Moment und in dieser Situation vollkommen überflüssig. Im Gegenteil: Es spart Zeit und Informationsverluste, wenn die Feuerwehrleitung diese Leute gleichzeitig und gleichberechtigt informiert.
Allerdings wird in der Mehrzahl der Fälle ein Bürgermeister beleidigt sein, wenn er nicht die ersten Fragen stellt und beantwortet bekommt und ein städtischer Beamter wird klug genug sein, mit seinen Fragen zu warten, bis der Bürgermeister fertig ist. Pressevertreter werden sich vordrängen.
Bei Myschkins und aller Idioten Problem mit Hierarchien muss demnach unterschieden werden, zwischen der aus der Sache heraus notwendigen Hierarchie, z.B. um schnell und koordiniert zu reagieren. Hier braucht er zu lange, bis sein Verstand begriffen hat, was ihm eigentlich sein Instinkt sagen müsste. Aber sein Verstand wird die Notwendigkeit einer hierarchischen Ordnung in diesem Zusammenhang nie in Frage stellen. Nur kann er sich trotzdem nicht richtig einfügen, weil er gar nicht so schnell mitkommt.
Im „Bürgermeister-Fall" fehlt ihm jeglicher Instinkt für die tatsächlich vorhandene hierarchische Ordnung und sein Verstand sagt ihm, dass eine Hierarchie überflüssig ist.
Dadurch wird er zum „geborenen Feind" solcher Ordnungen.
Das aber kann gefährlich sein.

2. Von Wölfen, Pavianen, Schimpansen, Bonobos und der Frage der Moral

Dass der Mensch dem Menschen ein Wolf sei, ist ein altehrwürdiger Spruch, der allerdings die Wölfe mit ihrem hochentwickelten Sozialleben beleidigt.

Überhaupt hat Hobbes unrecht, wenn er meint, erst der Staat habe den Krieg aller gegen alle durch sein Gewaltmonopol aufgehoben und unterdrückt.

Das Problem stellt sich schon viel früher und muss dementsprechend auch gelöst werden.

Wenn z.B. unter den Angehörigen einer Tierart der Kampf um Ressourcen grundsätzlich immer bis zum Letzten ginge, ginge diese Art schnell unter.

Schon im Tierreich ist es deswegen wichtig, dass solche Konflikte eingedämmt werden.

Ein Mittel dazu ist die Revierbildung. Die Kehrseite davon sind Revierkämpfe. Trotzdem garantiert die Revierabgrenzung einen gewissen Frieden, vor allem wenn die Kämpfe ritualisiert und damit gezähmt werden.

Möglicherweise setzt Gruppenbildung dann ein, wenn zu wenig abgrenzbare Reviere da sind. Die Jungtiere bleiben dann bei der Mutter.

Nun müssen die Konflikte innerhalb der Gruppe geregelt werden.

Dazu gibt es grundsätzlich zwei Wege: Aus Revierkämpfen werden Rangordnungskämpfe. Oder aber die Mutter behält ihre Autorität über das eigentliche Kindesalter hinaus. Genauso wie die Geschwisterliebe über das Kindesalter hinaus lebendig bleibt.

Beide Wege werden gegangen. Und es gibt jede Menge Mischungen und Abstufungen dazwischen.

So entwickelt sich Sozialleben zwischen den Polen Unterordnung unter den Stärkeren und/oder Weiterentwicklung der ursprünglichen Bindungen an die Mutter und die Geschwister.

Vom Vater ist hier zunächst nicht die Rede, denn Väter neigen oft dazu die Jungen zu fressen. Jeder Katzenbesitzer weiss, dass die Kätzin ihre Jungen nicht nur vor den Menschen versteckt.

Wenn die Männer aber ihr Leben lang Brüder bleiben, bevor sie zu Vätern werden, ändern sich die Verhältnisse und aus Vätern können mit der Zeit auch liebevolle Väter werden.

Ich würde mich überschätzen, würde ich hier ein komplettes Bild der Sozialentwicklung von Säugetieren versuchen, aber ich glaube und behaupte, dass diese 2 Grundtendenzen, die sich durchaus in den Haaren liegen, prägend sind.

Dass diese beiden Tendenzen zugleich auch mit der Geschlechterpolarität verknüpft sind, macht die Sache noch verwickelter.

Damit sind wir aber weder erst durch Kultur zu zähmende Totschläger des eigenen Vaters, wie Freud meinte, noch startet unser Menschsein in einer Gesellschaft Gleicher und Gleichberechtiger, wie man z.B. bei Engels lesen kann.

Das heisst nicht, dass Engels und Freud Unrecht haben. Ja, es kann den Vater-Tyrannen, den die Brüder ermorden, gegeben haben. Und zwar nicht erst bei den Menschen, schon bei den Schimpansen.

Und ja: Es gibt diese fröhliche und gleiche, der sexuellen Lust zugewandte „urkommunistische" Gesellschaft schon bei den Affen, den Bonobos.

Welche Konsequenzen hat das für uns und unser soziales und politisches Leben ?

Zunächst diese, dass wir von Natur aus über ein sehr breites Spektrum von Möglichkeiten verfügen. Die tatsächliche Breite dieses Spektrums wird uns von unseren tierischen Verwandten aufgezeigt.

Gut und Böse ist gleichermassen Teil unserer Natur.

Die Frage, was das denn sein soll: „Gut" und „Böse" lässt sich am leichtesten Beantworten, wenn wir uns klar machen, dass wir (d.h. der lebendige Teil der Welt, die Biosphäre) in Bezug auf diese Erde nichts weiter sind, als die Schale eines Apfels. Und dieser Apfel selbst ist ziemlich einsam im All.

D.h. Leben ist etwa sehr seltenes und kostbares. „Gut" in diesem Sinn ist daher alles, was das Leben stärkt. Nicht nur unser eigenes, sondern diese dünne Schale insgesamt. „Schlecht" oder „Böse" ist demnach alles was das Leben zerstört.

Nach seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik hat Bloch seine „Tübinger Einleitung in die Philosophie" verfasst. Sie ist auch eine Absage an die „Panlogiker", d.h. an die Heilsgewissheit Hegels und vieler Marxisten. Die Ironie dabei ist, dass Bloch selbst einer der grössten und hartnäckigsten Panlogiker war. D.h. es ist auch eine Selbstkritik mit einem lauten „Dennoch", denn wer so fest an das Gelingen glaubt, lässt sich durch die Möglichkeit des Scheiterns nicht schrecken.

Die räumlich Nähe Heideggers bringt es wohl mit sich, dass es sehr Ontologisch zugeht, mit lauter Nicht, Nichts, Daß und Was, die wunderbarer Weise Arme und Beine haben und natürlich Münder:

„Auf diese Art erscheint bei Hegel allerdings Negativität durchaus als eine wie durch sich selbst dialektisch eingemeindete, ja als der wesentliche Sauerteig, der den Prozeß zum Aufgehen bringt. Die Negativität ersetzt so die Intensität und Dynamik, die dem reinen Äther der in sich weilenden Idee ja keineswegs zukommen; die dialektische Negation wird dergestalt in Hegels Philosophie zum Erregenden schlechthin, zum Gegengift nicht nur der Stockung. auch der faden Zufriedenheit. Das ist das Große an Hegel, daß er das Negative auch begrifflich nicht ausläßt: „Nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und von der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes" (Phänomenologie, Vorrede). Dergestalt daß Dialektisches als überall fruchtbare Entzweiung erscheint, daß es die Sphäre der zerstörenden Differenz überall produktiv bewohnt, als Vernichtung des Vergehenswerten im Schoß des Vergehenswerten selber." (Bloch, S.290)

Das Negative, die Zerstörung ist hier das gemahlene Korn, das erst zu Mehl zerstoßen wird um dann als Teig zu fermentieren und uns als Brot satt zu machen. Dieser Tod ist gleichzeitig der Garant des Lebens.

Wird das Samenkorn nicht zum Mehl, wird es zur neuen Pflanze, muss aber auch auf diesem Weg als Samenkorn sterben.

Der Tod, der hier beschrieben wird, ist die Nacht, die auf den Tag folgt und dem nächsten Tag voraus geht.

„Jedoch: es wird durch die so behauptete vollkommene Vermittlung des Negativum innerhalb des dialektischen Prozesses, dem Nichts zugleich seine Furchtbarkeit hinweggenommen, das ist jene wie immer schneidende Unvermitteltheit (Disparatheit), von der die älteren Denker des Nichts betroffen waren. Diese Unvermitteltheit beruht gewiß großenteils auf bloßen fixen Reflexionsbestimmungen des Verstands, wie von Hegel angegeben, ist jedoch dadurch nicht erschöpft. Sie lief und läuft in größerer Breite, als panlogistische Dialektik erfassen kann, noch unter und neben dem positiv funktionierenden

Negativum her. Eben: es gibt durchaus Saatkorn, das stirbt und keine Fracht bringt. nämlich als zertretenes, ohne irgendeine positive Negation dieser Negation wirklich, gar notwendig danach." (Bloch, S.290).

Wenn eine Riesenwelle nach einem Erdbeben Tod und Zerstörung bringt, gibt es keinen wie immer gearteten „Sinn" in solchem Tod.

Es ist gewissermassen die reine Nacht, der unversöhnte Tod, die pure Vernichtung.

„Hegel selber gibt derart „unaufgelösten Widerspruch" zu: die ganze Natur erscheint ihm als einer; und in der Geschichte rechnet auch er den Peloponnesischen Krieg, den Dreißigjährigen Krieg, die indische Witwenverbrennung und so fort keinesfalls unter die produktiven Mächte des Verderbens. Heute hätte er die Todeslager des Faschismus hinzugefügt, die Verbrennungsöfen von Maidanek. Moloch ist auch für Hegel ein Anderes als schaffende Differenz, ein Anderes als Karfreitag, der Ostern bringt. Besonders beachtbar ist eine auffallende Stelle in Hegels Asthetik über das „nur Negative", das "Negative in sich", im Zusammenhang mit ästhetischem Wert: „Wenn der innere Begriff und Zweck bereits in sich selber nichtig ist, so läßt die schon innere Häßlichkeit noch weniger in seiner äußeren Realität eine echte Schönheit zu ... Denn das nur Negative ist überhaupt in sich matt und platt und läßt uns deshalb entweder leer oder stößt uns zurück ... Das Grausame, Unglückliche, die Herbigkeit der Gewalt und Härte der Übermacht läßt sich noch in der Vorstellung zusammenschalten und ertragen, wenn es selber durch die gehaltvolle Größe des Charakters und Zwecks gehoben und getragen wird; das Böse als solches aber, Neid, Feigheit und Niederträchtigkeit sind nur widrig, der Teufel für sich ist deshalb eine schlechte, ästhetisch unbrauchbare Figur" (Werke X', S. 285). Hegel spricht in diesem Zusammenhang auch vom Negativum an sich als einem „übertünchten Grab", und nichts Lebendiges entspringt ihm aus dieser puren Nichtigkeit in sich selbst. Wonach hier also das Nichts in seiner alles fressenden Hohlgestalt doch nicht unerinnert bleibt, trotz aller total-dialektischen Vermittlung.„ (Bloch, S.290-S291)

Hegel gibt zu, was sich beim besten Willen nicht leugnen lässt. Zugleich versucht er die Nacht ohne Tag zu banalisieren, in dem er sie für ästhetisch uninteressant erklärt. Ein merkwürdiges Urteil. Macht ihm diese Art von Tod denn keine Angst ? Oder muss er die Augen fest verschliessen, weil sonst die Angst zu stark würde.

„Diese total-dialektische Vermittlung ist in Wahrheit nicht nur Triumph der Konkretion über abstrakt fixierte und so voneinander abgehaltene Verstandsbestimmungen; sie ist ebenso ein letzter Triumph säkularisierter Vorsehung, aus dem Geist des Panlogismus. Wobei trotzdem Hegel, in seiner gewaltigen Sachlichkeit nicht umhin kann, das Negativum nicht schlechthin als Gottes Mühle zu feiern. Und nicht schlechthin auch als Positivum, in Hinsicht der Aufhebung und neuen Setzung, die der Widerspruch angeblich an sich bereits bedeutet. Ja, Hegel nimmt am Ende, mit einer verblüffenden, fast manichäischen Wendung, sogar die gesamte Negativum-Schicht aus seinem sonst allvermittelten Pan-Logos heraus; in einer Weise, die dem Nichts gerade keine Heilsökonomie an und durch sich selber zubilligt. Denn nach Hegel können in jeder Sphäre der Weltidee nur affirmative Bestimmungen, also die Thesis und Synthesis, als „Definitionen Gottes" gelten, nicht aber die negativen Bestimmung

der Antithesis, die in der Differenz sind. Die Andersheit und die Endlichkeit, worin das Negativum vorzüglich ausbricht, sind hier der „Unterschied von Gott" (Enzyklopadie § 83) und ebenso groß wie selbst das fruchtbare Negativum ist zu allerletzt für Hegel „die Unangemessenheit" des Endlichen, Unvollkommenen zum Vollkommenen, welche das Negativum zum positiven Umschlag bringt, hin zur - wahren für sich seienden Identität. Item, wie angegeben: so wenig ein Idiot, der sich dauernd in Widersprüche verwickelt, deshalb schon ein Dialektiker ist, so wenig kann das „nur Negative" sich von sich selber in den dialektischen Prozeß hereinziehen. So wenig auch kann es darin, als Heilsdynamik wider Willen und doch gleichsam aus eigenem Willen, ganz schon eingemeindet sein." (Bloch, S.290-S291)

Ich erlaube mir als Idiot auch und gerade dem Dialektiker zu mißtrauen. Vor allem wenn die Reise in Richtung einer dialektischen Logik geht.

Wer das Endliche für „Unangemessen" hält, landet nur wieder im lebensfeindlichen Felsenmeer ewiger Ideen und „unsterblicher" Götter.

Leben existiert nur in der Endlichkeit.

Wenn wir dieses Leben wieder in seiner Fülle schätzen wollen, dürfen wir uns nicht länger vom toten griechischen Marmor blenden lassen.

Ich erachte es für mich persönlich als Segen, dass meine Heimat im Reich des gar nicht so unvergänglichen weissen oder roten Sandsteins liegt.

So bleibt mir das Streben nach ewiger Vollkommenheit fremd, das sich im übrigen mit keiner Art von Tod verträgt, weder mit jenem der unser Freund ist, noch mit der Nacht ohne Tag.

Da aber der Tod so oder so Realität ist, führt das Streben nach Vollkommenheit zur Realtätsverleugnung und kann dann in Gestalt von „vollkommen" sicheren technischen Wunderwerken, wie AKWs, sich mit dem Tod verbünden.

„Vielmehr, wie hier nun spruchreif wird: der Gegenzug ist notwendig, eben nicht wie das Nichts aus der Sucht in der Sehnsucht stammt, aus diesem eigentlichen terminus a quo des Nichtshaften, sondern aus der wirklichen Bewegung der Intention, in das Nichts hinein, durch das Nichts hindurch, hin auf ihr Was. Und erst dieser Gegenzug macht in der völlig ausgebrochenen und so deutlich werdenden Menschengeschichte das Nichts dialektisch, dadurch daß er es zur Negation seiner selbst gebraucht, dadurch daß er es gerade zur Forttreibung der eigentlichen Was-Bestimmung, Was-Gewinnung zwingt. Die Forttreibung selber, diese Aktivität im da seienden Widerspruch kommt nicht aus dem sich selbst überlassenen Nichts, als welches vielmehr nur zum Abgrund giert. Sie kommt aus der Intensität des Daß-Faktors, der auf dem Weg zu seinem Was wirklich begriffen ist und der im Menschen, sofern er sich als historischer Erzeuger bewußt wird, diesen Weg auch nun wahrhaft-wirklich begreift. Mit der Hoffnung begreift, die als eine Spes militans, Spes docta der leeren Mächtigkeit des Nichts so fern wie nur möglich und so überlegen wie nur immer möglich ist." (Bloch, S.290-S291)

Der Tod hört dann auf bloßer Tod zu sein, wenn er Bestandteil des Lebensprozesses ist. Wir Menschen sind nun jener Teil der lebendigen Welt, der über dieses sein Lebendigsein und auch das Eingebettetsein des Todes im Leben reflektieren und philosophieren kann.

Die „Was" und „Daß" die hier ganz eigenständig unterwegs sind, verdunkeln allerdings den Fakt, dass es nicht um abstrakte Ideen sondern um endliches und verletzliches Leben geht.

Und dass dieses verletzliche Leben nur in der Endlichkeit existiert und dass deswegen die Versöhnung mit jenem Tod der Teil des Lebens ist, nur relativ sein kann. Zwar erhält sich das Leben im und mit dem Tod.

Aber unsere ganz persönliche Existenz endet.

„Es gibt keine garantierte Umschlagstelle, keinen automatischen Übergang aus dem Nichts der Entmenschung zum hocherhobenen Haupt. Konträr: das sich selbst überlassene Negativum leitet einzig in das ihm Angestammte: in totalen Un-Sinn, Gegen-Sinn, Wider-Sinn, ins Chaos. Daher wäre mit Leiden allein, ohne Leidenschaft, nie etwas Großes vollbracht worden; daher müßten, um eben ein Exempel aus der aktuell-geschichtlichen Dialektik zu wiederholen, Proletariat und Bourgeoisie zusammen in der kapitalistischen Widerspruchskrise zugrunde gehen, wenn nicht der aktive, der revolutionäre „Widerspruch" sich dieser Krise annähme. Macht der Gegenzug in der Welt überall erst aus dem Negativum ein Instrument des Umschlags, des Geschehens, der Geschichte, so ist die revolutionäre Selbstergreifung des Widerspruchs zum erstenmal auch bewußt geschichtsbildend. Und das Ziel, das diesen Gegenzug letzthin hinanzieht, woran er auf dem Weg seinen terminus ad quem hat, ist das utopische Totum das Was. Sein mögliches Alles hat in jedem Sprengpulver gegen das Morbide seinen Vorausgruß, in jeder Freisetzung des besseren Neuen aus der verrottet, erstikkend gewordenen Hülle seine Statthalterschaft. Dialektik bezeichnet so den Ostpunkt im Untergangspunkt oder allemal: die Verschlingung des Tods mit dem Sieg. Aber der Ostpunkt im Untergangspunkt wird einzig von der Intention auf ihn hin in dieser seiner Morgenröte erhalten. Nur im Maß, mit dem das utopisch-positive Gewissen wächst und handelt, sich erhellt und der objektiven Möglichkeit sich verbindet: nur im gleichen Maß verringern sich die Felder, wo das Negativum nichts als Krisis zum Tod ist. „

Es gibt keinen Grund für Siegesfanfaren. Keine noch so triumphale Dialektik wird den Tod je überwinden. Aber da Tod nicht gleich Tod ist, wäre schon viel gewonnen, wenn wir es schaffen könnten, dass alle am Ende ihrer Zeit lebenssatt den nächsten Generationen Platz machen könnten, statt in der Blüte ihrer Jahre geknickt, gebrochen, ja vernichtet zu werden.

Dabei bedeutet schon die Annäherung an dieses Ziel harte Arbeit.

Das Leben nimmt dem Tod den Stachel.

Aber eben nur jener Tod, der dem Leben dient.

Wenn Goethe im Mephisto den „Teil einer Kraft" geschaffen hat, die stets das Böse will und doch das Gute schafft, dann hat Goethe statt dem Teufel ein Teufelchen auf die Bühne gebracht.

Er hat geleugnet, dass es das Böse auch als alles zerstörende und vernichtende Kraft gibt, mit der keine Versöhnung möglich ist, weil dieses Böse eben nicht Teil sondern Feind des Lebens ist.

Es gibt einen Tod ohne jedes und gegen jedes Leben, aber es gibt kein Leben ohne Tod.

Und nur dieser Tod ist mit dem Leben verbündet.

Leben heisst auch essen. Essen bedeutet aber immer auch gegessen werden. Tiere aber leben immer von anderem Leben, sie sind nicht in der Lage Leben neu aus anorganischem oder zerfallendem alten Leben zu produzieren.

D.h. ohne zu töten, können Tiere nicht existieren.

Auch wir sind solche Tiere.

Tiere, die in dem Widerspruch leben, dass sie Leben töten um zu leben. Als solche Tiere haben wir nach und nach gelernt, so etwas wie Verstand und Vernunft zu entwickeln und nun müssen wir lernen unserer Fähigkeit zum Töten im Interesse des Lebens strikte Grenzen zu setzen.

Damit gibt es den Tod als notwendigen Teil des Lebens, ohne den es kein Leben gibt, das zu Mehl zermahlene Samenkorn der Mume Mählen und es gibt den Tod als reine Zerstörung, das „zertretene Samenkorn".

Im Zentrum jeglicher Moral steht daher die Erhaltung und Stärkung des Lebens und der Respekt vor dem Leben.

Ohne diesen Respekt gibt es keine Moral.

Ein zentrales Moment dieses Respekts ist das Gebot „Du sollst nicht töten!". Dieses Gebot bezieht sich zunächst auf meine Brüder und Schwestern und weitet sich dann aus, bis es die ganze Menschheit einschließt.

Und es wird sicher demnächst auch unsere Brüder und Schwestern Menschenaffen einschliessen müssen.

Vor diesem Hintergrund muss man das „Moralproblem" bewerten, dass Singer in de Waals „Affen und Philosophen„ zitiert und bei dem es um folgendes gehen soll:

„Obwohl uns die Fähigkeit zum Vernunftgebrauch hilft, zu überleben und uns fortzupflanzen, konnte sie uns, sobald wir sie einmal entwickelt haben, an Orte führen, die uns evolutionär gesehen keine direkten Vorteile bieten. Die Vernunft ist wie eine Rolltreppe – haben wir sie einmal betreten, können wir nicht von ihr herunter, bis wir dort angekommen sind, wo sie uns hinführt. Die Fähigkeit zu zählen kann nützlich sein, aber sie führt über einen logischen Prozess bis zu den Abstraktionen der höheren Mathematik, die evolutionär gesehen keinen direkten Nutzen abwerfen. Das gilt vielleicht auch für die Fähigkeit, die Perspektive von Smiths unparteiischem Beobachter einzunehmen.
Indem ich an dieser Sicht auf die Bedeutung des Vernunftgebrauchs in der Moral festhalte, unterscheide ich mich von de Waals Auffassung von den Lehren, die wir aus J. D. Greenes bahnbrechendem Werk ziehen sollten, das uns mit bildgebenden neurologischen Verfahren Aufschluss darüber geben soll, was bei moralischen Urteilen passiert. De Waal schreibt:
„Während die Fassadentheorie mit ihrer Betonung der menschlichen Einzigartigkeit moralisches Problemlösen evolutionsgeschichtlich jungen Ergänzungen unseres Gehirns zuschreiben würde - etwa dem präfrontalen Kortex -, zeigen bildgebende neurologische Verfahren, dass de facto eine Vielzahl von Hirnarealen daran beteiligt ist, von denen einige extrem alt sind (Greene und Haidt 2002). Kurz gesagt: Die Neurowissenschaften scheinen die Vorstellung zu bestätigen, dass die menschliche Moralität evolutional im Sozialverhalten von

Säugetieren verwurzelt ist."
Um zu verstehen, warum wir nicht diesen Schluss ziehen sollten, brauchen wir ein wenig mehr Informationen darüber, was Greene und seine Kollegen gemacht haben. Mittels bildgebender Verfahren untersuchten sie die Gehirnaktivität, wenn Menschen auf Situationen reagieren, die in der philosophischen Literatur als „Trolley-Probleme" bezeichnet werden. Beim Standardproblem dieser Art stehen Sie an einem Gleis und bemerken, dass eine unbemannte Güterlore die Schienen entlanggerollt kommt und auf eine Gruppe von fünf Menschen zufährt. Alle werden sterben, wenn das Gefährt seinen Weg fortsetzt. Das Einzige, was Sie tun können, um diese fünf Leben zu retten, besteht darin, einen Weichenhebel umzustellen, wodurch der Trolley auf eine Nebenlinie umgeleitet wird, auf der er nur einen Menschen tötet. Wenn gefragt wird, was man unter diesen Umständen tun sollte, sagen die meisten, dass man den Trolley auf die Nebenstrecke umleiten sollte und daher in der Bilanz vier Menschenleben retten würde.
In einer anderen Version des Problems droht der Trolley wie zuvor fünf Menschen zu töten. Dieses Mai jedoch stehen Sie nicht am Schienenstrang, sondern auf einer Fußgängerbrücke über der Bahnstrecke. Sie können den Trolley nicht umleiten. Sie überlegen, von der Brücke zu springen, sich vor den Trolley zu werfen und sich selbst zu opfern, um die bedrohten Menschen zu retten, aber Sie erkennen, dass Sie viel zu leicht sind, um den Trolley zu stoppen. Neben Ihnen jedoch steht ein sehr beleibter Fremder. Die einzige Möglichkeit, den Trolley daran zu hindern, fünf Menschen zu töten, besteht darin, diesen beleibten Fremden von der Fußgängerbrücke vor den Trolley zu stoßen. Wenn Sie den Fremden hinunterstoßen, stirbt er, aber Sie retten die anderen fünf. Gefragt, was man in dieser Situation tun sollte, sagen die meisten, dass man den Fremden nicht von der Brücke stoßen sollte.
Greene und seine Kollegen sind der Auffassung, dass diese Situationen sich insofern unterscheiden, als sie entweder ein „unpersönliches" Moment enthalten - wie das Stellen einer Weiche - oder aber eine „persönlich" zugefügte Verletzung, das Stoßen eines Fremden von einer Brücke. Sie stellten fest, wenn die Probanden in einem der „persönlichen" Falle entscheiden mussten, waren die Areale des Gehirns. die mit emotionaler Aktivität verknüpft sind, stärker aktiv als in den Fällen, in denen die Probanden aufgefordert waren, ihre Entscheidungen in „unpersönlichen" Fällen zu treffen. Bedeutsamer noch war, dass die Minderheit der Probanden, die zu dem Schluss gelangten, dass es richtig wäre, auf eine Weise zu handeln, weiche eine persönliche Verletzung mit einschließt, aber den Gesamtschaden minimiert - beispielsweise jene, die sagten, dass es richtig wäre, den Fremden von der Fußgängerbrücke zu stoßen, mehr Aktivität in den Teilen des Gehirns aufwiesen, die mit kognitiver Aktivität verknüpft sind, und länger brauchten, um zu ihrer Entscheidung zu gelangen, als jene, die zu einem solchen Vorgehen „Nein" sagten. Mit anderen Worten, wenn wir mit der Notwendigkeit konfrontiert sind, einen anderen Menschen physisch anzugreifen, sind unsere Emotionen mächtig aufgepeitscht, und für manche ist die Tatsache, dass dies die einzige Möglichkeit ist, mehrere Leben zu retten, nicht hinreichend, um diese Emotionen zu überwinden. Aber jene, die bereit sind, so viele Leben wie möglich zu retten, selbst wenn dies erfordert, einen anderen Menschen zu Tode zu stoßen, scheinen ihre Vernunft zu gebrauchen, um ihren emotionalen Widerstand gegen die persönliche Verletzung zu überwinden, die das Stoßen eines anderen Menschen mit sich bringt.
Untermauert dies den Gedanken, dass die „menschliche Moralität evolutionär in

der Sozialität der Säugetiergesellschaft verankert" ist ? Ja, bis zu einem gewissen Punkt. Die emotionalen Reaktionen, welche die meisten Menschen veranlassen zu sagen, dass es falsch wäre, einen Fremden von einer Fußgängerbrücke zu stoßen, können in genau jenen evolutionären Begriffen erklärt werden, die de Waal in seinen Vorlesungen entwickelt und mit Material aus seinen Beobachtungen von Primatenverhalten untermauert. Desgleichen ist einfach nachzuvollziehen, dass wir keine ähnlichen Reaktionen auf jemand entwickeln konnten, der einen Weichenhebel umwirft, was ebenfalls zu Tod oder Verletzung führen kann, jedoch in einiger Entfernung von uns. Während unserer gesamten Evolutionsgeschichte waren wir in der Lage, andere zu verletzen, indem wir sie gewaltsam stießen, aber erst seit ein paar Jahrhunderten - einer viel zu kurzen Zeit, um für unsere evoluierte Natur einen Unterschied zu machen - sind wir in der Lage, andere mittels Handlungen wie dem Umlegen eines Hebels zu schädigen.
Ehe wir dies als Bestätigung von de Waals Argument betrachten, müssen wir jedoch erneut über die Probanden in Greenes Experimenten nachdenken. Sie kamen nach einiger Überlegung zu dem Schluss, dass es richtig sei, einen Weichenhebel zu betätigen, um einen Zug umzuleiten, wodurch zwar eine Person getötet, aber fünf gerettet werden, und dass es genauso richtig sei, eine Person von einer Fußgängerbrücke zu werfen, um eine zu töten. aber fünf zu retten. Dies ist ein Urteil, zu dem andere soziale Säugetiere offenbar nicht fähig sind. Doch auch dies ist ein moralisches Urteil. Es scheint nicht aus dem evolutionären Erbe hervorzugehen, das wir mit anderen sozialen Säugetieren teilen, sondern aus unserer Fähigkeit zum abwägenden Vernunftgebrauch. Wie die anderen sozialen Säugetiere haben wir automatische, emotionale Reaktionen auf gewisse Arten von Verhalten, und diese Reaktionen bilden einen großen Teil unserer Moralität. Im Gegensatz zu den anderen sozialen Säugetieren können wir über unsere emotionalen Reaktionen nachdenken und uns entscheiden, sie zu verwerfen. Erinnern wir uns an Humphrey Bogarts Bemerkung gegen Ende von Casablanca, wo er, als Rick Blaine, der Frau, die er liebt (Ilsa Lund, gespielt von Ingrid Bergman), sagt, sie solle das Flugzeug nehmen und sich ihrem Mann anschließen: „Edelmut ist nicht meine Stärke, aber man braucht nicht viel, um zu sehen, dass die Probleme von drei kleinen Leutchen in dieser verrückten Welt nur Kleinkram sind." Vielleicht braucht es nicht viel, aber es braucht Fähigkeiten, die kein anderes soziales Säugetier besitzt.
Obwohl ich de Waals Bewunderung für David Hume teile, stelle ich fest, dass ich in dieser Sache widerstrebenden Respekt für einen Philosophen entwickle, der oft als Humes großer Gegenspieler betrachtet wird, lmmanuel Kant. Kant war der Auffassung, dass Moral auf Vernunft gegründet sein müsse. nicht auf unsere Wünsche und Emotionen. Zweifellos irrte er in dem Glauben, dass Moral auf Vernunft alleine gegründet werden könne, aber es ist gleichermaßen falsch. Moral nur als eine Frage der emotionalen oder instinktiven Reaktionen zu betrachten, ohne Rückgriff auf unsere Fähigkeit zum kritischen Vernunftgebrauch. Wir müssen die emotionalen Reaktionen, die durch Millionen von Jahren des Lebens in kleinen Stammesgruppen in unsere biologische Natur eingeprägt sind, nicht als unumstößlich hinnehmen. Wir sind fähig zum Vernunftgebrauch und können Entscheidungen treffen, und wir können diese emotionalen Reaktionen ablehnen. Vielleicht tun wir dies nur auf Basis anderer emotionaler Reaktionen, aber an diesem Prozess sind Vernunft und Abstraktionsvermögen beteiligt, und er kann uns, wie de Waal zugesteht, zu einer Moral führen, die

unparteischer ist, als es unsere Evolutionsgeschichte als soziale Säugetiere - ohne diesen Vorgang des Vernunftgebrauchs - erlauben würde."

Das Problem beider Beispiele ist, dass es in diesen Fällen gar kein moralisches Handeln gibt. Die Behauptung, dass man einen töte um fünf zu retten, gehört zum Standardrepertoire der „Entschuldigungen" eines jeden Mörders.

Und dass Menschen, wenn sie nur einen Hebel umlegen müssen, eher zur Unmoral fähig sind, ist keine neue Erkenntnis.

Einen anderen Menschen zu töten ist und bleibt aber eine unmoralische Handlung, ein Verbrechen, unabhängig davon, welche Rechtfertigung man vor bringen kann.

Im Gegenteil: Es ist ein eigenständiges Verbrechen und zwar ein intellektuelles, wenn man anfängt „Gründe" auf zu sammeln, um Töten zu rechtfertigen.

Die Botschaft de Waals lautet nun, dass dieses Gebot des „Du sollst nicht töten" in unserer Instinktstruktur verankert sein soll, was auch erklärt, warum die Hemmung einen Mann von der Brücke zu schmeissen grösser ist, als einen Hebel um zu legen. Denn von dieser Hebel-Problematik konnte unser Instinkt noch nichts wissen, als wir von den Bäumen stiegen.

Wenn aber das „Liebe deinen Nächsten, wie Dich selbst" ebenso Teil unserer Instinktstruktur ist wie der Drang andere zu beherrschen, dann hat das tiefgehende Konsequenzen, nicht nur für alle möglichen Theorien in Philosophie, Psychologie, Geschichte, Soziologie und Politik, es hat auch tiefgehende Konsequenzen für die Frage welcher Weg uns letzten Endes zur Freiheit führt.

Weil der Drang zum Herrschen und zur Dominanz, einschliesslich Mord und Totschlag und „Krieg" zwischen benachbarten Horden äffisches Erbe ist, das wir mit den Schimpansen teilen, darum musste nicht erst die „Eigentumsfrage" relevant werden, um solches Verhalten in menschlichen Gesellschaften auf die Tagesordnung zu setzen.

D.h. Tyrannen und Tyrannei, Raub und Mord sind älter als jedes private Eigentum an Produktionsmitteln.

Als aber die Eigentumsfrage auf die Tagesordnung trat, da stand das ganze Repertoire negativen Verhaltens von Mobbing bis Krieg, schon bereit.

Und die Aussicht auf grosse Gewinne und ein bequemes Leben hat jede Menge zerstörerische Energien frei gesetzt.

Aber auch die Bonobos sind Affen und sie zeigen uns, dass unser äffisches Erbe auch die Fähigkeit zu Liebe und Zuneigung und zur konsequenten Konfliktvermeidung einschliesst. Und es zeigt, daß Freuds Behauptung die Unterdrückung der Sexualität, des Es, sei gewissermaßen der Preis den wir für unsere Kultur zu zahlen haben, Unsinn ist.

Im Gegenteil: Wir benötigen und missbrauchen unsere Vernunft um uns und anderen ein zu reden, es wäre eine gute und moralische Tat, wenn wir morden.

Singer und andere werden uns sogar ein zu reden versuchen, dass wir ohne einen Mord am Tod von fünf Menschen schuld seien. Aber das ist falsch. Es ist die Lore, die tötet und verantwortlich dafür, dass sie das tut, ist der, der

vergessen hat die Bremse zu zu drehen. Und auch der, der die Gleise so gelegt hat, dass man nicht seitlich aus dem Gleisbett springen kann.

Das Gebot keine anderen Menschen, keinen Artgenossen um zu bringen ist auch deswegen tief in uns verankert, weil seine Aufkündigung, mit welchen wohl überlegten Gründen auch immer, einen Krieg Aller gegen Alle auslöst, denn „gute Gründe" finden sich immer. Ein solcher Krieg bedroht aber den sozialen Zusammenhalt und kann sehr leicht zum Tod jeder Gemeinschaft führen. Dieses Problem haben aber auch schon Wölfe und Affen. Und deswegen kennen sie dieses Gebot.

Deswegen gibt es auch keine „gerechten Kriege", auch wenn es manchmal eine Frage der Gerechtigkeit sein kann, dass man Mörder und Tyrannen mit militärischen Mitteln bekämpft. Man muss immer wissen, dass diese militärischen Mittel, selbst wenn sie für gute Zwecke eingesetzt werden, per se böse sind. Und dass sie die fatale Konsequenz haben auch auf die allerbesten und edelsten Ziele pervertierend zurück zu wirken. Der Krieger bringt den Tod und zwar den Tod als Feind des Lebens, auch wenn er ein guter Krieger ist.

Das Gebot nicht zu töten ist zunächst einmal fest in unseren Instinkten verankert.

Dass sich dann bei Bonobos und Schimpansen und erst recht beim Menschen der Verstand und die Vernunft langsam vom Instinkt lösen, schafft neue Möglichkeiten und Probleme.

U.a. das, dass man trotz seiner Instinkte morden kann. Die „Tiefe der Intentionalität" trennt uns sicher von jedem Affen. Allerdings verrät sie nichts über unsere Moralität.

Wenn Singer über jene Probanden, die keine Probleme haben einen Mann von einer Brücke zu schmeissen, falls die Begründung stimmt, schreibt: „Dies ist ein Urteil, zu dem andere soziale Säugetiere offenbar nicht fähig sind. Doch auch dies ist ein moralisches Urteil." dann ist dies falsch. Es ist die vernunftgeleitete Unmoral zu der wir hier unsere Fähigkeit beweisen.

Andernfalls wäre nämlich selbst Himmlers „Krakauer Rede" noch ein Dokument moralischen Ringens. Sie steckt übrigens voller Referenzen an Kant.

Singers Ansatz den Verstand über unsere Instinkte zu stellen, steht zwar in einer altehrwürdigen Tradition, aber diese Tradition ist sehr blutig und voller Gewalt, Krieg und Unterdrückung. Jede Knechtschaft beginnt mit der Vergewaltigung unserer Bedürfnisse. Und immer vernehmen wir die Botschaft von der höheren Vernunft, von der göttlichen Idee, die ihre Opfer fordert.

Meistens ist die höhere Idee eine Lüge.

Es gibt nur eine wirklich hohe und verehrungswürdige Idee: Der Respekt vor und die Liebe zum Leben.

Und nur wenn Verstand und Instinkt in dieser Liebe zusammen klingen, entsteht jene Sphärenmusik, die den Tod besiegt oder zumindest seine Härte mildert und uns versöhnt sterben lässt.

Unsere Fähigkeit zum Bösen, d.h. die Fähigkeit uns zum Werkzeug von Tod und Vernichtung zu machen ist kein Resultat tierischer Instinkte.

Seit wir aus dem Paradies vertrieben wurde, wissen wir dank der Schlange was Gut und Böse ist. Tiere fühlen das nur.

Wir können es auch wissen. Wir können aber auch tausend Gründe finden und erfinden, warum unser Gefühl unrecht hat und damit zu Propagandisten höchster Unmoral werden.

Diese Freiheit haben wir.

Gerade unser tierisches Erbe lässt uns diese Freiheit.

Wenn wir davon ausgehen, dass die Bonobos die direkten Nachfahren jener Waldaffen sind, von denen wir uns vor 5 Millionen Jahren abgesondert haben, dann haben diese uns eine bemerkenswerte Erfindung mit auf den Menschwerdungsweg gegeben:

Sie haben das eher männliche Hierarchie- und Dominanzverhalten im Hegelschen Sinne „aufgehoben" (nämlich bewahrt und überwunden), in dem sie die Frauen dominieren lassen. Damit wird die Liebe und nicht die Hierarchie zum „dominanten" Prinzip der Konfliktregulierung.

Das ist neu.

Und dieses Neue ist sofort in Gefahr, sobald die Reviergrösse wächst, weil das Nahrungsangebot schrumpft und damit die notwendige Solidarität der „schwachen" Frauen gegen die „starken" Männer nicht mehr garantiert ist.

Aber auch die Nachsicht der „starken" Männer gegen die „schwachen" Frauen, die immer zuerst die besten Früchte wollen, übersteht den Hunger und die Not nicht.

So fallen die Schimpansen auf Pavian-Niveau zurück. Da sie aber intelligenter sind als jene, fallen ihnen dabei auch Gemeinheiten ein, auf die ein Pavian nie kommen würde.

So ähnlich kann es auch unseren Vorfahren gegangen sein, bis sie an die südafrikanische Küste kamen und dort, mit dem überreichen Nahrungsangebot aus dem Meer, ein neues Paradies fanden (das alte liegt im Sumpfregenwald der Bonobos).

In den nun wieder kleineren Revieren konnte die Dominanz der Frauen und damit die Dominanz der Liebe über männliche Macht neu entstehen bzw. wieder entdeckt werden.

Und unter anderen, widrigeren Umständen auch wieder verloren gehen.

Und wieder neu entdeckt z.B. mit der Erfindung des Gartens und des Gartenbaus.

Und wieder verloren gehen....

So kann es gewesen sein. Ob es so war, werden andere herausfinden.

Das alles bedeutet aber, dass Liebe und Solidarität mindestens genauso alt und genauso tief in uns verankert sind, wie Hass und Herrschsucht.

Es heisst, dass wir für eine Gesellschaft, in der Gleichheit, Gerechtigkeit und Liebe dominieren, keinen „neuen Menschen" brauchen. Der alte genügt vollkommen.

Es wird darauf ankommen, welche Seite des „alten Menschen" zur Geltung kommt.

Der „Oberschimpanse" oder „Oberpavian", dem alle Weibchen gehören, weil er die Gruppe beherrscht und der sich deswegen nur wenige Jahre halten kann, bevor ihn einer seiner Rivalen tötet oder auch nur, wenn er Glück hat, von der Spitze vertreibt.

Oder die, bei der wir alle Kinder der einen grossen Mutter sind und uns lieben.

Natürlich wäre die letztere Gesellschaft sehr stark weiblich geprägt.

Aber auch auf die Gefahr hin, dass „Männerrechtler" mich erneut zum „lila Pudel" wählen: Ich ziehe es vor, der holden Weiblichkeit Orangen und Ananas zu schenken, statt mich vom Oberaffen beißen oder gar totschlagen zu lassen.

Eine Gesellschaft, die von oben nach unten hierarchisch durch strukturiert ist, pflegt die, die ganz unten sind, die Letzten, immer wieder aus zu spucken. Und als Idiot weiss ich, dass ich manchmal zu diesen Letzten gehöre.

Die Geschichte von Maria und ihrem frühen Tod, erzählt uns davon, welche Art von Gesellschaft wir bekommen (bzw.haben), wenn noch der oder die Vorletzte sich über den oder die Letzte erheben darf und die Schwachen schutzlos sind.

Sie erzählt aber auch davon, wie „kinderleicht" es ist, dieser Idiotie etwas Besseres entgegen zu setzen. Und wir wünschen uns, dass den Kindern, vor allem aber den kleinen Mädchen, genügend Energien aus der Geschichte mit Myschkin und Maria zu geflossen sind, um auch als Erwachsene solchen Treibjagden zu widerstehen.

Solche grünen Inseln der Liebe und Zuneigung zu schaffen inmitten einer Betonwelt der widerstreitenden Interessen, ist der wesentlichste Baustein eines „richtigen Lebens im falschen".

3. Natasja und ihr „weisser Ritter"

Natasja ist 16 Jahre alt, als Tozki sie zu seiner Geliebten macht. Er hält sie in einem goldenen Käfig wie einen Vogel. Und er geniesst sie, welchen Genuß sie dabei hat, bleibt unklar. Ebenso unklar bleibt, ob Tozki diese Frage überhaupt interessiert.
Über das Dorf, in dem er sie festhält, heisst es im Roman:
„ und das Dörfchen führte wie absichtlich den Namen Otradnoje (Etwa »Freudendorf«. (A.d.Ü.)" *[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19589 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 64) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]*
Nachdem sie genossen wurde, soll sie unter irgendeine Haube gebracht werden, damit Tozki sich neuen Genüssen und der Erhöhung seines gesellschaftlichen Status widmen kann.
Der größte Teil des männlichen Personals bietet in seinem Verhältnis zu Natasja ein Bild moralischer Verkommenheit. Aber nicht nur das: Diese Männer entwickeln eine hochgradig gestörte Sexualität, die zwar als sehr männlich gilt

und z.B. von Hans Albers als „die Liebe der Matrosen" besungen wird, in der aber jede Frau nur als Objekt existiert.

Gegen dieses zum Objekt gemacht werden rebelliert sie, in dem sie ihre Schönheit als Waffe nutzt um sich an Tozki und den anderen Männern zu rächen. Im Roman heisst es:
„Nastasja erklärte ihm geradezu, sie habe ihm gegenüber in ihrem Herzen nie etwas anderes empfunden als die tiefste Verachtung; dieses bis zum Ekel gesteigerte Gefühl sei bei ihr gleich nach dem ersten Erstaunen eingetreten. Dieses neue Weib erklärte ihm, es sei ihr eigentlich vollständig gleichgültig, ob er sich jetzt verheirate und mit wem; aber doch sei sie hergekommen, um ihm diese Heirat zu verbieten, und zwar einfach aus Bosheit, einzig und allein, weil es ihr so beliebe; somit müsse es nun einmal so sein. »Und war's auch nur, damit ich über dich lachen kann, soviel ich will«, sagte sie, »denn jetzt habe auch ich schließlich Lust bekommen zu lachen.«" *[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19592 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 65-66) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]*

Sie kehrt die bloße Objekt-Beziehung gewissermaßen um in dem sie die Gier, die Gier danach die schönste Frau Petersburgs zu besitzen bei Rogoschin, Jenpantschin u.a., aber auch die Gier Ganjas nach Reichtum, systematisch für ihre Rache nutzt.

Bekanntlich beginnt intelligentes Verhalten im Tierreich da, wo die Fähigkeit entsteht den Schmerz, aber auch die Freude und Lust seines Gegenübers mit zu empfinden. Diese Fähigkeit sich zu spiegeln ist gewissermaßen das Zentrum unserer Intelligenz. Und deswegen kann es mit der Intelligenz von Tozki und Konsorten auch nicht so weit her sein.
Dagegen besitzt Myschkin diese Fähigkeit in hohem Maße. Wir haben bisher viel über die fehlenden Fähigkeiten Myschkins und aller anderer Myschkins gesprochen. Sie führen praktisch zu einer partiellen Blindheit.
Aber dort, wo sie sehen können fehlt es ihnen nicht an der Fähigkeit zur Empathie. Im Gegenteil:
„ »Und Sie schämen sich auch nicht! Ist denn das Ihr wahres Wesen, wie Sie sich jetzt geben? Wie wäre denn das möglich!« rief auf einmal der Fürst im Tone ernsten, starken Vorwurfs.
Nastasja Filippowna war erstaunt; sie lächelte, aber nur als ob sie etwas hinter dieser Miene zu verbergen suchte; dann richtete sie einen etwas verlegenen Blick auf Ganja und verließ den Salon. Aber sie war noch nicht zum Vorzimmer gelangt, als sie plötzlich umkehrte, schnell an Nina Alexandrowna herantrat, ihre Hand ergriff und an ihre Lippen führte.
»Ich bin ja wirklich nicht so; er hat es erraten«, flüsterte sie rasch und leidenschaftlich, und eine dunkle Röte übergoß auf einmal ihr ganzes Gesicht. Darauf kehrte sie um und ging diesmal so eilig hinaus, daß sich niemand in der Geschwindigkeit darüber klarwerden konnte, weshalb sie eigentlich zurückgekehrt war. Sie hatten nur gesehen, daß sie Nina Alexandrowna etwas zugeflüstert und ihr, wie es schien, die Hand geküßt hatte. Aber Warja hatte alles genau gesehen und gehört und verfolgte sie erstaunt mit den Augen."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19767-19768 (vgl.

Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 183) http://www.digitale-bibliothek.de/Band89.htm]
Er erkennt als einziger unter der Hülle der „femme fatale" das geschändete, beleidigte Mädchen.
Deswegen liebt sie ihn.

Aber sie erkennt ihn im auch das harmlose, gutmütige Schaf, mit dem sie den Krieg, den sie dieser Petersburger Männerwelt erklärt hat, unmöglich gewinnen kann.

Deswegen entscheidet sie sich immer wieder für Rogoschin.

Den einen liebt sie und den anderen möchte sie gerne zu ihrem Krieger, ihrem Ritter machen.

Dabei versucht auch Mysckin ein Ritter zu sein. Im grössten Durcheinander sagt er, der sonst nie von Liebe spricht: „Ich liebe diese Frau und ich will sie heiraten".Zitate

Sie vernimmts mit grossem Staunen, aber sie kann ihn, zurecht, als Ritter nicht ernst nehmen und deswegen rät sie ihm zu Aglaja. Weil sie weiss, das er an der Seite der energischen Generalstochter auch als der harmlose Trottel, der er ja auch ist, nicht untergehen wird.

Zitate

Sie aber könnte sein Untergang sein.

4. Die Geschichte von Isis und Osiris

2. Die zwei Göttinnen und ihr „Held"

1. Die neue Art um Frauen zu werben: Oder: Myschkin und Aglaja auf der Parkbank

In Shakespeares Richard III gibt es eine Szene, in der Richard auf der Beerdigung eines Rivalen um die Hand von dessen Witwe anhält, nachdem die ihn zuvor als Mörder beschimpft hat (und er ist ja tatsächlich der Mörder). Nach erfolgreicher Werbung sagt Richard: "Ist das die neue Art um Frauen zu werben ? "
Eine auf andere Art sehr seltsame Brautwerbung erlebt man bei Myschkin:
Sie ist vielleicht die seltsamste, die jemals in irgend einem Roman beschrieben wurde und die Art, wie der Fürst hier auftritt ist so sonderbar, dass daraus vielleicht das auch u.a. von Tellenbach gepflegte Vorurteil entstanden ist, er begehre überhaupt keine Frau. Dabei kämpft er hier auf seine Art um seine große Liebe und verliert, weil er ist, wie er ist. Die „Myschkinsche Brautwerbung"

beginnt damit, dass sich Aglaja und der Fürst gegenseitig versichern sich nicht zu mögen (die Szene schliesst unmittelbar an die oben besprochens Szene an, in der Aglaja fragt „Warum besitzen sie so gar keinen Stolz"):

„»Schweigen Sie ...! Wie kann jemand wagen, mich hier in Ihrem Haus zu beleidigen!« wandte sich Aglaja plötzlich mit größter Heftigkeit zu ihrer Mutter. Sie befand sich bereits in jenem gereizten Zustand, in dem der Mensch sich um keine Grenzen mehr kümmert und über jedes Hindernis hinwegschreitet. »Warum peinigen sie mich alle, alle ohne Ausnahme? Warum haben alle diese Menschen mir diese drei Tage lang um Ihretwillen zugesetzt, Fürst? Ich werde Sie um keinen Preis heiraten! Hören Sie wohl: um keinen Preis und niemals! Das mögen Sie wissen! Wie kann man denn auch einen so lächerlichen Menschen wie Sie heiraten? Betrachten Sie sich nur jetzt einmal im Spiegel, wie Sie dastehen! Warum, warum ziehen mich alle damit auf, daß ich Sie heiraten werde? Sie, Sie müssen das wissen! Sie sind auch mit ihnen im Komplott!« »Nie hat dich jemand damit aufgezogen!« murmelte Adelaida erschrocken. »Es ist keinem in den Sinn gekommen; kein Wort von der Art ist gesprochen worden!« rief Alexandra Iwanowna. »Wer hat sie aufgezogen? Wann ist das geschehen? Wer hat es fertiggebracht, so etwas zu ihr zu sagen? Redet sie irre?« Mit diesen Fragen wandte sich Lisaweta Prokofjewna, zitternd vor Zorn, an alle Anwesenden. »Alle haben es gesagt, alle ohne Ausnahme, die ganzen drei Tage lang! Aber ich werde ihn niemals heiraten, niemals!« Nach diesen heftig hervorgestoßenen Worten brach Aglaja in bittere Tränen aus, verbarg ihr Gesicht mit dem Taschentuch und ließ sich auf einen Stuhl sinken. »Aber er hat dir ja noch gar keinen Antrag ...« »Ich habe Ihnen keinen Antrag gemacht, Aglaja Iwanowna«, entfuhr es dem Fürsten unwillkürlich. »Wa-as?« rief Lisaweta Prokofjewna erstaunt, entrüstet, erschrocken aus und zog dieses Wort sehr in die Länge. »Was – soll – das – heißen?« Sie wollte ihren Ohren nicht trauen. »Ich wollte sagen ... ich wollte sagen«, erwiderte der Fürst zitternd, »ich wollte Ihrem Fräulein Tochter nur erklären ... die Ehre haben zu erklären, daß ich überhaupt nicht beabsichtigte ... die Ehre zu haben, um ihre Hand zu bitten ... zu keiner Zeit ... Ich bin hierbei ganz unschuldig, bei Gott, ganz unschuldig, Aglaja Iwanowna! Ich habe es nie gewollt, und es ist mir nie in den Sinn gekommen; ich werde es niemals wollen; das werden Sie selbst sehen; davon können Sie überzeugt sein! Irgendein schlechter Mensch muß mich bei Ihnen verleumdet haben! Seien Sie ganz beruhigt!« Während er das sagte, näherte er sich dem aufgeregten Mädchen. Diese nahm das Taschentuch weg, mit dem sie ihr Gesicht verhüllte, warf einen schnellen Blick auf ihn und seine ganze erschrockene Gestalt, wurde sich über den Sinn seiner Worte klar und lachte ihm auf einmal gerade ins Gesicht, mit einem so lustigen, unbezwingbaren Lachen, mit einem so komischen, spöttischen Lachen, daß als erste Adelaida, namentlich nachdem sie ebenfalls den Fürsten angeblickt hatte, sich nicht halten konnte, zu ihrer Schwester hinstürzte, sie umarmte und in ein ebenso unaufhaltsames, backfischmäßig lustiges Lachen ausbrach wie diese."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20291 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 258-259) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm

Es soll ja öfter vorkommen, dass man etwas anderes sagt als man meint und

bekanntlich ist die Negation der Negation ja auch eine Bejahung, aber hier zappelt Myschkin regelrecht wie die Fliege im Netz und jedes zappeln macht seine Situation schlimmer. Die später auf der Parkbank stattfindente Katastrophe für ihn und seine Liebe würde sich hier schon ereignen, wenn ihn Aglaja nicht durch ihr Lachen erlösen würde.
Was geht hier eigentlich vor ?
Nun: Aglaja verhält sich wie eine Frau sich normlerweise verhält, die passiv bleiben muss, weil Frauen passiv zu bleiben haben und die deswegen ihren Galan provoziert. Wenn sie sagt, dass sie ihn nicht liebt, fordert sie ihn heraus und schützt sich gleichzeitig vor Blamage und Gesichtsverlust falls sie ihm gleichgültig ist. Sie übernimmt eine quasi aktive passive Rolle im uralten Balzritual. Sie ist damit ganz in der Rolle, in die sich üblicherweise eine Frau begibt, die begehrt werden will

Und wie antwortet Myschkin darauf ?
So als wäre er eine 2.Aglaja. Auch er strebt die passive Rolle an, d.h. auch er wäre gerne eine Frau. Nicht in dem Sinn, in dem ein Transvestit eine Frau sein will, sondern in dem Sinn, dass er die passive Rolle anstrebt. Auch er möchte begehrt werden und umworben um dann am Ende ein gefühlvolles „Ja" hauchen oder seufzen zu können.
Die Männerrolle, die des Werbers, bleibt unbesetzt.
Als Aglaja ihn in diese, die männliche Rolle, drängen will, verleugnet er in höchster Panik seine Liebe, so wie weiland Petrus am Hofe des Pilatus Jesus verleugnet hat.
Und er ist auch mindestens genauso erschrocken.
Im letzten Moment rettet Aglaja die Situation, in dem sie aus ihrer Rolle fällt und das Paradoxe dieses Moments weglacht.

In den nächsten 2 Schritten ist dann Aglaja die Aktive, d.h. sie verlässt ihre, weil sie Frau ist, vorbestimmte passive Rolle und alles geht erstmal gut:

"Aber die Rätsel, die Aglaja Iwanowna den anderen an diesem Abend aufgab, hatten noch nicht ihr Ende erreicht. Das letzte derartige Rätsel legte sie dem Fürsten allein vor. Als sie sich ungefähr hundert Schritte von dem Landhaus entfernt hatten, sagte Aglaja hastig halbflüsternd zu ihrem hartnäckig schweigenden Kavalier:
"Blicken Sie einmal nach rechts!«
Der Fürst blickte nach der angegebenen Richtung. »Blicken Sie recht aufmerksam hin! Sehen Sie da eine Bank im Park, da, wo die drei großen Bäume stehen ... eine grüne Bank?« Der Fürst antwortete, daß er sie sehe. »Gefällt Ihnen das Plätzchen? Ich gehe manchmal frühmorgens, gegen sieben Uhr, wenn alle noch schlafen, allein dorthin und sitze da.«
Der Fürst murmelte, es sei ein sehr schönes Plätzchen. »Aber jetzt gehen Sie von mir weg; ich möchte nicht länger mit Ihnen untergefaßt gehen. Oder besser so: lassen Sie mir Ihren Arm, aber reden Sie mit mir kein Wort! Ich möchte still für mich nachdenken ...« Dieses Verbot war jedenfalls überflüssig: der Fürst hätte sicherlich auch ohne solche Weisung auf dem ganzen Weg kein Wort gesprochen. Sein Herz begann furchtbar zu klopfen, als er die Mitteilung von der Bank hörte. Einen Augenblick darauf hatte er sich wieder gesammelt und wies voller Scham einen absurden Gedanken zurück, der ihm gekommen war ..."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20291 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 261-262) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm
Der „absurde Gedanke" den er voller Scham zurückweist, lautet vermutlich: „Sie liebt mich."
Es gibt manchmal einen Unterschied zwischen Eigen- und Fremdwahrnehmung. Jeder Leser, aber auch jeder Besucher des Jepantschinschen Hauses fühlt und sieht, das die 4 Frauen diesen Myschkin sehr mögen und dass sich deswegen alle 4 wünschen er möge die schönste und begehrenswerteste von Ihnen, Aglaja, bekommen.
Und der Fürst verbietet sich „voller Scham" einen „absurden Gedanken", nämlich den, Aglaja könnte ihn lieben. Gleichzeitig wünscht er nichts mehr, als dass dieser „absurde Gedanke" wahr würde.

Dem deutlichen Hinweis auf die grüne Parkbank folgt die ebenso deutliche Einladung zum Rendevous.

"Als der Fürst an der Straßenkreuzung allein geblieben war, blickte er sich nach allen Seiten um, ging schnell über die Straße hinüber, trat nahe an das erleuchtete Fenster eines Landhauses heran, faltete einen kleinen Zettel auseinander, den er während des ganzen Gesprächs mit Iwan Fjodorowitsch fest in der rechten Hand zusammengedrückt gehalten hatte, und las unter Benutzung des schwachen Lichtschimmers:
»Morgen früh um sieben Uhr werde ich auf der grünen Bank im Park sitzen und Sie erwarten. Ich will mit Ihnen über eine sehr wichtige Angelegenheit reden, die Sie direkt angeht.
PS Ich hoffe, Sie werden diesen Zettel niemandem zeigen. Ich schäme mich zwar, Ihnen erst noch eine solche Instruktion zu geben, habe mir aber gesagt, daß sie bei Ihnen nötig ist, und sie darum hergesetzt, indem ich vor Scham über Ihren komischen Charakter errötete.
PPSS Es ist dieselbe grüne Bank, die ich Ihnen vorhin gezeigt habe. Schämen Sie sich! Ich sah mich genötigt, auch das erst noch herzuschreiben.« *[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20325 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 284-285) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]*

Aglaja errötet zwar vor Scham über Myschkins „komischen Charakters", aber wegen dieses Charakters tut sie etwas, was eigentlich eine Dame ihres Standes und ihrer Zeit nicht tut: Sie übernimmt die Initiative und die Fühung.
Und sie tut das mit der nötigen Deutlichkeit und Klarheit. Leider vergißt sie das später.
Nach einer langen Nacht, mit viel Geschwätz, einem Selbstmordversuch eines Schwindsüchtigen (krebskranken ?) Jünglings und dem ausgiebigen Genuss von viel Champagner durch die übliche nichtsnutzige Bande, die auf den Geburtstag des Fürsten trinken, landet er schließlich auf besagter Bank.
Weil er müde ist schläft er ein und träumt von Natasja, um durch das Lachen Aglajas geweckt zu werden:
„Er erhob sich (im Traum), um ihr nachzugehen, und auf einmal hörte er, wie neben ihm jemand frisch und fröhlich lachte; eine Hand befand sich in der seinigen; er erfaßte diese Hand, drückte sie kräftig und erwachte. Vor ihm stand laut lachend Aglaja.

Sie lachte; aber sie war zugleich unwillig. »Er schläft! Sie haben geschlafen!« rief sie verwundert und geringschätzig. »Sie sind es!« murmelte der Fürst, der noch nicht ganz zu sich gekommen war und sie mit Erstaunen erkannte. »Ach ja! Das Rendezvous ...! Ich habe hier geschlafen.« »Das habe ich gesehen.« »Hat mich außer Ihnen niemand geweckt? War außer Ihnen niemand hier? Ich glaubte, es sei ... eine andere Frau hier gewesen.« »Eine andere Frau sollte hier gewesen sein?« Endlich hatte er seine Gedanken wieder vollständig gesammelt. »Es war nur ein Traum«, sagte er nachdenklich. »Sonderbar, daß mir in einem solchen Augenblick so etwas träumte ... Setzen Sie sich!« Er faßte sie bei der Hand und veranlaßte sie, sich auf die Bank zu setzen; er selbst setzte sich neben sie und überließ sich seinen Gedanken. Aglaja begann das Gespräch nicht, sondern blickte den neben ihr Sitzenden nur unverwandt an. Er schaute sie ebenfalls an, aber manchmal so, als ob er sie überhaupt nicht vor sich sähe. Sie errötete. »Ach ja!« sagte der Fürst zusammenfahrend. »Ippolit hat sich erschossen!« »Wann? In Ihrer Wohnung?« fragte sie, aber ohne großes Erstaunen. »Gestern abend lebte er ja doch wohl noch? Wie konnten Sie denn nach einem solchen Vorfall hier schlafen?« rief sie, plötzlich lebhaft werdend. »Aber er ist ja nicht tot; die Pistole versagte.« Auf Aglajas dringendes Verlangen mußte der Fürst sogleich und in aller Ausführlichkeit alle Ereignisse der vergangenen Nacht erzählen. Sie trieb ihn während der Erzählung alle Augenblicke zur Eile, unterbrach ihn aber selbst fortwährend mit Fragen, und zwar betrafen diese fast immer nebensächliche Dinge. Unter anderm hörte sie mit großem Interesse an, was Jewgeni Pawlowitsch gesagt hatte, und stellte einige Male sogar Fragen darüber. »Nun aber genug! Wir müssen uns beeilen«, schloß sie, nachdem sie alles gehört hatte. »Wir können hier nur eine Stunde bleiben, bis acht Uhr, weil ich um acht Uhr unter allen Umständen zu Hause sein muß, damit die andern nicht erfahren, daß ich hier gesessen habe. Ich bin aber in einer ernsten Angelegenheit hergekommen und habe Ihnen vieles mitzuteilen. Nur haben Sie mich jetzt ganz aus dem Konzept gebracht. Was Ippolit betrifft, so meine ich, es war das Richtige, daß seine Pistole versagte; das paßt zu seiner Persönlichkeit am besten. Aber sind Sie überzeugt, daß er sich tatsächlich erschießen wollte und es nicht bloß Humbug war?« »Es war bestimmt kein Humbug.« »Das ist das Wahrscheinlichste. Er hat also auch geschrieben, Sie sollten mir seine Beichte bringen? Warum haben Sie sie mir nicht gebracht?« »Aber er ist ja nicht gestorben. Ich werde ihn fragen, ob ich es unter diesen Umständen tun soll.« »Bringen Sie sie mir auf jeden Fall; Sie brauchen gar nicht erst zu fragen. Es wird ihm vielleicht sehr angenehm sein, weil er vielleicht mit der Absicht auf sich geschossen hat, daß ich dann seine Beichte lesen sollte. Bitte, lachen Sie nicht über meine Worte, Ljow Nikolajewitsch; es ist wohl möglich, daß es sich so verhält.« »Ich lache nicht; denn ich bin selbst davon überzeugt, daß dies teilweise sehr wohl möglich ist.« »Sie sind davon überzeugt? Sie glauben das wirklich auch?« fragte Aglaja höchst erstaunt. Sie stellte ihre Fragen schnell und redete hastig, geriet aber manchmal in Verwirrung und brachte die Sätze oft nicht zu Ende. Alle Augenblicke kündigte sie ihm eilig etwas Bevorstehendes an; überhaupt befand sie sich in außerordentlicher Unruhe, und obwohl sie eine sehr tapfere, herausfordernde Miene annahm, war sie vielleicht doch etwas feige. Sie trug ein ganz einfaches Alltagskleid, das ihr sehr gut stand. Sie zuckte oft zusammen, errötete und saß nur auf dem Rand der Bank. Die Zustimmung des Fürsten zu ihrer Ansicht, daß Ippolit sich erschossen habe, damit sie seine Beichte läse, versetzte sie in großes Erstaunen. »Gewiß

wünschte er«, erklärte der Fürst, »daß außer Ihnen auch wir alle ihn loben möchten ...« »Wieso loben?« »Das heißt, es ist ... Wie soll ich Ihnen das deutlich machen? Es ist sehr schwer zu sagen. Aber er wünschte gewiß, alle möchten ihn umringen und zu ihm sagen, daß sie ihn sehr liebten und achteten, und alle möchten ihn dringend bitten, am Leben zu bleiben. Gut möglich, daß er dabei Sie mehr als alle andern im Auge hatte, weil er sich Ihrer in einem solchen Augenblick erinnerte ... wiewohl er vielleicht selbst nicht wußte, daß er Sie im Auge hatte.« »Das ist mir ganz unverständlich: er hatte jemand im Auge und wußte nicht, daß er ihn im Auge hatte. Übrigens habe ich für seine Handlungsweise wohl Verständnis: wissen Sie, daß ich selbst gegen dreißigmal, von der Zeit an, als ich noch ein dreizehnjähriges Mädchen war, daran dachte, mich zu vergiften, und das alles in einem Brief an meine Eltern niederschrieb und mir sogar überlegte, wie ich im Sarg liegen würde, und wie alle um mich herumstehen und weinen und sich anklagen würden, weil sie so hart gegen mich gewesen seien ... Warum lächeln Sie wieder?« fügte sie mit zusammengezogenen Augenbrauen schnell hinzu. »Woran denken Sie denn immer im stillen, wenn Sie so ganz für sich allein sich Ihren Träumereien überlassen? Vielleicht stellen Sie sich vor, Sie seien Feldmarschall und schlügen Napoleon.« »Wahrhaftig, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daran denke ich, besonders beim Einschlafen«, antwortete der Fürst lachend. »Nur schlage ich nicht Napoleon, sondern immer die Österreicher.« »Ich habe gar keine Lust, mit Ihnen zu scherzen, Ljow Nikolajewitsch. Mit Ippolit will ich selbst sprechen und bitte Sie, ihm das mitzuteilen. Aber was Sie betrifft, so mißfällt mir Ihre Handlungsweise sehr; denn es ist sehr roh, eine Menschenseele in der Weise zu untersuchen und zu kritisieren, wie Sie es mit Ippolits Seele machen. Es fehlt Ihnen an Zärtlichkeit; die Wahrheit ist Ihnen alles, und darüber werden Sie ungerecht.« Der Fürst dachte nach. »Mir scheint, daß Sie gegen mich ungerecht sind«, sagte er dann. »Ich finde nichts Schlechtes daran, daß er so gedacht hat; denn es neigen ja alle Menschen dazu, so zu denken; zudem hat er vielleicht überhaupt nicht so gedacht, sondern nur einen Wunsch gehabt … er wünschte zum letztenmal mit Menschen zusammen zu sein und ihre Achtung und Liebe zu verdienen; das sind doch sehr gute Gefühle; nur daß die Sache einen ganz andern Ausgang nahm; das kam von seiner Krankheit und noch aus einem andern Grund her! Manche Menschen haben eben immer in allem Glück, während andern alles mißlingt ...« »Das haben Sie gewiß mit Bezug auf sich selbst hinzugefügt?« bemerkte Aglaja. »Allerdings«, antwortete der Fürst, ohne die in der Frage liegende Schadenfreude zu beachten. »Aber an Ihrer Stelle wäre ich hier doch nicht eingeschlafen. Aber wohin Sie nur kommen, da schlafen Sie auch gleich ein; das ist gar nicht hübsch von Ihnen.« »Ich habe ja die ganze Nacht nicht geschlafen, und dann bin ich immerzu umhergewandert; ich war auf dem Musikplatz.« »Auf welchem Musikplatz?« »Da, wo gestern konzertiert wurde; und dann bin ich hierhergekommen, habe mich hingesetzt, vielerlei überlegt und bin eingeschlafen.« »Ah, so ist das! Das ändert die Sache zu Ihren Gunsten ... Aber warum sind Sie nach dem Musikplatz gegangen?« »Das weiß ich nicht; ich hatte dabei keine besondere Absicht ...«
»Gut, gut, davon ein andermal; Sie unterbrechen mich immer, und was geht es mich an, daß Sie nach dem Musikplatz gegangen sind? Von was für einer Frau haben Sie denn geträumt?« »Von ... von ... Sie haben sie gesehen ...« »Ich verstehe ... verstehe sehr wohl. Sie haben sie also sehr ... Wie haben Sie sie denn im Traum gesehen, in welcher Gestalt? Übrigens will ich es gar nicht

wissen«, fügte sie, plötzlich abbrechend, in ärgerlichem Ton hinzu. »Unterbrechen Sie mich nicht ...« Sie wartete ein wenig, wie wenn sie sich ein Herz fassen wollte oder ihren Ärger zu überwinden suchte. »Der Grund, weswegen ich Sie herbestellt habe, ist der: ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, mein Freund zu sein. Warum sehen Sie mich auf einmal so starr an?« fügte sie beinahe zornig hinzu. Der Fürst blickte sie in diesem Augenblick tatsächlich sehr aufmerksam an, da er bemerkte, daß sie wieder anfing, furchtbar rot zu werden. Sie schien in solchen Fällen, je mehr sie errötete, sich um so mehr über sich zu ärgern, was in ihren blitzenden Augen deutlich zum Ausdruck kam; gewöhnlich übertrug sie dann unmittelbar darauf ihren Zorn auf denjenigen, mit dem sie sprach, mochte diesen nun eine Schuld treffen oder nicht, und fing an, sich mit ihm zu streiten. Da sie ihr scheues Wesen kannte und wußte, wie leicht sie sich schämte, so beteiligte sie sich gewöhnlich an dem Gespräch nur wenig und war schweigsamer als ihre Schwestern, mitunter sogar im Übermaß. Wenn sie, besonders in heiklen Fällen, schlechterdings nicht umhin konnte zu reden, so tat sie das zunächst in sehr hochmütiger und gewissermaßen herausfordernder Weise. Sie fühlte es immer vorher, wenn sie anfangen wollte zu erröten. »Sie wollen meinen Vorschlag vielleicht nicht annehmen?« fragte sie und blickte dabei den Fürsten hochmütig an. »O doch, ich will ihn annehmen; nur ist das gar nicht erforderlich ... ich meine, ich habe nie geglaubt, daß man einen solchen Vorschlag zu machen brauchte«, erwiderte der Fürst verlegen. »Aber was haben Sie denn eigentlich gedacht, weswegen ich Sie hierherbestellt hätte? Was machen Sie sich denn für Vorstellungen? Sie halten mich vielleicht für eine kleine Närrin, wie sie das bei mir zu Hause alle tun?« »Ich habe nicht gewußt, daß man Sie für eine Närrin hält; ich ... ich halte Sie nicht dafür.« »Sie halten mich nicht dafür? Das ist sehr verständig von Ihnen. Und namentlich ist es sehr verständig von Ihnen, daß Sie es sagen.« »Meiner Ansicht nach sind Sie sogar vielleicht mitunter sehr verständig«, fuhr der Fürst fort. »Sie haben vorhin einen sehr verständigen Gedanken ausgesprochen. Sie sagten in bezug auf meine zweifelnde Beurteilung Ippolits: ›Die Wahrheit ist Ihnen alles, und darüber werden Sie ungerecht.‹ Das hat sich mir eingeprägt, und darüber denke ich nach.« Aglaja wurde auf einmal dunkelrot vor Freude. Alle Gefühlsveränderungen vollzogen sich bei ihr mit großer Offenheit und außerordentlicher Schnelligkeit. Der Fürst freute sich ebenfalls und lachte sogar vor Vergnügen, indem er sie anblickte. »So hören Sie denn«, begann sie wieder, »ich habe lange auf Sie gewartet, um Ihnen das alles zu erzählen, gleich von der Zeit an, wo Sie mir von dort den Brief geschrieben hatten, und sogar schon früher ... Die Hälfte haben Sie von mir schon gestern gehört: ich halte Sie für den ehrlichsten und wahrheitsliebendsten Menschen; Sie sind ehrlicher und wahrheitsliebender als alle anderen, und wenn man von Ihnen sagt, daß Ihr Verstand ... das heißt, daß Ihr Verstand mitunter nicht ganz gesund ist, so ist das ungerecht; das ist meine entschiedene Überzeugung, die ich auch verfochten habe; denn wenn Ihr Verstand auch wirklich nicht ganz gesund sein sollte (Sie werden mir das ja gewiß nicht übelnehmen; ich rede von einem höheren Gesichtspunkt aus), so ist dafür Ihr Hauptverstand besser als bei ihnen allen, sogar so gut, wie sie es sich gar nicht träumen lassen. Denn es gibt zwei Arten von Verstand, einen Hauptverstand und einen Nebenverstand. Nicht wahr? So ist es doch?« »Vielleicht ist es so«, sagte der Fürst kaum vernehmbar; das Herz zitterte und klopfte ihm gewaltig. »Ich wußte, daß Sie es verstehen würden«, fuhr sie mit wichtiger Miene fort: »Fürst Schtsch. und Jewgeni

Pawlowitsch verstehen von diesen beiden Arten von Verstand nichts und Alexandra ebensowenig; aber denken Sie sich: Mama verstand es!«
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20476-20487 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 5, S. 72-78) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Man hat manchmal den Eindruck in diesem Buch, dass die Intelligenz ausschliesslich bei den Frauen zu Hause ist, während die Männer sich überwiegend dadurch aus zeichnen, dass sie zwar einen funktionierenden „Nebenverstand" und dort wo der „Hauptverstand" sitzen sollte, aber ein grosses Loch haben.
Deswegen verwundert es auch wenig, dass Fürst Schtsch.und Jewgeni Pawlowitsch nichts, dafür aber die Generalin alles versteht.
Aglajas Konzept vom „Haupt- und Nebenverstand" ist jedenfalls in Bezug auf Myschkin um einiges intelligenter als Tellenbachs Geraune vom erwachsenen Kind.
Es ist in der Tat das zentrale Problem Myschkins, und ich denke aller Myschkins, dass er alles versteht und nichts checkt.
D.h. er besitzt einen scharfen analytischen Verstand und geringe bis gar keine Fähigkeiten in einer Situation, wie z.B. der, in der er sich gerade befindet, den Überblick zu behalten.
Deswegen besteht sowieso die einzige Chance beider auf einen glücklichen Ausgang in der Hoffnung auf den gut funktionierenden „Haupt- und Nebenverstand" Aglajas. Sobald er sie verlässt, sind beide verloren.

Sehen wir weiter:
»Sie haben sehr viel Ähnlichkeit mit Lisaweta Prokofjewna.« »Wieso? Wirklich?« fragte Aglaja erstaunt. »Wahrhaft, das ist meine Ansicht.« »Ich danke Ihnen«, sagte sie nach kurzem Nachdenken. »Ich freue mich sehr, daß ich mit Mama Ähnlichkeit habe. Sie schätzen sie also wohl sehr hoch?« fügte sie hinzu, ohne die Naivität der Frage gewahr zu werden. »Sehr hoch, sehr hoch, und ich freue mich, daß Sie das so ohne weiteres herausgefühlt haben.« »Ich freue mich ebenfalls; denn ich habe bemerkt, daß man sich manchmal ... über sie lustig macht. Aber nun hören Sie die Hauptsache: ich habe es lange überlegt und schließlich Sie ausgewählt. Ich will nicht, daß man sich zu Hause über mich lustig macht; ich will nicht, daß man mich für eine kleine Närrin hält; ich will nicht, daß man mich aufzieht ... Ich habe das alles durchschaut und habe Jewgeni Pawlowitsch mit aller Entschiedenheit abgewiesen, weil ich nicht will, daß man mich ununterbrochen unter die Haube zu bringen sucht! Ich will ... ich will ... nun, ich will von zu Hause weglaufen, und ich habe Sie dazu ausgewählt, mir zu helfen.« »Von zu Hause weglaufen!?« rief der Fürst. »Ja, ja, ja, von zu Hause weglaufen!« rief sie plötzlich, in heftigem Zorn aufflammend. »Ich will nicht, ich will nicht, daß sie mich dort fortwährend zwingen zu erröten. Ich will nicht vor ihnen erröten, auch nicht vor dem Fürsten Schtsch., auch nicht vor Jewgeni Pawlowitsch und vor keinem Menschen, und darum habe ich Sie ausgewählt. Mit Ihnen will ich alles, alles besprechen, sobald ich nur Lust habe, sogar das Wichtigste; und Sie dürfen mir Ihrerseits auch nichts verbergen. Ich will wenigstens mit einem Menschen über alles so reden können wie mit mir selbst. Die Meinigen haben auf einmal angefangen so zu reden, als ob ich auf Sie wartete und Sie liebte. Das ging schon so vor Ihrer Ankunft, und ich hatte ihnen

Ihren Brief doch gar nicht gezeigt; aber jetzt reden sie nun schon alle davon. Ich will kühn sein und mich vor nichts fürchten. Ich will nicht auf ihre Bälle gehen; ich will Nutzen bringen. Ich habe schon längst davongehen wollen. Ich habe zwanzig Jahre lang bei ihnen wie in einem Käfig gesessen, und immer wollen sie mich unter die Haube bringen. Schon als ich vierzehn Jahre alt war, dachte ich daran davonzulaufen, obwohl ich damals noch dumm war. Jetzt aber habe ich mir schon alles gut überlegt und habe auf Sie gewartet, um Sie gründlich über das Ausland zu befragen. Ich habe noch nie einen gotischen Dom gesehen; ich will in Rom sein; ich will alle wissenschaftlichen Sammlungen ansehen; ich will in Paris studieren; ich habe mich das ganze letzte Jahr über vorbereitet und studiert und sehr viele Bücher gelesen; ich habe auch alle möglichen verbotenen Bücher gelesen. Alexandra und Adelaida lesen allerlei Bücher; sie dürfen das. Aber mir werden nicht alle in die Hände gegeben; ich stehe unter Aufsicht. Ich will mich mit meinen Schwestern nicht herumstreiten; aber meiner Mutter und meinem Vater habe ich schon längst erklärt, daß ich meine soziale Stellung vollständig verändern will. Ich beabsichtige erzieherisch tätig zu sein und habe dabei auf Sie gerechnet, weil Sie gesagt haben, Sie hätten Kinder gern. Können wir zusammen eine erzieherische Tätigkeit ausüben, wenn nicht sogleich, so doch in zukünftiger Zeit? Wir werden vereint Nutzen stiften; ich will kein Generalstöchterchen sein ... Sagen Sie, Sie sind wohl ein sehr gelehrter Mann?« »Oh, durchaus nicht!« »Das ist schade; ich hatte es geglaubt ...; wie bin ich nur dazu gekommen, es zu glauben? Aber Sie werden dabei doch mein Leiter sein; denn ich habe Sie ausgewählt.«
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20487-20490 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 5, S. 78-81) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Das ist ganz eindeutig eine Liebeserklärung. Es gibt nur ein Problem: Wird unser Held das auch verstehen ? Oder spielt im sein schwach entwickelter „Nebenverstand" den alles entscheidenden Streich.
Man muss sich das so vorstellen: Wenn er in einem Monat oder einem Jahr die Szene an seinem geistigen Auge vorbei ziehen lässt, wird er sofort und blitzartig begreifen, dass dies eine Liebeserklärung war.
Aber jetzt ? Auf dieser Parkbank ?
Jetzt ist er vermutlich überfordert.
Fürs Gelingen zählt aber nur das Jetzt.

„»Das ist eine Torheit, Aglaja Iwanowna.« »Ich will von zu Hause weglaufen, ich will es!« rief sie, und ihre Augen funkelten wieder auf. »Wenn Sie mir Ihre Beihilfe versagen, so heirate ich Gawrila Ardalionowitsch. Ich will nicht, daß man mich zu Hause für ein abscheuliches Frauenzimmer hält und mir für Gott weiß was alles die Schuld gibt.« »Sind Sie bei Sinnen!?« rief der Fürst und sprang beinah von der Bank in die Höhe. »Wer beschuldigt sie? Wer tut so etwas?« »Alle bei uns zu Hause, meine Mutter, meine Schwestern, mein Vater, Fürst Schtsch., sogar Ihr abscheulicher Kolja! Und wenn sie es nicht geradeheraus sagen, so denken Sie es wenigstens. Ich habe es ihnen allen ins Gesicht gesagt, sowohl meiner Mutter als auch meinem Vater. Mama war infolgedessen einen ganzen Tag krank, und am andern Tag sagten mir Alexandra und Papa, ich wüßte selbst nicht, was ich zusammenphantasierte, und was für Ausdrücke ich gebrauchte. Aber ich habe ihnen sehr entschieden geantwortet, ich verstände

schon alles, alle Ausdrücke, und ich wäre kein kleines Kind mehr, und ich hätte schon vor zwei Jahren absichtlich zwei Romane von Paul de Kock gelesen, um alles zu erfahren. Als Mama das hörte, fiel sie beinahe in Ohnmacht.« Dem Fürsten ging plötzlich ein seltsamer Gedanke durch den Kopf. Er blickte Aglaja prüfend an und lächelte. Er konnte gar nicht glauben, daß dasselbe hochmütige Mädchen vor ihm saß, das ihm früher einmal mit so stolzer, hochfahrender Miene Gawrila Ardalionowitschs Brief zum Lesen gegeben hatte. Er vermochte nicht zu begreifen, wie in diesem hochmütigen, abweisenden schönen Mädchen ein solches Kind stecken konnte, ein Kind, das vielleicht in Wirklichkeit auch jetzt noch nicht »alle Ausdrücke« verstand. »Haben Sie immer nur im Elternhaus gelebt, Aglaja Iwanowna?« fragte er. »Ich meine, sind Sie nie in einer Schule gewesen, haben Sie nie ein Unterrichtsinstitut besucht?« »Nein, niemals; ich habe immer wie in einer verkorkten Flasche zu Hause gesessen und werde direkt aus der Flasche heiraten; warum lächeln Sie wieder? Ich mache die Wahrnehmung, daß anscheinend auch Sie sich über mich lustig machen und sich zur Gegenpartei halten«, fügte sie, finster die Stirn runzelnd, hinzu. »Machen Sie mich nicht ärgerlich; ich weiß sowieso schon nicht, was in meinem Kopf vorgeht ... Ich bin überzeugt, Sie sind in dem festen Glauben hierhergekommen, daß ich in Sie verliebt wäre und Sie zu einem Rendezvous bestellt hätte«, sagte sie in gereiztem Ton.»Ich habe das gestern wirklich befürchtet«, versetzte der Fürst in unbedachtsamer Offenherzigkeit (er war sehr verwirrt). »Aber heute bin ich überzeugt, daß Sie ...«"

Man ist entweder ein riesiger Esel oder man hat ein massives Problem, wenn man eine schöne Frau, die einem ziemlich direkt auffordert: „Entkorke mich !" so zurück weist. Vielleicht spielt sogar beides eine Rolle.
Wir werden sehen.
Beginnen wir mit Paul de Kock (in einer älteren Übersetzung ist nur von „verbotener Literatur" die Rede). Wer ist das ? Und welche Art Bücher schreibt er ?
Er ist ein Autor schlüpfriger Romane mit Kapitelüberschriften wie „Auf dem Heuboden". Man findet seine Ergüsse u.a. beim Projekt Gutenberg.
Und wenn man da mal reinliest (mehr geht eigentlich nicht), versteht man sein Grinsen, wenn Aglaja meint damit über „gewisse Dinge" informiert zu sein.
Allerdings tritt er damit auch eine Lawine los, die beide und ihn vor allem, begraben wird.
Denn nun fühlt sie sich nicht ernst genommen.
Aber bevor wir dazu kommen, bemerken wir noch eine weitere Paradoxie: Nachdem sie mit ihm Paul de Kock durchprobieren wollte, versichert sie ihm nun, dass sie keinesfalls in ihn verliebt sei. Und er meint auch noch er hätte das tatsächlich befürchtet. Der Roman zieht sich zwischen Empfang des Zettels und Treffen auf der Parkbank durchaus etwas in Länge. Aber die ganze Zeit befindet sich der Fürst in einer Art Vorfreude, gemischt mit Unsicherheit. Das ist nicht die Stimmung, wenn man etwas befürchtet, eher wenn man etwas erwartet.
Und nun ist es da, nun ist sie da und nun hat er Angst und ist sehr verwirrt.
Wir bemerken hier wieder, dass gewissermassen 2 Frauen agieren. Die eine, die mit ihrem Wunsch er möge mit ihr nach Paris gehen und dort mit ihr neue Erfahrungen, auch und gerade sexuelle Erfahrungen, machen schon fast auf die männliche Seite gewechselt war und die nun mit einer äußerst unglaubwürdigen Volte wieder ins Passive wechselt: Sie wirft ihm vor, er würde glauben, sie sei

verliebt.
Statt über die Lächerlichkeit dieses Vorwurfs charmant hinweg zu gehen und ihr die Angst vor ihren Gefühlen zu nehmen, sagt er „Ich habe das gestern wirklich befürchtet".
Er kann nicht aus seiner Passivität. Er kann Aglaja ihre Angst nicht nehmen, weil seine Angst noch größer ist.
Aber warum ist seine Angst so groß ?
Zunächst deswegen, weil er hier auf einer Parkbank sitzt und situationsbezogen richtig und sofort reagieren muss, statt alles in Ruhe reflektieren zu können. Er befindet sich in der Situation desjenigen, der über einen zugefrorenen See läuft und weder sicher sein kann, dass er im nächsten Schritt nicht auf eine dünne oder aber eine glatte Stelle trifft. Er hat keinen wirklichen Überblick über seine Lage und reagiert deswegen bestenfalls zufällig richtig, weil er sich eher vorwärtstastet, statt zielgerichtet laufen zu können.
Das ist sein Hauptproblem.
Das ist sein mangelnder „Nebenverstand", seine fehlende Fähigkeit Bälle, selbst wenn sie ihm ziemlich direkt zugeworfen werden, auch fangen zu können.
Dazu kommt aber noch ein zweites:
Aglaja möchte ihn ja zum Lehrmeister. Und zwar nicht in irgendeinem Fach, sondern in dem ganz speziellen Fach der Liebe. Ihre hohe Meinung über seine sexuellen Erfahrungen gründet gerade darauf, dass er mit „jener Frau" zusammen war, die für „ganz Petersburg" ein Symbol der sexuellen Verlockung ist.

Wir wissen nichts über diese Woche, nur dass sie wohl für beide furchtbar war, das wäre sie aber kaum gewesen, wenn er damals das gelernt hätte, was er nun Aglaja lehren soll.
Nun aber wird sie von ihrer Enttäuschung überwältigt:

„ »Wie!« rief Aglaja, und ihre Unterlippe fing auf einmal an zu zittern. »Sie haben befürchtet, daß ich ... Sie haben zu denken gewagt, daß ich ... O Gott! Sie haben vielleicht geargwöhnt, ich hätte Sie mit der Absicht hierher bestellt, Sie in meine Netze zu locken, damit man uns dann hier zusammen überraschte und Sie nötigte, mich zu heiraten ...« »Aglaja Iwanowna! Schämen Sie sich denn nicht? Wie konnte nur ein so unreiner Gedanke in Ihrem reinen, unschuldigen Herzen entstehen? Ich möchte darauf wetten, daß Sie selbst kein Wort von dem, was Sie eben sagten, für wahr halten ... Sie wissen selbst nicht, was Sie reden!« Aglaja saß mit beharrlich gesenktem Kopf da, wie wenn sie selbst über das, was sie gesagt hatte, einen Schreck bekommen hätte. »Ich schäme mich ganz und gar nicht«, murmelte sie. »Woher wissen Sie, daß ich ein unschuldiges Herz habe? Wie konnten Sie wagen, mir damals den Liebesbrief zu schicken?« »Einen Liebesbrief? Mein Brief ein Liebesbrief! Das war ein höchst respektvoller Brief; was in diesem Brief stand, das war meinem Herzen in der schwersten Stunde meines Lebens entquollen! Ich erinnerte mich damals Ihrer wie einer Lichtgestalt ... ich ...«"

Wieso ist eigentlich ein Liebesbrief kein respektvoller Brief ? Kann ein Mann einer Frau mehr Respekt entgegen bringen, als ihr zu sagen, dass er sie begehrt ?
Es ist äusserst merkwürdig, wie sehr er sich dagegen sträubt von Liebe zu reden und jetzt weigert er sich sogar seinen Liebesbrief als Liebesbrief zu bezeichnen.

Und dann verfällt er auch noch darauf in ihr sein „Lumen coelum!", sein Himmelslicht zu sehen. Als „Lichtgestalt" kann er sie natürlich nicht lieben, nur anbeten !

Was ist das für eine Gesellschaft in der zwei sich ihrer besten Gefühle so sehr schämen ? Wäre ein gewisses Mass an Schamlosigkeit nicht die Vorraussetzung zu einem glücklicheren Leben ?

„ »Nun gut, gut«, unterbrach sie ihn, aber in ganz verändertem Ton, aus welchem man tiefe Reue und Angst heraushörte; sie bog sich sogar zu ihm hin, wobei sie es aber immer noch vermied, ihn gerade anzusehen, und war nahe daran, ihn an der Schulter zu berühren, um ihre Bitte, daß er ihr nicht böse sein möge, noch eindringlicher zu machen. »Gut«, fügte sie, sich furchtbar schämend, hinzu, »ich fühle, daß ich mich eines schrecklich dummen Ausdrucks bedient habe. Ich habe das gesagt ... um Sie zu prüfen. Nehmen Sie an, ich hätte es nicht gesagt! Und wenn ich Sie gekränkt habe, so verzeihen Sie mir! Bitte, sehen Sie mich nicht gerade an; wenden Sie sich ab! Sie sagten, das sei ein sehr unreiner Gedanke: ich habe es absichtlich gesagt, um Sie zu verletzen. Manchmal bekomme ich selbst einen Schreck über das, was ich sagen möchte; aber auf einmal sage ich es doch. Sie sagten soeben, Sie hätten diesen Brief in der schwersten Stunde Ihres Lebens geschrieben ... Ich weiß, was das für eine Stunde war«, sagte sie leise und blickte wieder zur Erde. »Oh, wenn Sie alles wissen könnten!« »Ich weiß alles!« rief sie in erneuter Erregung. »Sie lebten damals einen ganzen Monat lang in ein und derselben Wohnung mit dieser abscheulichen Frau, mit der Sie davongegangen waren ...« Sie errötete jetzt nicht mehr, während sie das sagte, sondern wurde blaß; auf einmal stand sie wie geistesabwesend von der Bank auf, setzte sich aber, zur Besinnung kommend, sogleich wieder hin; ihre Lippe zuckte noch lange weiter. Das Schweigen dauerte etwa eine Minute lang. Der Fürst war über diese plötzliche Heftigkeit sehr überrascht und wußte nicht, worauf er sie zurückführen sollte. »Ich liebe Sie durchaus nicht«, sagte sie plötzlich kurz und scharf. Der Fürst antwortete nicht; sie schwiegen wieder ungefähr eine Minute lang. »Ich liebe Gawrila Ardalionowitsch ...«, sagte sie hastig, aber kaum hörbar und ließ den Kopf noch tiefer sinken. »Das ist nicht wahr«, erwiderte der Fürst, ebenfalls beinah flüsternd. »Dann lüge ich also? Es ist doch wahr, ich habe ihm mein Wort gegeben, vorgestern, auf dieser selben Bank.« Der Fürst erschrak und dachte einen Augenblick nach. »Das ist nicht wahr«, sagte er noch einmal in entschiedenem Ton. »Sie haben sich das alles nur ausgedacht.« »Sehr höflich von Ihnen! Wissen Sie, er hat sich gebessert; er liebt mich mehr als sein Leben. Er hat vor meinen Augen seine Hand verbrannt, nur um mir zu beweisen, daß er mich mehr liebt als sein Leben.« »Er hat seine Hand verbrannt?« »Jawohl, seine Hand. Sie mögen es glauben oder nicht, das ist mir ganz gleich.« Der Fürst schwieg wieder. Aglajas Worte klangen nicht scherzhaft; sie war ärgerlich. »Wie? Hat er denn eine Kerze hierher mitgebracht, wenn das hier vorgegangen ist? Anders kann ich mir die Sache nicht vorstellen ...« »Jawohl ... eine Kerze. Was ist daran unwahrscheinlich?« »Eine bloße ganze Kerze oder eine auf einem Leuchter?« »Nun ja ... nein ... eine halbe Kerze ... ein Stümpfchen ... eine ganze Kerze ..., das ist ja ganz egal; lassen Sie doch das Gerede ...! Meinetwegen kann er auch Zündhölzer mitgebracht haben! Er zündete die Kerze an und hielt eine ganze halbe Stunde lang den Finger in die

Flamme; ist das etwa nicht möglich?« »Ich habe ihn gestern gesehen; seine Finger sind ganz heil.« Aglaja brach nun auf einmal ganz wie ein Kind in ein prustendes Gelächter aus.
»Wissen Sie, warum ich eben gelogen habe?« wandte sie sich dann mit der kindlichen Zutraulichkeit an den Fürsten; ihre Lippen zitterten immer noch vor Lachen. »Deswegen: wenn man lügt und dabei in geschickter Weise etwas Ungewöhnliches, Außerordentliches einflicht, wissen Sie, etwas, was sehr selten ist oder überhaupt nicht vorkommt, dann erscheint die Lüge weit glaubhafter. Das habe ich früher beobachtet. Es ist mir nur deshalb mißglückt, weil ich es nicht richtig verstanden habe ...« Auf einmal machte sie wieder ein finsteres Gesicht, wie wenn ihr etwas einfiele. »Wenn ich damals«, sagte sie, indem sie sich zu dem Fürsten hinwandte und ihn mit ernster, ja trauriger Miene ansah, »wenn ich Ihnen damals das Gedicht vom ›armen Ritter‹ deklamiert habe, so wollte ich Sie damit zwar für einiges loben, zugleich aber wollte ich auch Ihr Benehmen in gewisser Hinsicht als Torheit hinstellen und Ihnen beweisen, daß ich alles wußte ...« »Sie sind sehr ungerecht gegen mich und gegen jene unglückliche Frau, von der Sie soeben einen so schrecklichen Ausdruck gebrauchten, Aglaja.« »Ich habe den Ausdruck deswegen gebraucht, weil ich alles weiß! Ich weiß, daß Sie vor einem halben Jahr vor aller Ohren ihr Ihre Hand antrugen. Unterbrechen Sie mich nicht; Sie sehen, ich führe nur Tatsachen an, ohne eine Kritik daran zu knüpfen. Darauf ist sie mit Rogoschin davongelaufen; dann haben Sie mit ihr in irgendeinem Dorf oder in irgendeiner Stadt zusammen gelebt, und sie ist von Ihnen weggegangen und hat sich zu irgendeinem andern begeben.« (Aglaja errötete stark.) »Dann ist sie wieder zu Rogoschin zurückgekehrt, der sie wie ... wie ein Wahnsinniger liebte. Darauf sind Sie, der Sie ebenfalls ein sehr verständiger Mensch sind, ihr jetzt schleunigst hierher nachgereist, sowie Sie erfahren hatten, daß sie nach Petersburg zurückgekehrt war. Gestern abend haben Sie sich zu ihrem Verteidiger aufgeworfen, und jetzt eben haben Sie von ihr geträumt ... Sie sehen, daß ich alles weiß; Sie sind ja doch um ihretwillen hierher gereist, nicht wahr, um ihretwillen?« »Ja, um ihretwillen«, antwortete der Fürst leise; er ließ traurig und nachdenklich den Kopf sinken und ahnte nicht, mit was für einem funkelnden Blick Aglaja ihn betrachtete. »Um ihretwillen, nur um zu erfahren ... Ich glaube nicht an ihr Glück mit Rogoschin, obgleich ... kurz, ich weiß nicht, was ich hier für sie tun, wie ich ihr helfen könnte; aber ich bin trotzdem hergekommen.« Er zuckte zusammen und sah Aglaja an; diese hörte ihm voll Haß zu. »Wenn Sie hergereist sind, ohne zu wissen, wozu, so lieben Sie sie sehr«, sagte sie schließlich."*[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20497 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 5, S. 86) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]*

Ja, er liebt dies Natasja und er liebt Aglaja die „Lichtgestalt". Er weiss zwar nicht was Liebe ist, so wie er mit allen scheinbar klaren Begriffen wie „Gut", „Böse" oder „Häßlich" und „Schön" auf Kriegsfuß steht, aber er empfindet für beide Frauen starke Gefühle. Und er ist unfähig, was er empfindet auch in Handeln um zu setzen, auch mit seinem Körper für das ein zu stehen, was er fühlt. Er kann das nicht auf dieser Parkbank und er konnte dies vermutlich auch während der Woche als er mit Natasja zusammen war nicht.

enge Leben eines Generalstöchterchens im goldenen Käfig hinter sich lassen wollte, macht nun den Fehler von ihm Eindeutigkeit zu erwarten, wo doch das Uneindeutige seine Welt ist.

Sie hat sich weit heraus gewagt aus ihrer Welt. Sie ist an Grenzen gegangen und über Grenzen, wie sie ihr in dieser Zeit und in dieser Gesellschaft gesetzt waren. Aber weil er in bestimmter Hinsicht ein Idiot ist, hätte sie nur gewinnen können, wenn sie getan hätte, was Frauen nicht tuen dürfen in dieser Männer-gesellschaft: Ihn einfach in die Arme nehmen und sagen: „Ich will Dich, Du Idiot !".

2. Zwei Frauen beschliessen eine Hochzeit

7. Vom Tragischen im Leben und unserer unstillbaren Sehnsucht nach einem immer währenden „Sommernachtstraum"

Kürzlich haben wir einen Kollegen beerdigen müssen, der im Alter von 51 Jahren an Krebs gestorben ist. Solche Momente der Tragik und des Todes gehören leider immer zum Leben. Und selbst wenn eines hoffentlich nicht so fernen Tages diese Krankheit besiegt ist, bleibt Leben eine so verletzliche Angelegenheit, dass uns die Tragik des Nicht-Gelingens, des Scheiterns nie verlassen wird.
Aber gehören deswegen auch die traurigen und meist blutrünstigen Enden auf die Dostojewksijsche Roman meistens zu laufen auch zum Leben ?
Die Frage läßt sich abändern in die Frage: Wie vermeidbar sind die Ermordung Natasjas, das Scheitern Myschkins sowohl bei Natasja als auch bei Aglaja ? Warum gibt es kein gutes Ende und was müsste geschehen, damit dieses gute Ende möglich wäre.
Es ist die Frage nach dem Gelingen. Und auch die Frage danach, ob Gelingen nicht möglich ist.
Und damit die wichtigste Frage überhaupt.

1. Das Konzept der Tragödie

„Kennzeichnend für die Tragödie ist der schicksalhafte Konflikt der Hauptfigur. Ihre Situation verschlechtert sich ab dem Punkt, an dem die Katastrophe eintritt. In diesem Fall bedeutet das Wort Katastrophe nur die unausweichliche Verschlechterung für den tragischen Helden. Allerdings bedeutet diese Verschlechterung nicht zwangsläufig den Tod des Protagonisten.
Anders als im Drama ist das Scheitern des Helden in der Tragödie unausweichlich; die Ursache liegt in der Konstellation und dem Charakter der Figur. Der Keim der Tragödie ist, dass der Mensch der Hybris verfällt und dem ihm vorbestimmten Schicksal durch sein Handeln entgehen will."

(http://de.wikipedia.org/wiki/Trag%C3%B6die)
Natürlich darf man niemals falschen Trost spenden, aber bei Wörtern wie „unausweichlich" oder „schicksalhaft" streuben sich meine Nackenhaare.
Die schlimmste Form der Lüge, schlimmer als jeder falsche Trost und hohl-dröhnender Optimismus, ist die meist falsche Behauptung: „Da kann man nichts machen !".

8. Schlussbemerkung